

AFRIKANISCHE BUSCHREITER



H. Ant. Aschenborn



Hans Anton Aschenborn
Afrikanische Buschreiter



^AAfrikanische ^BBuschreiter

Lehr- und Wanderjahre eines Afrikaners

von

^{Aschenborn}
Hans Anton Aschenborn



294592

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68

G-DT

A81

A

COPY 1

Mit 41 Zeichnungen vom Verfasser

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1926 by August Scherl G. m. b. H., Berlin
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

GIFT

Gewidmet

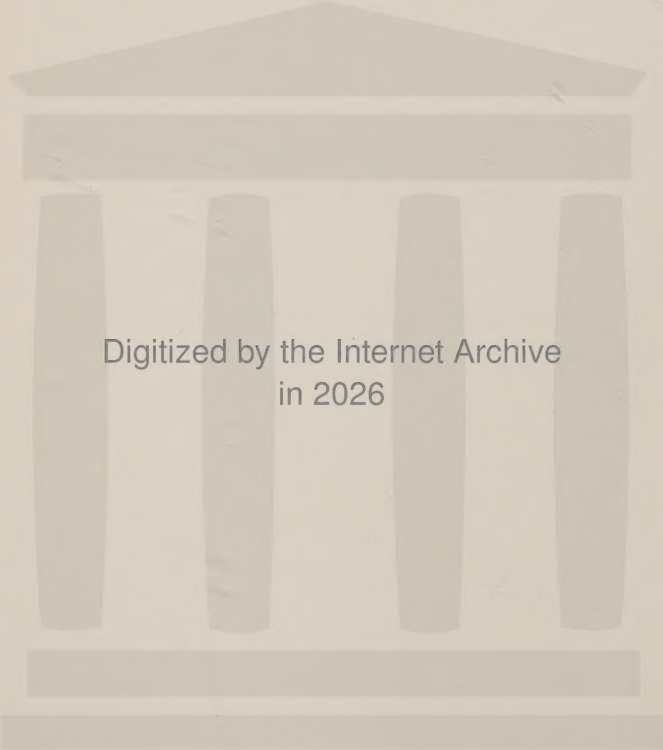
meinem hochverehrten Prinzipal, der mich in die
Anfangsgründe der Landwirtschaft einführte, dem

Rittergutsbesitzer Paul Möller-Pölitz

und

dem Onkel Nell, der mir in der Jugendzeit die
schönsten Jagdhistorchen erzählte, dem

Kontreadmiral a. D. Georg Sarnow



Digitized by the Internet Archive
in 2026

V o r w o r t

Ein Vorwort muß ja meistens sein,
Und ist's nicht nötig, sei's zum Schein.

Drum:

Hab große Pläne und hab ein Ziel,
Behalte das für dich und rede nicht zu viel!
Laß ab vom Grübeln und laß das Sorgen,
Denk auch ans Heute und vergiß das Morgen!
Laß auch die Menschen so, wie sie nun sind,
Es bleibt doch jeder, wie er war als Kind!
Es hilft nicht Tünche, kein vornehmer Rock,
Er bleibt, was er war, ein Schaf oder Bock!
Laß nur das Unkraut wachsen und blüh'n,
Du kannst es doch nicht zum Obstbaum dir zieh'n!
Genieße die Stunde und fasse das Glück,
Ist es verschwunden, kehrt's nie mehr zurück.
Drum wäge und rechne nicht allzuviel!
Schieß lieber mal eben vorbei auch am Ziel!
Wenn nicht du geschossen, hast du auch gefehlt!
Hat einst mir ein alter Weidmann erzählt.

Der Frühlingsfarmer

Da Sie nicht meine Braut sind und auch kein junges Mädchen, werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich Sie nicht am Dampfer abhole" — begann der Brief, den ich als erstes beim Betreten afrikanischen Bodens empfing.

Noch in Erinnerung freute ich mich über diese Zeilen, als ich einige Wochen später im nördlichen Teile des Schutzgebiets durchs



Gelände trabte. Es war eine echt humorvolle Begrüßung, wie sie ganz zum Schreiber besagten Briefes gehörte, der in die Welt und besonders nach Afrika paßte, der sich nicht fürchtete vor Gott und dem Gouverneur! Der seine Farm regierte, wie nur einer, der einen guten Tropfen nicht verschmähte und mit einer sarkastischen Bemerkung allzeit aufwarten konnte, vor der man „höheren Ortes“ sogar nicht sicher war.

Nun, der afrikanische Ton hat ja seine besondere Note und muß auch besonders bewertet werden, und wird es auch. So

lehnte ein Polizeioffizier die Klage eines frisch aus Deutschland importierten Polizeisergeanten rundweg ab, als dieser wegen Beamtenebeleidigung gegen einen Farmer vorgehen wollte.

„Lassen Sie man die Finger davon, der Ausdruck, den Sie als Beleidigung empfunden haben, wird hier unter die Rubrik: „landesüblich“ gereiht, lautete der abschlägige Bescheid.

Und es gab noch Originale in der schönen alten Zeit zur Genüge von jeglicher Art, die sich hier draußen ganz anders entfalten konnten als in der Enge in Deutschland! Dabei kamen natürlich auch besondere Blüten ans Tageslicht, wie der Baron Herrntal, der gern von sich reden machte. So, als er eines Tages von seiner Bahnstation im Norden der Kolonie ein Telegramm in das Hauptstädtchen sandte, wo wegen einer Ausstellung sämtliche Hotels besetzt waren: „An die Hotelleitung Apollo. Erbitte zwei Zimmer, Bad, Empfang am Bahnhof verboten. Generaldirektor Baron Sero.“

Und der Wirt sauste aufgeregt durch die Zimmerflucht! Woher nehmen, wenn alles besetzt ist! Halt, der Herr von Dingsda hat ja zwei Zimmer belegt, der muß eins für den Generaldirektor rusrücken, und dann die zwei jungen, angehenden Farmer von 7 und 9 können zusammen auf Nr. 8 ziehen! So wird die Sache gehen!

Nun aber, wer ist Generaldirektor Sero? — Sero — Sero?

„Der kommt sicher von Monaco, aus der Spielhölle, mein Lieber“, meint Farmer Buschwig.

„Nee, nee, aber vielleicht einer, der aus Angola herunterkommt, denn das Telegramm ist im Norden aufgegeben. Wäre der Herr Generaldirektor Baron, — wie heißt er noch? — richtig, Sero, jemals in Swakopmund gelandet, na, das wüßte man doch!“

„Ja, natürlich, das wüßte man!“

Inzwischen aber stieg in Okambumbumbu ein Herr in den Zug, stellte seine Gewehre ins Abteil mit dem Bemerkten, man möchte nicht daran rühren, da die Dinger geladen seien — und fuhr ab nach der Metropole.

Empfang am Bahnhof war verboten, aber es hatte sich herumgesprochen, und die sagenhafte Gestalt des Barons von Sero spukte in aller Köpfen, es hatte sich ein Legendenwald um ihn herumgesponnen. Der Bahnhof war rammelvoll von Menschen.

Die Hotelleitung mit vier eingeborenen Bambusen in vollem Wicks lief im Marschmarsch den einlaufenden Zug entlang. Aus voller Kehle hörte man: Generaldirektor Sero, Baron von Sero — Sero, Sero! — Bis gemächlich das braungebrannte Gesicht Herrntals aus dem Abteil herausleuchtete: „Hier Sero! Guten Tag, Apollo-Meyer! Nehmen Sie mal meine Klamotten wahr und hier meine Donnerbüchsen, aber Vorsicht!“

Nun, mit derartigen Geschichten aus der schönen guten Zeit könnte ich duzendweise aufwarten. Aber die sind vergangen! Wie der Gärtner blumiges Unkraut im Garten nicht duldet, so räumt auch die Zivilisation mit solchen „Geschöpfen“ auf. Alles muß schön gleichmäßiges Herdenvieh werden! — Aber damals, da gab's noch Kerle, die nicht nur mit der Faust auf den Tisch schlugen, daß die Gläser durcheinander purzelten — nein, die auch mit dem Browning zur allgemeinen Belustigung der Gäste von den Regalen der Bar eine volle Flasche nach der andern herunterschossen.

Ja, so ein Kerl war auch der Mayerfuß. Hatt' es zu arg getrieben, nicht nur in dieser Art, sondern auch im Punkte Schulden. An der Bar traf ich ihn eines Tages im Hafenstädtchen, wo er gerade von einer Expedition, die er zur Erforschung des Buschmannparadieses in die Namib vornehmen wollte, erzählte. Ich freute mich innig über den faulen Kopf, und er zwinkerte mir vergnüglich übers Glas zu, denn ich gehörte in diesem Fall zu den Auguren.

Freund Willbach hatte es mir verraten, daß er ihn heimlich auf seine Kosten mitnehmen wolle nach Australien. Willbach war ein edler Mensch, der in Freundestreue machte.

„Ja aber“, sagte ich zu Mayerfuß, „Mensch, Ihr Name steht doch gar nicht in der amtlichen Dampfernotiz der Zeitung über abfahrende Passagiere?“

„Nee wirklich?“ grinste Mayerfuß, und Willbach hielt mir die Zeitung unter die Nase: „Da lesen Sie doch, hier steht, Willbach und Begleitung!“ Und damit zog er, das Zeitungsblatt schwenkend, in die Bar.

„Netter Kerl, nich?“ meinte Mayerfuß, ihm nachschauend. „Hat allerhand Geld und ich, wie Sie zugeben, allerhand Erfahrung! So werden wir zwei schon durchkommen!“

„Jawoll ja, alter Freund, und wenn Sie erst drüben ankommen, dann . . .“

„Ja, dann ist es vielleicht umgekehrt nach berühmtem Muster!“

Das war vor einer Stunde, und jetzt erzählte er den interessiert zuhorchenden Leuten an der Bar über seine weiter in Aussicht genommene Tätigkeit in der Kolonie — der er, noch bevor die Sterne am Himmel funkelten, schon den Rücken gekehrt haben sollte, trotz Gläubiger und Ein- und Auswanderungskommission.

Derartige Blüten hatte ich, wie gesagt, gleich in der Anfangszeit etliche kennen gelernt und mir auch selbst schon ein ganz Teil Erfahrung gesammelt, die mich allerdings kein Geld kostete, allbiweil ich dieses nicht besaß . . .

Inzwischen trabte ich nun geruhig auf meinem braven Schimmel durch die unendliche Steppe, meinem allerdings noch reichlich fernen Ziele zu. Geruhig, denn einen besonders flotten Trab ließen die Pferdebeine nicht zu. Hin und wieder machte sich sogar ein im Anfang noch zaghaftes, dann stärker werdendes Schonen der linken Vorhand bemerkbar. „Aber,“ hatte der Wachtmeister der Polizeistation gesagt, als er mir ganz gegen Brauch und Herkommen das Tier anvertraute, „wissen Sie, der Schimmel simuliert manchmal ein bisschen, besonders wenn er meint, genügend geleistet zu haben.“ Was nun aber als genügende Leistung anzusehen sei, darüber gingen dem Anschein nach die Ansichten weit auseinander. Doch was kümmerte mich schließlich solch kleine Ungemütlichkeit, der ich als junger Bursch frei durchs unbekannte Land ritt! Da nimmt man's halt nicht so genau.

Während Piccanini also etwas stöckernb die harte Pad entlang-zuckelte, hin und wieder ein Büschel Gras mit den Zähnen raufte, blickte ich mit durstigen, erwartungsvollen Augen über die endlos scheinende Steppe. Fern von den grauen Buschstreifen flimmerte die Luft im Sonnenglaste über gelbem Grase. Ein paar dunkle Punkte davor ließen sich bald als Strauße erkennen, die, als ich näher kam, mit wehenden Flügeln davonstapften. Und dann war da wieder nur die weite gleichförmige Steppe in ihrer Einsamkeit, und über allem der strahlend blaue ungetrübte Himmel.

Stunde um Stunde dehnte sich die Pad, und wieder schweiften meine Gedanken voraus in die Zukunft, zurück zu nahen und ferneren Erlebnissen meiner letzten Reise.

Da tauchten vor meinen Augen Las Palmas duftige Felsen über leuchtend grüner See auf. — Schwüle blaßblaue Mittagsstunden auf äquatorialen Meeren. — Schlanke Palmen über Wellblechhütten an feuchtheißen Buchten der Goldküste, und endlich Südwests schneeweißer Strand.

Der erste Abend auf afrikanischem Boden sah mich mit den Beinen aus dem Fenster meines kleinen Hotelzimmers baumeln, eifrig pinselnd, Karmin, Cadmium und Ultramarin aufs Papier setzend, um den leuchtenden Abendhimmel über dem Meere festzuhalten.

Ja, ja, die Pinselsei! Seit den ersten Zeiten meiner glorreichen Schullaufbahn hielt ichs mit Stift und Pinsel, aber die Eins im Zeichenfach riß die Vier im Latein nicht heraus!

Oh, ihr kühlen Gipsornamente, -köpfe und -hände, ihr ersten so abschreckenden Modelle, die ihr erst langsam im Laufe späterer Schuljahre lebenden Modellen wichet, dank unseres braven Schulmeisters freiem Blick. Der zahlte uns sogar Dauerkarten für den Wanderzirkus, meinem Schulkameraden und mir, damit wir die wilden Bestien nach dem Leben zeichnen konnten. Er schickte uns auf die Straßen und ließ uns Menschen und Tiere, was das Auge sah, in flotten Strichen festhalten. Sandte die Zeichnungen ein zu einem Wettbewerb und erzählte uns, daß diese mit dazu beigetragen



hätten, daß er einen Ruf für eine höhere Kunstschule erhalten hätte. Die freudige Nachricht fiel gerade, als ich eine Karzerstunde antrat, die ich für meine Textillustrationen, mit denen ich des göttlichen Homers Ilias versehen, zudiktiert erhalten hatte.

„Nur nicht ängstlich! Lieber mal vorbeihauen!“ war das Leitwort, das er uns auf den Weg gab, das auch für jede Lebenslage angewandt werden sollte, nicht nur für die Pinselsei.

Zaghaft ging's auch nicht zu auf der Malkschule, die ich volle zwei Monate unsicher machte, und zwar als einziges männliches Wesen zwischen einer Menge bildhübscher, niedlicher Mädels. Ob sie wirklich alle so berückend waren? Damals schien's mir sicher so, und für die Erinnerung ist es ja auch sehr angenehm! — Und von der Zeit stammt auch noch eine Skizze, die ich à la Käte Ohlshausen von meinem Lehrerkollegium gemacht hatte, betitelt „Zeug-

niskonferenz". Da saß das Nilpferd zwischen Bären, Hunden, Ziegen und Affen. Ich sandte Kopien davon an sämtliche Lehrer. Nur einer davon hatte Humor genug, mit freundlichem Gruß dankend zu quittieren. Ich habe sie noch, diese alten Skizzen von hier und da. Auch die ersten afrikanischen, die mit dem „wirklichen“ Afrika kaum etwas zu tun haben. Und doch sind sie mir schönste Erinnerung.

Und so war ich schließlich in Afrika gelandet, genoss mit vollen Zügen Licht, Luft, Freiheit und vor allem Sonne!

Damals ging's noch hinein ins Inland mit der guten alten Bimmelbahn. Durch das Kahnrevier, am grotesken Froschfelsen vorbei und am nächsten Tage an den Schroffen des Fongos im Abendgold. Immer das Pinselbuch in der Hand!

Himmel, war die Welt schön! Einmal all dies genossen haben, mit jungen, offenen Augen sich ganz dem Zauber der Stunde hingeben und nicht denken an morgen und Sorgen und Gold und Geld und Tod und Teufel!

Und die erste afrikanische Vollmondnacht in Karibib! Ein wirres Getümmel auf dem kleinen nächtlichen Bahnhof: Eingeborene, weiße Anzüge, Khaki, Tropenhelme, dann: knarrende Ochsenwagen, Gebrüll der Treiber. Im Städtchen scharfe Silhouetten fiedriger Pfefferbaumblätter auf mondweißen Mauern. Im Hotel vor meinem Fenster Oleanderduft, ferne Stimmen von Eingeborenen, Singsang und Händeklatschen von der Werft. Das interessante Moskitoneß über meinem Bett und draußen die blühenden Sterne am blaublauen Nachthimmel. Eine Lust so weich, so milde, so leicht und trocken, daß mir fast war, als schwebte ich über dem Boden.

Noch einen Tag mit der Klapperbahn und dann auf der Karre zu den Bergen, zum Farmhaus auf hohem Felsen, zu dessen Füßen das weite Revier rauscht in der Regenzeit. Eine herrliche Nacht auf der Veranda im Kreise alter lieber Bekannter aus Deutschland. Was gab's da nicht zu erzählen, zu schwätzen, was wollten



sie nicht alles wissen aus dem alten Deutschland, was ich von Afrika?

Es folgten die ersten Farnarbeiten, das Anstreichen von Wänden und Türen. Damit ich bei meinem Handwerk bliebe!

Die erste Zeit bewohnte ich die Badestube. Mein Bett war über dem in den Felsboden eingelassenen Zementbad aufgestellt. Und einen Wecker hatte ich, der spielte mir allmorgendlich „Stille Nacht, heilige Nacht“. Fern über den Bergspitzen funkelten die ersten Sonnenstrahlen, und unten im Tale in den Kameldornbäumen am Revier krächten die Sandhühner. Dann begann des Tages Arbeit, bald dies, bald das, unterbrochen von in erster Zeit völlig ergebnislosem Pirschen.

„Schaun Se her, dahinten auf der Karre, ich hab'n baar Berliner jeschossen.“

„Was, Berliner?“

„Na, naderlich, da ham mer se.“ Und im Bogen warf er mir ein paar frisch erlegte „Perlhühner“ vor die Füße.

Das war der Herr Verwalter. Und das ist ein ganz besonderes Thema für sich, über das ich nicht allzuviel reden will, da ich auch einer wurde für die nächsten Jahre.

Auch der Farmherr hatte so seine Eigenheiten. Besonders schön war sein für afrikanische Verhältnisse geradezu hervorragender Weinkeller. Er verstand sich auf die Marken. Und doch erhielt er eines Tages aus Deutschland eine Kiste geschickt mit alkoholfreiem Sekt. Das passte natürlich wie die Faust aufs Auge. Aber es gab viel Gaudi. Kam irgendein Bekannter des Weges, der eines guten Tropfens gewürdigt wurde, dann erlaubte ich mir die Bemerkung, ob es nicht angebracht sei, so wertem Gast mit einer Flasche alkoholfreien Sektes zu begrüßen — — denn ich wußte, daß der Haus- und Farmherr, sobald nur ein Tropfen dieses Getränkes seine Lippen berührte, mit Donnerstimme nach echtem Sekt rufen würde.

Übrigens hatte alles Viehzeug auf der Farm wunderbare, aber unbedingt eindrucksvolle Namen. So hieß der riesenhafte Simmentaler Bulle „Pasnuzius“, der Haushund „Medibumfel“, die beiden Wagenpferde „Whisky“ und „Soda“, und dann gab es noch ein paar Maultiere. Die eine alte Stute mit dem dicken Knie hieß „Isidora Duncan“ und der kuhheffige Wallach mit dem Senkrücken „Dalcroze“. Ich bin überzeugt, daß zu heutigen Zeiten Mensendieck, Bode und andere in dieser Zucht vertreten sein würden.

Eines späten Abends ritten wir dann auch zur Hauptstadt des Landes. Scharf schlugen die Hufe der Pferde den felsigen Boden, und es war weit nach Mitternacht, als wir dort eintrafen.

Im Hotel alles dunkel — ausnahmsweise, wie ich später feststellen konnte — bis auf einen Lichtschimmer, der aus dem Saal

drang. Schon standen wir an der Bar, wärmten uns an kräftigen Getränken, denn eine Maiennacht fällt in Afrika in die Winterzeit.

Da! War das nicht Musik? Leise, zart — Volkslieder! Ich trat in den Saal. Dämmerlicht herrschte. Dort saß eine knochige Gestalt vornübergebeugt am Tisch, und jenseits auf einer Art Podium spielte eine Kapelle, eine ganz richtiggehende Kapelle von sechs Mann, spielte ihm auf, dem Einsamen.

„Original, verrücktes“, knurrte der Wirt, der mir gefolgt war. Da blickte der Mann vom Tische auf, und wir erkannten uns gleichzeitig: er im geflickten Khakirock und abgetragenen Reithosen, er, einst der Modefex von Dresden.

„O quae mutatio rerum!“ spielte die Musik als passende Unterschrift . . .

Bauz, da hätte ich fast auf der Nase gelegen, das kommt von der verfluchten Träumerei und wenn man auf seinen Gaul nicht aufpaßt, von dem man weiß, daß er stolpert. Der hatte sich anscheinend meinen Gedankenrückflug zunutze gemacht und war in gemächlichem Schritt dahingezogen, hatte sich an den am Wege wachsenden Gräsern gütlich getan. Markierte jetzt ein paar Galoppsprünge, um seinen Eifer und guten Willen zu bezeugen, und fiel dann, Staub aufwirbelnd, in Hottentottentrott.

Stickend heiß war die Luft geworden, heiß und trocken. Ich schätzte die Zeit nach der Sonne, denn an eine Uhr konnte ich mich damals wie auch noch heutigen Tages nicht gewöhnen. Entweder steht solch Dings, oder das Glas ist zerbrochen, oder die Feder geknackst. Und dann vor allen Dingen jeden Abend eine Uhr aufziehen müssen! — Ich kann auf jeden Fall bezeugen, daß es auch ohne Uhr geht, besonders in Afrika.

Ich schätzte also auf 11 Uhr. Demnach hätte ich nun schon seit einer Stunde an der mir angegebenen Farm sein müssen, wenn nicht eben die Gedankenbummelei viel Zeit gekostet hätte.

Richtig stand die Sonne im Zenit, als ich schließlich eine Hütte unter ein paar alten Tambutibäumen unfern der Pad liegen sah.

Angrenzend ein eingekraaktes Stück Maisfeld. Das Hartebeesthaus bestand aus Zweigen und Stöckern, die zusammen verflochten durch Buschwerk und dann mit einem Gemenge von nassem Lehm und frischem Kuhmist abgedeckt worden waren.

Totenstille herrschte, einsam und verlassen lag die Farm da, und nicht einmal die üblichen Farmhunde kläfften einen wild tosend zur Begrüßung an. Nur im Schatten einer ausgespannten Ochsenkarre räkelten sich sandbadend ein paar Hühner. Aber nach der Beschreibung des Wachtmeisters mußte dies unbedingt der „Palast“ des alten Huber sein, und so sattelte ich ab, legte dem Gaul Spannfesseln an, strich noch einmal flüchtig mit der Hand dem Tiere über den Widerrist — und verflirt noch mal „gedrückt“! Na, hoffentlich sieht's keiner, sonst gibt's gleich zu Anfang einen schlechten Ruf! Aber da soll auch mal einer ungewohnte sechzig Kilometer an einem Vormittag reiten mit einem stolpernden Gaul. Noch einen Klaps auf die Hinterhand, und so hoppelte freundschaftlichst entlassen Piccanini davon, der Weide zu.

Als ich mich dann dem Hause wieder zuwandte, stand dort plötzlich in der Türöffnung eine weißbärtige Gestalt. Über dunkelroter, kräftig entwickelter Nase hing eine große Hornbrille, deren oberer Rand von hervorspringenden buschigen grauen Augenbrauen verdeckt wurde. Ein zerlöcherter Filzhut schloß die Erscheinung nach oben ab, während unter den schlottrigen Khakihosen ein Paar selbstverfertigte Beldschuhe hervorsahen, ein wundervolles Modell für einen alten Buschfarmer, wie man es sich nicht besser vorstellen konnte. Gleichgültig wanderten die Augen des Alten über mich hinweg, den er sicher mit erfahrungsreichem, schnell taxierendem Blick in die Klasse der „Frühlingsfarmer“* eingereiht hatte, und ruhten nachdenklich einen Augenblick auf dem davonstampfenden Gaul.

„Morrow, Polizeipferd, was?“ kam endlich die Begrüßung durch die gelben Zahnlücken, und eine knorrige, nasse Hand streckte

* Frühlingsfarmer = afrikanisches Greenhorn.

sich mir entgegen, die er, leider erst nachher, an seiner vielfach geflickten Hose abtrocknete. Mit einer Kopfbewegung lud er mich ein näherzutreten, und bald saßen wir bei einem Becher gekühlter Dmeire* am selbstgezimmerter Tisch zusammen.

Ich erzählte munter darauflos, und schweigend hörte der Alte zu, indem er sich von seinem Plattentabak mit einem großen Taschenmesser bedächtig kleine Scheiben herunterhobelte, die er dann mit seinen harten Zähnen zerrieb und in den Pfeifenkopf stopfte. Hellblaue, duftende Rauchwölkchen von eigenartigem Geruch stiegen auf aus dem Pfeifchen, verhüllten das Antlitz des Hausherrn, und nur hin und wieder fiel eine kurze Bemerkung in meinen Rede-
fluß. Nur einmal schien er besonderen Anteil zu nehmen, ich mochte wohl starken Bodmiste verzapft haben, denn „Frühlingsfarmer“ grunzte er auf und schüttelte den Kopf über meine unverdauten Ansichten über Farmerei! „Schatzucht wollns treibn, da heroben im Norden? Da gehns fei besser nachm Süden, da so bei Gibeon herum. Da sagns schon so, 's wär's „belämmertste“ von ganz Südwest!“

Eine abschließende und vernichtende Kritik.

Ich holte zur Beruhigung des Alten meine Kognakpulle hervor, während Huber mich zum Essen aufforderte. Seine Kochkunst grenzte ans Sagenhafte. Aber „'s freut mi nimmer. I Koch jek alle Samstagtag glei die ganze Speisefarte für die Woch, den Reis und a Trümm Wildfleisch. Na, und am Kaffee, das gieß i halt allweil a Wasser nach, Hauptsach is, daß d' Pfeifn brennt, nacha is mir wurscht, was i friß. 's Brotbacken hab i der Anna glernt, dem schwarzen Engerl, und gar net schlecht macht sies!“

Und ich besah mir die verzierenden Fingerabdrücke auf der verbrannten Brotrinde, die den nassen, klitschigen Laib umschloß. Und mußte an das Entsetzen einer jungen Farmerin denken, die mir kürzlich ihr Leid über den Küchenbambusen klagte: „Oh, dieser Dreckspatz, der Jakob! Hat der Kerl mir gesagt, wozu soll ich mir

* Saure Milch.

die Hände waschen vorm Backen, die werden doch beim Teigkneten von alleine sauber!"

Der Alte goß den Kaffee ein in die runden emaillierten Trinkgefäße, die man Koppies nennt. Kaffee ist in Südwest, wie in Südafrika, Nationalgetränk. Dünn, sehr dünne, steht er in weißer Emaillekanne auf jeder Veranda, denn ein Farmhaus ohne Veranda läßt sich schwer denken. Das typische Durchschnittsgebäude ist ein Hauptzimmer, rechts und links zwei schmalere Gelaße, Schlaf- oder Fremdenzimmer, je nachdem, die wie zwei Arme nach vorne greifen und so einen kleinen Raum bilden, der mit Wellblech überdacht als Veranda seine Schuldigkeit tut. Je nach Wohlstand und Einnahmen wachsen weitere Zimmer um das Anfangsgemach wie Jahresringe am Baum.

Huber war allerdings dem Anfangsstadium aller Farmerei getreu geblieben, dem Hartebeesthaus.

„Nachher hast doch glei dei Häusl! Aber des müßens anschau, wie die's afangen, die junge Leut auf der Uitdrei-Farm drüben! Da hams kei Zeit net für ein Hartebeesthäusl, 's muß glei a Schloß zambaut wern und derweil hams die Betten untern Kameldornbaum histellt, mitten in die Steppen! Ist halt alles an Übergang. Und da die Tredbuern, da auf Leckermater! Net für mögli halten sollt mer so etwas! Da hams die Stoeyp (Veranda) und drei Stuben. Im einen wohnens und essens, und schlafen tuns alle zamm in die zwoa andern. Da is der Alt und die Frau und der Sohn mit der Frau und die zwoa Töchter mit die Schwiegersöhn und Kinder san au no do, sechs oder siem! Da kennst di scho gar nimmer aus. Aber die Fußbödn müßns anschau, wie's die zammricht ham, da könnens was lernen, wenss amal a Haus baun. Nix als Lehm und Ruhmisch, aber glatt wie a Parkett!

Und das sag i Eahna, bleibens net so lang auf einer Farm hochn, jek als Frühlingfarmer; schauns, daß S' umanander kommen, auf jeder Farm gibt's was anders zum Lerna. 's probiert hier halt jeder sei Sach aus, des is scho oft 's Best an der ganzen

Farm! Und wenn S' des gfreßn ham, nachher nimmer lang rumhochn, glei zu an Andern!"

Während dieses langen Vortrags hatte ich seinem schönen Bayrisch lauschend doch noch mein Privatvergnügen gehabt. Seine Pfeife schien es nicht gewohnt zu sein, derartig lange Reden zu erleben, und war kurz nach dem dritten Satz erloschen. Ein Streichholz nach dem andern riß der brave Huber an, ich zählte deren zehn, von denen aber nur drei bis an den Pfeifenkopf kamen und dort langsam bis zu den Fingernägeln abbrannten. Wohl schlug die Flamme hin und wieder bei einem kräftigen Zug in die Pfeife, aber zum Zünden langte es nicht. Nun aber herrschte einen Augenblick Ruhe, und die treue, reichlich abgenutzte Sorgentrösterin kam zu ihrem Recht.

Und weiter fielen hin und wieder kurze Randbemerkungen.

Ich muß zwischen diesen wissenschaftlichen Erörterungen nach dem ungewohnt langen Ritt wohl eingenickt sein, denn als ich die Augen wieder aufschlug, fand ich mich halb sitzend, halb liegend auf den gefüllten Mehlsäcken, dem Proviant des Alten, die gleichzeitig als Schlaflager dienten.

Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg zur Tür herein. Huber saß qualmend auf seinem Sitz und las, dem Umschlag nach, eine Nummer des „Buffalo Bill“. Mit der rechten Hand aber schlenkerte er in einem Holztopf hin und her, wie ihn die Eingeborenen zur Bereitung ihrer Omeire gebrauchen. Kopfschüttelnd schaute ich ihm eine Weile zu und erlaubte mir dann die bescheidene Frage, was er in dem Topfe dort, in dem seine Hand so eifrig arbeite, habe.

„Rahm“, war die kurz hingeworfene Antwort.

„So, und was machen Sie damit?“

„Na, ich buttere halt!“

Allerdings die primitivste Buttermaschine, die ich in meinem Leben gesehen hatte. Doch Huber erklärte kurz und bündig, Geld habe er keins, sich eine Buttermaschine zu kaufen, doch Zeit genü-



gend, und außerdem ließ sich bei einer derartigen Butterbereitung noch die Zeit angenehm mit Lesen vertreiben.

Hier muß ich nun anschließend ein kleines Erlebnis erzählen, das sich weit über ein halbes Duzend Jahre später ereignete, aber hierher gehört.

Es war unten im Süden des Schutzgebietes, als wir eines heißen Tages beim Glase Bier auf der Veranda einer Kneipe in einem der kleinen Ortschaften saßen. Weit über zwanzig Herren; darunter auch Herr von Bretterstein, genannt „der Tatterstein“. Tatterstein war in der ganzen Kolonie bekannt wegen seines losen Handgelenkes. Seine Hände zitterten unaufhörlich bei jeder Verrichtung. Bei Tisch spielten Messer und Gabel bei ihm die reine Jazzmusik auf dem Teller, und trank er sein Gläschen, so band er eine Serviette um das Handgelenk und zog mit dieser mit einem Ruck das Glas zum Munde.

Um die Zeit totzuschlagen, erzählte jeder nun von uns Scherze, Wiße und was so in eine Herrenrunde paßt. Da brachte ich auch die Geschichte vom alten Huber an. Stillschweigend hörte der Kommandeur zu, wandte sich dann gemächlich, zart lächelnd zu Tatterstein und meinte:

„Na, Tatterstein, da brauchst du ja bloß deine Flosse in die Sahne hängen, dann buttert das ganz von alleine!“ . . .

Nun also saß ich beim alten Huber vorm sogenannten Kaffeetisch. Der Hausbambuse, ein fast nackter, nie gewaschener Buschmann, bediente. Schien etwas von Sauberkeit erfaßt zu haben, denn er wischte mir meine Blechtasse, bevor er sie vor mich hinsetzte, noch schnell einmal mit seinem Lendentuch aus! Huber säbelte mit einem riesigen Weidmesser einige Scheiben von dem vorher erwähnten Brote und schob mir die „goldgelbe“ Butter zu, das Farmprodukt oder, sagen wir besser, Hubers Handprodukt. Ich dankte wirklich herzlich, da ich absolut keinen Hunger hatte, aber der Alte ließ keine Ausreden gelten und bestrich mir eigenhändig fingerdick eine Schnitte. — Späterhin erfuhr ich auch

noch, daß er auf seinen Fahrten zur Ortschaft einige Pfund dieser Butter mitnahm und im Hotel damit seine Trinkkosten bestritt.

„Wenn Sie sich nicht verreiten, können Sie gegen Mitternacht auf Ihrem Platz ankommen!“ waren seine tröstlichen Abschiedsworte, als ich mich in den Sattel schwang. So trabte ich durch Busch und Steppe, und langsam senkte sich die Sonne hinter dunstigem, rauchigem Buschwald wie eine tiefrot glühende Feuerkugel.

„Weiß nicht, wohin ich lege in dieser Nacht mein Haupt“, sang ich weniger schön und richtig als laut vor mich hin, daß der alte Schimmel vor Freude über die musikalische Begleitung zu seinem stampfenden Trab mit den Ohren wackelte. Übrigens konnte ich singen, so laut ich wollte, kein Mensch würde mich hören, denn allmählich war ich an der äußersten Grenze des besiedelten Landes angekommen. Nach Westen gab's überhaupt keine und nach Norden nur noch vereinzelte Farmen. Dunkel wurde es in dieser Nacht nicht. Wundervoll leuchtete die brennende Steppe aus der Ferne, und langsam kam ich dem Brand näher. Dicke Dunstschwaden ließen den Himmel in unwirklich glühenden Farben erscheinen, spannten das Abendrot wie eine dichte leuchtende Mauer über das ganze Land.

Ein leichter Wind trieb die Flammen vorwärts durch die offene Parklandschaft. Prasselnd leckten sie an toten Dornbüschen hinauf, sanken in sich zusammen, flackerten und glühten für einen Augenblick wieder hoch empor, sobald sie neue Nahrung gefunden. In dumpfem Knall plakte wohl hier und da ein harzreicher Ast. Hin und wieder schoben sich scharffingerige Palmenblätter wie gespenstische Scherenschnitte vor die rote Lohe. Langsam stapfte mein Tier die Pfade entlang, ließ es brennen rechts und links. Müde mahlnen die Hufe mit knirschenden Eisen den losen Sand.

Wie im Halbschlaf ritt ich durch den glühenden, flammenden Zauberwald, und die Flämmchen spielten und blühten, warfen irrende, huschende Lichter über Strauch und Gezweig — und doch, wie anders kann solch Steppenbrand hausen, wenn der Sturm heult und die Flammen über das endlose Gräsermeer schleudert!

Dann ist's gefährlich für Mensch und Tier, und ich habe einen gekannt, dem der im Felde ausgespannte Ochsenwagen mit seiner ganzen Habe verbrannte. Die dazu gehörigen Eingeborenen entkamen teilweise, doch verbrannten zwei der farbigen Weiber. Er selber entging dem Schicksal nur dadurch, daß er sich fest in Decken gehüllt hinter einen kahlen Termitenhäufen warf; doch tragen Hand und Gesicht für Lebenszeiten die Erinnerungsmale an diese Stunden . . .

Es war spät in der Nacht, als Piccaninis Hufe gegen lose Steine schlugen. Kalkgestein am Rande der Pfanne, an der die mir angegebene Farn liegen sollte. Und bald stand ich, durch wütendes Gefläß einer wilden Meute angelockt, vor einem grauen, dunklen Kasten, dem Farnhaus. Ich sattelte ab, trat auf die Veranda. Aus der offenstehenden Tür drang lautes, kräftiges Schnarchen mir entgegen. Ich klopfte und klopfte, zwei-, dreimal. Endlich ertönte aus dem Dunkel eine kurze brummige Frage:

„Was is los? Verfluchte Köter, haltet's Maul!“

Ja, also ich sei da.

„Na, dann packen Sie sich man mit Ihren Decken auf die Veranda! Morgen sehen wir weiter“, und damit schwieg die Stimme endgültig.

Der Verandaboden bestand aus scharfem Kalkgestein, das nicht gerade besonders zum Schlafen einlud. Dann lieber davor im Sande.

Aber eine Tasse Kaffee war mir doch sehr erwünscht. Ob es so etwas wie eine Küche hier gab? Ich suchte rund ums Haus. Aha, dort drüben stand noch ein kleiner viereckiger Lehmkasten. Brennerig roch's da auch. „Jawoll ja, stimmt schon!“

Im sogenannten Herd aus Backsteinen war noch etwas Glut unter der Asche. Ich blies mit vollen Lungen, und bald flammte das Feuer hoch auf. Auf einem wackeligen mit Bindfaden an die Wand geknoteten Holzregal standen ein paar Blechdosen. Ich holte sie mir nacheinander herunter: Backpulver, Currypuder, Salz, Pfeffer, Zucker, Epsomsalt — aber kein Kaffee dabei. Aber halt

'mal, vielleicht birgt dieser Inhalt etwas anderes, als die Aufschrift andeutet. Und richtig fand ich auch im „Epsomfalt“ gemahlene Kaffee. Bald zog lieblicher Kaffeeduft mir durch die Nase, und wohligh genoss ich den würzigen Trank.

Der Himmel begann im Osten sich leicht zu verfärben, als ich mich endlich in meinen Woilach wickelte und mich vor der Küche zum Schlase in den Sand streckte . . .

Wir saßen zum Frühstück auf der Veranda, Mertens und ich. Mertens war hier der Baas, der Herr. In diesem Falle war das so viel wie halb Verwalter, halb Volontär, denn auf der Hauptfarm, die angrenzend zu dieser gehörte, saß der „eigentliche“, der auch hier hin und wieder nach dem Rechten sah.

Ovambogröße, Hirse, gab's mit — Nelken! Auch der Kaffee schmeckte nach Nelken, und im Laufe des Tages kam ich dahinter, daß hier alles mit Nelken gewürzt wurde. Man hatte nämlich eines Tages eine Kiste Nelken gefunden, die eine Expedition am Wege verloren hatte. Mochte es nun Wild- oder Hammelfleisch sein, Reis oder Kürbis oder Dickmilch, alles wurde mit Nelken gewürzt.

„So, mein Lieber, für heut machen Sie sich's nun erst mal gemüthlich.“ Er wies mit großartiger Gebärde auf die Flucht der Gemächer, die aus zwei aneinander geklebten Zimmern bestand, die nur flüchtig mit Lehm verputzt waren. Die Decke bildete das ver-räucherte, mit Löchern versehene Wellblechdach. Der Fußboden war mit großen unbehauenen, krummen Felsplatten ausgelegt, die auch wackelten, sobald man darauf trat, und statt der Fenster gab's große Löcher in den Wänden, die mit Drahtgaze vernagelt waren. Den einzigsten Schmuck bildeten einige gelbliche, verstaubte Wildschädel, deren dunkle Augenhöhlen vorwurfsvoll auf uns herunterblickten.

Mertens folgte meinen prüfenden Blicken, indem er dem blecher-nen Utin (Fäßchen) das ihm zum Sitz diente, eine Drehung gab:

„Ja, das Dach ist nicht mehr ganz neu. Aber wenn die Regenzeit kommt, legen wir die Zeltplane vom Ochsenwagen darüber.

Übrigens, das große Loch da oben in der Decke hat seine Geschichte. Der Besitzer unserer Farm ist nämlich Gelehrter, und der war mal längere Zeit mit Frau und Stütze hier oben. Die Damen sollten nun in aller Kürze echt „afrikanisch“ werden. Da unten auf der Pfanne gab er ihnen Reitstunden.“ Mertens wies mit dem Daumen auf die weite flache Senke vorm Hause, in deren Mitte der Brunnen stand und die von dichtem Buschwald ringsum eingefasst war. Im Vordergrund erhob sich ein grauweißer Termitenhausen: „Die Zielscheibe für die Damen. Das reine Theater war’s! Hier von der Veranda aus wurden die Schießversuche gemacht. Sandsäcke hatte er als Auflage auf die Verandabrüstung gelegt. Also alles vorschriftsmäßig! — Nur wenn ihn auf einmal irgendetwas anderes interessierte, dann war das, womit er gerade beschäftigt war, vergessen! So ließ er auch eines Tages seine Büchse geladen und ungesichert stehen, als ihm ein Buschmann irgendwelche Karitäten brachte. Ordnungsliebend will die Stütze das Schießeißen verwahren, und rums! — geht der Schuß los und durchs Dach. Glatter Dufel natürlich. ’s ist schon ein halbes Duzend Jahre her, aber das Loch bleibt zur Erinnerung und zur Warnung. Spiele nicht mit Schießgewehren! — Ja, und um auf das Nächstliegende zu kommen, dann zimmern Sie sich heute erst mal Ihr Bett. Wie das gemacht wird? Na, zwei Holzkreuze durch ein paar Latten verbunden, und darüber nageln Sie ’n paar Säcke. Billig, praktisch, bequem!“

Und dann wanderten wir, begleitet von einem halben Duzend wild aussehender Hunde, Kreuzungen aller Rassen, zum Viehakraal, den der lange Oyambo uns öffnete, und beschäftigten den Viehstock der Farm.

Zu tun gab es allerhand in der ersten Zeit. Die Maisfeldeinzäunungen wurden ausgebessert, ein gerade gekaufter Pflug zusammengesetzt, neue Schweinebuchten aus gefällten Baumstämmen blockhausartig zusammengesetzt.

Zur Erholung ginge mit dem einzigen Gewehr der Farm hin und wieder auf Jagd! Eigentliche Nachbarn gab’s keine, nur war

eine kleine Polizeistation einige Kilometer entfernt angelegt worden. Und dann eben die Hauptfarm, der wir schon am nächsten Sonntag unsern Besuch abstatteten.

Zwischen Busch und Bäumen in bildschöner Parklandschaft lag das Farmhaus, ein Unikum seiner Gattung. Es gab wohl sieben Zimmer dort, aber man konnte von keinem ins andere gelangen, ohne durch Gottes freie Natur zu wandern. Besonders angenehm in der Regenzeit. Dann gab's auf der einen Seite eine lange Veranda, die aber so schmal war, daß ein Liegestuhl die Breite ausfüllte. Aber an zwanzig Stück von dieser Sorte konnte man bequem nebeneinander stellen. Liegehalle für Lungenkranke, hatte der Gelehrte, der Besitzer, gemeint, der von der Heilkraft des Klimas alles erhoffte.

Auch die Einrichtung war dem Außern angepaßt. Der Manager, Vertram mit Namen, ein fabelhafter Mann, der gegebene Pionier, baumstark, fleißig und umsichtig, hatte ein gutes Quentchen Humor:

„Treten Sie nur herein in unser Schlößchen, aber sehen Sie sich vor, der Stuhl dort hat einen Knacks, und der andere steht schon mit drei Beinen in einer Kiste, um den nötigen Halt zu haben! Für Innenarbeit habe ich übrigens noch wenig Zeit gehabt!“

So setzten wir uns denn an den Frühstückstisch. Rechts an der Langwand stand die Anrichte, eine einfache Kiste. Immer wieder mußte ich auf dieses praktische Möbel blicken, denn mir kam es so vor, als ob es andauernd in schaukelnder Bewegung sei. Herrgott, ich war doch nicht betrunken? Jetzt klopfte es drinnen sogar noch!

„Eida, Eida“, rief Mertens zärtlich lockend, und eine Hundeschnauze kam jenseits aus der Kiste zum Vorschein. Donnerwetter, sollte dies vielleicht die Spezialität der Farm sein, von der Huber gesagt hätte, daß sie das einzige Wertvolle jeder Farm sei?

„Eida?“ fragte ich. „Komischer Name!“

„Na, kennen Sie die Oper Eida (Aida) nicht? Nach der heißt der Laufeskötter!“



Na, ja! Und dann wurde es gemütlich! Vertram, der Hausherr, erzählte, gestikulierte, lief in der Bude herum wie einer, der seit Jahren geschwiegen hat und nun übersprudelnd alles nachholen will. Den Hauptstoff lieferte der Besitzer, der Gelehrte.

„Ja, und wissen Sie, wie dieses Unglückswurm, als er das Haus bauen ließ, reingelegt wurde, das ging schon über die Hutschnur! Der sogenannte Maurer, der im Hauptberuf Barbier war, ein alter ausgefiebter Afrikaner, hatte einen feinen Kontrakt ge-

macht. Er ließ sich täglich die fertigen Backsteine per Tausend aus-
zahlen. Begann aber mit der Fabrikation erst in der Regenzeit.
War verdammt fleißig, fing morgens vor Sonnenaufgang an und
hatte am späten Nachmittag ehliche Tausend fertig. Ließ sich be-
zahlen — und am Abend kam der Regen! Na, afrikanischen
Regen kennen Sie ja, und am nächsten Morgen war dort, wo die
Backsteine gelegen hatten, nur ein großer Leimbrei. Das ging so
'ne ganze Zeit. Doch die für den Hausbau nötigen 30 000 Steine
hatte er doch schließlich in einer für ihn ungelegen kommenden
Trockenperiode fertiggebracht. Nach Jahren zeigte mir der Mann
'mal seine Abrechnung: 80 000 hatte er bezahlt bekommen. Dieser
Maurer und Bauunternehmer ist übrigens hier auf dieser Farm
pekuniär gesund geworden — und Sie glauben gar nicht, wie
dankebar ich ihm bin! Sehen Sie sich mal das Dachgerüst an, da ist
Holz drin für fünf Farmhäuser! Schönstes Bauholz aus Europa!
Was haben wir daraus nicht schon alles gezimmert in unsern Muße-
stunden! Hier diesen Tisch, einen ganzen Oberbau für unsere
Ochsenkarre, Regale für den Proviantraum, am Brunnen ist eini-
ges verwertet, und nächstens kommen noch die Stühle dran!"

„Na, und die Anrichte?!"

„Gewiß, kommt auch noch!" Also anscheinend doch keine Speziali-
tät, sondern nur der Not gehorchend.

„Ja, ein Rauz ist das schon, unser Professor", fuhr er redselig
fort. „Aber am lieblichsten war es, wie er hier Schildpatt züch-
ten wollte. Auch eine von seinen ausgefallenen Ideen! Die Busch-
leute mußten heran, Schildkröten sammeln. Sie kennen ja sicher
die gelben Landschildkröten, die alle zehn Jahre einen halben Zenti-
meter wachsen, nicht wahr? Also, die ließ er sammeln und sogar
einen Stall bauen und hatte bald ein Duzend beisammen. Aber
wenn er sich am Morgen seine Zucht besah, dann fehlten immer die
meisten. Wir hatten nämlich damals einen lustigen Bruder von
Volontär hier, der unterstützte den Freiheitsdrang der Tierchen!
Da kam aber dem Bücherwurm eine gloriose Idee. Er ließ den
Tieren rückwärtig durchs Oberschild ein Loch bohren, in dem er Bind-



fäden befestigte, die dann alle an einen mit Kerben versehenen Stab gebunden wurden. Mit diesem Stöck nun mußte ein altes Buschweib täglich auf Weide ziehen! Ein Anblick für Götter! Ja, es ist schon lange her, aber neulich auf der Jagd — stellen Sie sich 'mal vor — etliche Kilometer von hier, kroch da solch ein Vieh über den Sand, und was glauben Sie, das Tier stammte aus unserer Zucht, hatte hinten am Oberschild ein Loch!"

So unter lustigen Gesprächen kam der Abend. Selbstgebräutes Mais- und Hirsebier zischte durch durstige Kehlen, und Mertens mit seinem langen Halse hatte wohl den größten Genuß davon, denn Bertram behauptete, er müsse erst seine sechs Glas trinken,

bevor das erste im Magen anlange. Sogar der berühmte, in der Bezirkshauptstadt gebrannte Palmenschnaps, aus den Früchten der hier wachsenden Palmen gewonnen, eine ganz tolle Marke, fehlte nicht.

Und in dieser Nacht noch hatten wir ein interessantes Erlebnis. Kühl war es geworden, und wir hatten uns in den Essalon zurückgezogen. Da hörten wir plötzlich ein krachendes, reißendes Geräusch auf der Veranda, sprangen hinaus und sahen noch im ungewissen Dämmerlicht, wie ein Leopard mit einer Gemsbockkeule, die unter dem Verandadach gehangen hatte, sich davonmachte.

Es ging dann gegen Morgen, als wir den Heimmarsch antraten.

Wie im Fluge verging für mich die nächste Zeit. Arbeit gab's ja genug, und zur Ruhe hatte ich mein schönes Bett, das ich mit der Zeit gemütlich zurecht gelegen hatte. Lag ich in dem Gestell, dann blitzten mir die Sterne durch das große Loch im Wellblechdach freundlichst entgegen. Die Wände unseres Hauses schmückte ich mit Bildern, die ich in den Freizeiten malte. Meine Skizzenbücher füllten sich. Aus Kaffernstoff hatte ich mit Hilfe unseres Küchenweibes Gardinen verfertigt. Nett und gemütlich sah es bald bei uns aus.

Außerdem aber hatte ich die Wände noch mit schönen Fellen von Leoparden, Schakalen und anderen Tieren geschmückt und hängte auch eines Tages, als ich mir gerade einige Schmucksachen, verschiedene Waffen, Pfeile und Bogen von umherstreifenden Buschleuten eingehandelt hatte, diese dazwischen. Ich thronte auf einigen übereinandergestellten Öltins, als Nero, einer unserer großen Köter, hinter der Hauskake her in die Stube sauste und an mein künstliches Gebäude stieß. Krachend brach das Gerüst zusammen, ich stürzte zu Boden und schlug dabei mit dem Handballen in einen vergifteten Buschmannspfeil. Im ersten Augenblick war ich starr vor Schreck, riß die Spitze heraus und zeigte sie fragend unserem Jagdbuschmann, indem ich auf die vergiftete umwickelte Stelle hinter der eigentlichen Pfeilspitze zeigte. Die kurzen Sekunden, in denen er prüfend

den Pfeil dicht unter seiner breiten Nase hin und her drehte, kamen mir vor endlos wie Stunden. Dann aber grinste er, und das Grinsen verstehen die Buschleute besser als irgendeine andere Rasse auf der Welt, schüttelte den lebernen, mit wolligem Kraushaar bedeckten Schädel und radebrechte nur: „Nix! Is kaputt!“ Das Gift wäre zu alt.

Die Wirkung von solchen frischen Giftpfeilen ist sonst eine prompte und tödliche. Seinerzeit wurde in anderer Gegend auch ein Polizeibeamter, der jung verheiratet nach hier versetzt worden war, von einem Buschmann angeschossen. Obgleich der Pfeil sofort von sachkundiger Hand entfernt und alles Menschenmögliche versucht wurde, mußte er doch sein Leben lassen. Besonders gefährlich sind die Buschmannpistolen, kleine fingerlange Bogen, von deren Sehnen sie, dicht an ihrem Feinde stehend, durch ihre Finger hindurch den Pfeil ihm in den Leib schießen. Erst ganz kürzlich wurde im ehemaligen Deutsch-Südwest der englische Bezirksamtmann in G. auf diese Weise ermordet. Auch der biedere Bayer Huber, von dem ich vorhin erzählte, erlag später einem Giftpfeil aus sicherem Hinterhalt.

Dann eines Tages ließ ich mich auf die Hauptfarm versetzen, es war nämlich dort Besuch angemeldet worden: Ein Verwandter des Besitzers mit Frau und Nichte. Abwechslung muß sein, und außerdem hatte ich einen guten Vorwand, ich bot meine Hilfe zum Brunnenbau drüben an, denn man trug sich dort mit der Absicht, einen Außenposten für das Jungvieh einzurichten.

Mein Antrag wurde genehmigt, und schon saß ich im Sattel und flogte ein, zwei Meistunden hinüber. Da kein Zimmer drüben frei war, kampierte ich bei Mutter Grün.

Natürlich interessierte mich der Brunnenbau nicht im entferntesten so wie die Nichte. Aber — schön war sie nicht, und jung war sie nicht und elegant schon gar nicht, und die Weisheit schien sie auch nicht „mit Löffeln gefressen“ zu haben.

So stand ich denn am ersten Tage im Proviantraum und machte mir mit dem Sattelgeschirr zu tun. Plötzlich erschien „sie“ und



griff suchend auf den Proviantregalen herum, wo Konserven und allerhand Material für die Küche standen.

„Na, mein Fräulein, was suchen Sie denn?“

„Danke, hab schon, Salatöl!“ —

— „Donnerwetter, die blaue Flasche da? Salatöl? Das ist doch — na ja! — — Ist schon recht, gnädiges Fräulein, geben Sie mal die Flasche, ich füll Ihnen was ab.“

Denn wenn das Küchenweib die „blaue“ sah, dann war der Witz, den ich mir in demselben Augenblick bis ins kleinste Detail ausgemalt hatte, vorbei.

Kurz vorm Essen ging ich dann noch flüchtig durch die Küche, warf unbemerkt eine Handvoll Salz und Pfeffer und anderer Ge-

würze in den Salat, um einen gewissen Geschmack zu verbergen. Im übrigen war Salat damals eine seltene Götterspeise für uns Buschleute. Aber beim Essen drückte ich mich um dieses Gericht herum.

Den andern fiel auch wohl der ungewohnte Geschmack etwas auf, aber man schob es auf die mangelhaften Kochkenntnisse der Nichte. Allmählich aber wurde die ganze Gesellschaft unruhig, man rückte hin und her und hob frühzeitig die Tafel auf — und dann war alles nach allen Himmelsrichtungen im Busch verschwunden. Denn in dem Gläschchen war kein Speiseöl, sondern Castoröl gewesen, das man bei an Verstopfung leidendem Rindvieh anwendet.

Mit der Kochkunst aber war es wirklich nicht weit her bei der Nichte, und als der Hausherr sich noch auf einem Stück Brot den Eckzahn abbrach, wurde ich, bevor wir zum Brunnenbau übergingen, erst mal als Lehrmamsell in die Küche beordert. Musste dem Mädchen zeigen, wie man Brot backte und 'ne Sandtorte anrührte, wie man anständige Beefsteaks zur Welt brachte und was man alles aus unsern Melonen machen konnte, als da ist, Gurkensalat, Apfelmus, Apfel im Schlafrock, süßes und saures Kompott.

Ich hatte also sehr viel in der Küche zu tun — wenn „sie“ wenigstens noch niedlich gewesen wäre! — Aber wir wurden auch so gute Freunde, und sie war ja das einzige weiße Mädchen im weiten, weiten Umkreis, und im täglichen Verkehr gewöhnt man sich schließlich auch an kleine Mängel!

Aber auch diese schöne Zeit ging vorüber, und es rief die Außenarbeit. Wochenlang lag ich mit Bertram im Busch, wohnte unter uralter Sykomore, zu deren Füßen wir unsere Lagerstatt eingerichtet hatten. Des Abends ging ich wohl hin und wieder auf die Jagd und traf dabei eines Tages auch auf ein von Hitze und Sonnenbrand verzerrtes graues Holzkreuz am Rande einer Pfanne. Farbe und Schrift waren abgeblättert und verblichen. Als ich dann abends zurückgekehrt unter den schützenden Zweigen unseres Baumes am Feuer hockte, fragte ich meinen Gefährten nach diesem seltsamen Kreuz hier fern aller Menschen im tiefen Busch.

Vertram nickte bedächtig vor sich hin, griff einen glimmenden Zweig aus dem Feuer, setzte sein Pfeifchen in Brand und erzählte: „Ja, wissen Sie, das Kreuz hat seine Geschichte, und es stammt aus der Zeit, als wir vor Jahren anfangen, die Farm einzurichten. Ich hauste damals hier mit Rolf Hartung, und außerdem hatten wir noch einen jungen Farmgehilfen, der erst kurz im Lande war, und dessen sterbliche Überreste liegen dort begraben.“

Lange saßen wir zwei noch diese Nacht am Feuer zusammen unter funkelndem Sternenhimmel, und ich hörte die Geschichte jenes unglücklichen Menschen, der sich hier im Busch verirrt.

Vertram und Mertens waren spät nachmittags von einer längeren Jagdfahrt zurückgekehrt, saßen schweigend im Zwiellicht auf der Veranda des provisorischen Farmhauses und warteten auf ihren Kameraden. Statt seiner aber erschien Kamombonde, der alte Vormann, brachte ein paar Zeugseken und erzählte ihnen, daß diese von ihrem Gehilfen stammten, und daß er sie draußen im Busche gefunden hätte.

Ein richtiges Bild hatten sich die beiden von dem Unglücksfall nicht machen können. Wohl hatten sie ihre Vermutungen wieder und wieder ausgetauscht, aber das klärte den Sachverhalt nicht. Was sie von den Eingeborenen ihrer Werft dann erfahren hatten, war nur wenig. Kamombonde war selber einige Tage auf dem Viehposten, der am andern Ende der Farm lag, gewesen, um dort die Kraale auszubessern. Esther, das Küchenweib, ein Herero-mädchen, hatte Herrmann, eben jenen Farmgehilfen, gesehen, wie er einen Tag, nachdem Vertram und Mertens abgefahren, also vor fünf Tagen, gegen den späten Nachmittag allein auf Jagd ging. Wie oft hatten die beiden ihm, dem Neuling, geraten, nicht ohne Begleitung eines Eingeborenen in den Busch zu gehen. Denn in dieser Gegend gab es keinen Hügel, keinen Berg, nach dem man sich orientieren konnte. Ging nun einer nach Norden oder Westen, so fand er auch nicht einen Weg mehr, der das Gelände durchschnitt. Nur gleichmäßiger, meist sehr dichter Dornbusch, einige Palmenbüsche oder Aloe bedeckten den dunklen, grausandigen Boden, aus

dem hin und wieder wohl weiße Kalkklippen zutage traten. Hatte man nicht den Instinkt eines Buschmannes oder lange Gewöhnung ans Buschleben, so war man verloren.

Ferner hatte Esther noch erzählt, daß sie gedacht habe, als der junge Baas am zweiten Tage nicht zurückgekommen, daß er zum Omuhonna auf eine weit entfernte Nachbarfarm im Osten gegangen sei. Doch am Nachmittag desselben Tages wäre ihre Schwester von dort „auf Passiona“ (zum Besuch) dagewesen und hätte gesagt, daß Herrmann dort nicht eingetroffen wäre. Da hatte sie die für Eingeborene immerhin weitgehende Initiative gehabt und eins der andern Weiber zu Kamombonde geschickt. Der hatte dann alle Jungs zusammengeholt und die Weiber das Vieh hüten lassen. Das war also am dritten Tage.

Die Spuren in der Nähe müssen alle vom Vieh zertreten gewesen sein, denn erst gegen Abend hatte der eine Viehjunge Herrmanns Stiefelabbrücke gefunden, weit nach Nordwesten zu, also in der Gegend, wo wir jetzt beim Brunnenbau beschäftigt waren. Am nächsten Tage wären sie dann beim Hellwerden gefolgt, und es sei sehr schwer gewesen, die Spur zu halten, die häufig große Bogen beschrieb und sich immer wieder gekreuzt hätte. Dann sei er, Kamombonde, gegen Mittag auf einen Baum geklettert und hätte in der Ferne einige Geier und Adler in der Luft kreisen sehen. Die andern Leute auf der Fährte lassend, wäre er nur mit seinem Sohn Isaak direkt in Richtung auf die Vögel losgegangen und hätte den Baas auch dort gefunden. Nichts mehr von Gewehr und Patronen, noch Kleidern wäre vorhanden gewesen. Nur einzelne Papierstücke hätten weiterhin unter den Büschen gelegen, und diese enthielten, wie Bertram festgestellt, keine Aufzeichnungen — nichts. Es waren nur alte Briefe und Rechnungen. Buschmannspuren seien in der Nähe gewesen, von jenen wilden freien Buschleuten, die noch jetzt in einzelnen Horden das Gebiet hier durchstreiften, wenn auch direkt an der Stelle, wo er lag, natürlich alles von Hyänen und Schakalen zertrampelt war. An einer hohen Aloe am Rande eben jener



kleinen Pfanne, wo ich das Kreuz gefunden habe, sei es gewesen. Ob die Buschleute ihn noch lebend getroffen? Ob sie ihn mit vergifteten Pfeilen getötet? Ihn in gewinnbringender Absicht falsch geführt, falls er sie vorher auf seiner Irrfahrt getroffen? All dieses wird wohl nie aufgeklärt werden, und der Dornbusch der Steppe wahrt sein Geheimnis.

Lange noch saßen wir beide zusammen und blickten in die schweigende Nacht hinaus. Hätte nicht hin und wieder ein Heimchen im fernen Busch gezirpt, wäre die Stille fast unheimlich gewesen. Aber gerade dieses monotone Zirpen, das jedesmal laut beginnend sich langsam abschwächte, beruhigte meine aufgeregten Nerven. Lange dachten wir beide nicht an Schlaf. Bertram sog in Gedanken an jene Zeiten versunken an seinem Pfeifchen, und nur selten fiel ein Wort. Wir starrten in das Feuer, das scharfe Schlaglichter auf die nahen Palmbüsche warf, und eine Schwüle, die keine Erfrischung aufkommen ließ, lag über dem Buschwald.

Spät nach Mitternacht erst wickelte ich mich in meine Decken und blickte durch die Krone unseres schützenden Baumes in den funkelnden Sternenhimmel. Da griff Bertram zu seiner Geige, die ihn überall auch in den tiefen Busch begleitete, und leise klangen alte deutsche Volksweisen in die tiefe afrikanische Nacht hinaus...

Über einen Monat arbeiteten wir zwei mit unseren Leuten, und nur selten ritt einer von uns hinüber zum Hauptplatz der Farm, um dort nach dem Rechten zu sehen, Proviant oder Post zu holen. Der Brunnen machte gute Fortschritte, und dann, nachdem wir die Pumpe aufmontiert hatten, gings an den Bau der Tränke.

Für unsern Speisezettel schloß ich wohl ein Böckchen, ein Perlhuhn oder was sich sonst finden ließ.

Es war nach einer Nacht, in der wir uns auch wieder bis gegen den späten Morgen unterhalten hatten. Wieder war es eine schwüle afrikanische Nacht gewesen, leis rauschten die Blätter der Sykomore zum Stimmengemurmel. Gespenstisch huschten einige Fledermäuse durch die Luft, und der eigenartige Duft des brennenden Akazienholzes lag noch bis zum frühen Morgen über dem Lager-

platz, als uns unser Jagdbambuse, unser Buschmann, mit dem Worte: „Ongeama“ (Löwe) weckte.

Wie fuhren wir da aus unseren Decken, denn ein Löwe war immerhin eine große Seltenheit. Wie wir an den Spuren feststellten, war er dicht um unsern Lagerplatz herumgeschlichen.

Da war kein Halten mehr, mochte Arbeit Arbeit bleiben, nur los und auf die Fährte! Der Buschmann führte, wir hinterher. Stundenlang ging es nach Nordwest durch die Parklandschaft. Ebener, mit kurzem gelben Gras bedeckter Boden, und in dieses Grasfeld hinein wuchsen hier und da größere oder kleinere, meistens runde Baumkomplexe mit dichtem Unterholz. Häufig waren diese mit einem dichten Kranz von Sansivieren umzogen und hatten fast immer als Mittelpunkt einen von außerhalb kaum zu erkennenden Termitenhaufen. Das Land zwischen den einzelnen Wäldchen war fast frei von jeglichem Busch- und Baumwuchs, nur daß hin und wieder eine kleinere oder größere Palme sich zu zeigen wagte.

Rastlos wanderten wir in der glühenden Hitze vorwärts. Oft war für uns Weißen die Fährte absolut nicht erkennbar, doch der Buschmann, befragt, hob nur die Hand, schnalzte mit Daumen und Mittelfinger, beschrieb mit den Armen einen weiten Bogen: „Enquina“ (dort). Er behielt die Hauptrichtung bei und ließ die Spur ruhig ihre größeren und kleineren Bogen beschreiben. Kreuzte man dann wieder die Fährte, so gab er einen Schnalzlaut mit der Zunge von sich und wies auf den Erdboden. Wer kommt auch im Spurensuchen einem Buschmann gleich?

Gegen Mittag stießen wir hinter einer größeren Baumgruppe auf einige Giraffen, und Bertram konnte seine Freude nicht verhehlen, daß die Tiere, die er seit Jahr und Tag nicht mehr in dieser Gegend gesehen, sich wieder eingestellt hatten. Denn wie der Löwe waren auch die Giraffen hier selten. Natürlich ließen wir die Giraffen unbeschossen und eilten weiter auf der Spur des „Gelben“.

Nachmittags dann, nachdem wir uns nur ein halbes Stündchen Rast und einen Schluck aus der Feldflasche gegönnt hatten, näherten wir uns der Farm unseres östlichen Nachbarn. Das heißt, wo wir

waren, hätten wir eigentlich selber kaum noch angeben können, denn wir hatten uns ganz auf unsern Buschmann verlassen, und in diese Gegend war Vertram, trotz seiner langen Anwesenheit auf der Farm wohl sehr selten gekommen. Die Farmarbeit nahm ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich häufig der Jagd hätte widmen können.

Jetzt senkte sich das Gelände plötzlich, Klippen traten zutage, und der Buschmann bog nach einer weiten Pfanne ein. Da stand auch schon das Haus unseres Nachbarn am anderen Ende der flachen Senke.

Wir sahen ihn schon von weitem aus seiner Veranda treten, und kaum hatte er uns erblickt, da schallte auch schon sein dröhnendes „Hallo“ zu uns herüber. Als wir dann ans Haus herangekommen waren, wies er uns stolz wie ein König seine heutige Beute — — einen mächtigen Löwen! Unsern Löwen!

Gewehr im Arm hatte er am Morgen ein Leopardenfell hinter dem Kraal nachsehen wollen und hatte plötzlich ein tiefes Knurren und Grunzen hinterm nächsten Busch gehört. In der Meinung, der Leopard säße im Eisen, war er vorsichtig näher gepirscht, denn die gefährlichen Burschen kannte er schon zur Genüge. — Da hätte „Er“ dagelegen und sich an einer von ihm gerissenen Kuh gütlich getan, nicht einmal bemerkt hätte ihn der Alte, als er ihm auf dreißig Meter die Kugel auf den Nacken setzte. Ein tiefes Klagen- des Knurren nur hatte der Löwe ausgestoßen, hatte den Kopf gesenkt und war so liegen geblieben. — Übrigens mit dem Löwenfell war die alte Kuh gut bezahlt, die sich außerdem nie in den Kraal hatte treiben und sich auch nicht hatte melken lassen. „Bavera'tschudu“ krank im Kopf, was so viel heißen soll wie verrückt, hatten die Eingeborenen sie schon vor Jahren getauft. —

Das wurde nun ein vergnügter Abend auf der Farm, und die zwei nächsten Tage blieben wir dort. Nur schickten wir den Buschmann zurück, daß er nach unserm Proviant im Lager schauen sollte und uns Kamombonde, der immer noch Dienst auf der Farm tat, mit den Pferden herüber schickte . . .



Beim Brunnen hatten wir dann noch weitere vierzehn Tage an der Tränke gearbeitet, als ich eines Morgens mit brennendem Kopf und Schüttelfrost erwachte — unangenehme Vorzeichen! Außerdem stellte sich ein Rückfall der Ruhr ein, die ich gleich in den ersten Monaten auf meiner ersten Farmstelle durchgemacht hatte. Da unsere Arbeit so gut wie fertig war, beschloß ich, zum Arzt in unser Bezirksstädtchen zu fahren. Reiten wäre mir wohl unter diesen Umständen bei einer so großen Entfernung schwer gefallen, und so beschloß ich, zu Wodrig, dem Löwentöter, hinüberzureiten, von dem ich wußte, daß er in diesen Tagen mit seiner Karre zum Proviant-einkaufen nach der Ortschaft fahren wollte.

Ich verabschiedete mich von Bertram, und das Gewehr im Gewehrschuh, ritt ich ab. Donnerwetter ja, das Aufsitzen fiel mir schon höllisch schwer. So, dort ging unser Buschpfad zum Farmhaus, und von dort waren es im spitzen Winkel zu Wodrig ungefähr dreißig Kilometer. Da konnte ich immerhin meine zehn Kilo-

meter abschneiden, nahm die Richtung auf und ritt in leichtem Trabe an. Alle Knochen schmerzten mich, und der Schädel drohte zu zerspringen. Die Hände waren derartig schlapp, daß ich kaum die Zügel halten konnte.

Langsam ging's durchs Buschveld, die Luft begann zu flimmern, und bald tanzten mir bunte Funken vor den Augen. — Häufig knickte ich vor Schläppheit vornüber zusammen. Wie lange ich geritten war, wußte ich nicht, die Zeit schien mir endlos. Plötzlich wachte ich gewissermaßen auf. Wo war ich eigentlich? Hatte ich im Reiten wirklich geschlafen? Die Sonne stand fast im Zenit, und längst hätte ich an dem Wege sein müssen. Oder aber, war ich darüber hinausgeritten? Suchend blickte ich umher. Die Landschaft schien mir auf einmal fremd, unbekannt. Ich hielt einen Augenblick, trank einen tiefen Schluck aus der Flasche, während mein Pferd mit langen Zügeln sich die Grasspitzen abrufte. Dann hängte ich die Flasche wieder an den Sattelnopf und ärgerte mich darüber, daß ich mir nur die kleine Feldflasche mitgenommen hatte. Nun versuchte ich mir Klarzumachen, wo ich mich eigentlich befand. Es war aber unmöglich, da die Sonne senkrecht vom milchig-grauen, glasigen Himmel herableuchtete. Wo West, wo Ost? Absatteln, ausruhen, warten, bis der Nachmittag kommt.

Ich legte dem Pferd Spannfesseln an, ging zum nächsten Baumstamm, zeichnete die Schattenrichtung mit einem Stock in den Sand und legte mich in den Schatten eines alten Omomboronbongabaumes, des Ahnenbaumes der Hereros, nieder und versank in eine Art Halbschlaf. Das Fieber stellte sich ein, und in meinen Träumen erschien mir immer wieder die Gestalt des verirrtten Herrmann, von dem Bertram mir erzählt hatte. „Im Busch verirrt“, dies Wort grub sich mir wie mit feurigen Buchstaben ins Hirn. Unruhig wälzte ich mich umher und fror trotz der glühenden Sonne und des dicken Woilachs. Als ich dann nach längerer Zeit erwachte, war ich immerhin leidlich erquickt, ging zum Baum, besah die Schattenänderung und überlegte: Auf jeden Fall also Richtung Südwest. Bist du über die erste Päd hinaus, dann mußt du später die andere, die zirka

25 Kilometer südlich geht, bekommen. — Aber aufpassen, denn die ist selten befahren und stark verwachsen.

Wieder ritt ich weiter, und die Sonne stach und brannte. Einen kleinen Schluck nur hatte ich in der Feldflasche, und bis zum Abend kreuzte ich keinen Weg! — Ob ich wieder geschlafen hatte? Ich ließ mein Pferd mit langen Zügeln laufen, hoffte, daß dieses dann wenigstens heimwärts ziehen würde, aber das Tier hielt immer die Richtung, die ich zuletzt angegeben hatte.

Durst verspürte das abgehärtete Jagdpferd wohl noch kaum, da es am Morgen ausreichend getränkt hatte und außerdem daran gewöhnt war, von der Weide nur jeden zweiten Tag ans Wasser zu kommen.

Der Abend senkte sich, und ein Dunst lag über dem Lande wie bei meilenfernen Grasbränden. Unbeweglich stand die Luft, und der einzige Laut, der mir ins Ohr klang, war das rastlose Stapfen der Hufe. Bunte, lange Lichter der schwindenden Sonne huschten durch die Dornbäume und über das fahle, gelbe Gras. Kurz war die Dämmerung, und die Stunden krochen dahin. Langsam kletterte der Orion höher, immer höher.

Im Schritt immer den Sternen nach ging der Ritt durch das schweigende, schlafende Land. Leis nur rauschten die Gräser unter den streifenden Pferdebeinen, schrill schrachte wohl ein Baumzweig meinen Tropenhelm. Weiter und weiter ging's durch die helle Nacht.

Unendlich langsam für mich hellte sich im Osten der Himmel. Dann mit einem Male umlohten mich die blinkenden Strahlen der aufgehenden Sonne. Mit erneutem Mut trieb ich mein Tier vorwärts. Mein Blick, der bisher förmlich am Boden geklebt hatte, um in der dämmrigen Nacht ja keinen Weg zu überreiten, flog jetzt häufiger in die Ferne, suchte nach Anzeichen menschlichen Lebens. Rasch vergingen die ersten Tagesstunden, in denen die Sonne mit unglaublicher Schnelligkeit höher stieg. Doch gegen den späten Vormittag schien sie wieder am Firmament zu kleben, rückte nur kaum merklich von der Stelle. Heißer und heißer wurde es. Über der Steppe lag die flimmernde, glühende Luft der heißen Zeit,

die mir fast den Atem benahm. Alles Tierleben schien erstorben. Nur, daß selten einmal eine aus den Gräsern aufgeschreckte Kleintrippe mit schnarrendem Geräusch aufflog oder ein Gackelhuhn mit heiserer, krächzender Stimme sich in die Lüfte schwang, um in kurzer Entfernung wieder im Gräsermeer unterzutauchen.

Immer stärker machte sich das Durstgefühl bemerkbar und steigerte sich bei mir die Mattigkeit, bis ich schließlich halb unbewußt aus dem Sattel glitt, den Zügelriemen ums Handgelenk geschlungen, und dort, wo ich zur Erde gekommen, neben meinem Pferde fest einschlummerte.

Ein Ruck an der Hand weckte mich schließlich aus dem Schlaf, und ich ließ meinem braven Tier Zeit zum Fressen. Dann ging's weiter in der Höllenglut des Nachmittags mit trockenen aufgesprungenen Lippen. Vergebens spähte ich nach Weg oder Viehs Spuren, vergebens nach Wild.

Und die Sonne sank. Da sah ich im letzten Lichte Perlhühner auf ihren Schlafbaum flattern. Ich ließ den Gaul mit hängenden Zügeln stehen, pirschte mich mit der Kugelbüchse an. Wie schwer das sonst so leichte Gewehr wog! Das Fieber, das gegen Abend mit erneuter Gewalt einsetzte, machte meine Hand unsicher, dazu der quälende Durst! Wie häufig hatte ich nicht sonst auf der Jagd einen Tag ohne Wasser im Sonnenbrande ausgehalten. Da wußte ich aber, dann und dort „habe ich“ Wasser. Aber jetzt diese quälende Ungewißheit erhöhte das Durstgefühl.

Endlich war ich dicht genug heran und schlug an einem Nachbarstamm an, zwang meine Nerven mit der größten Willensanspannung zur Ruhe. Dort in jener Astgabel saßen drei Hühner dicht aneinandergedrängt. Das mittellste nahm ich aufs Korn und drückte ab. Beim Knall war es mir, als ob mein Schädel auseinanderbersten wolle. Aber dort aus dem aufrauschenden Volk stürzte eins mit flatternden Flügeln zu Boden. Ich eilte hin, so schnell mich meine müden Füße tragen wollten, damit das Tier mir nicht im dichten Grase verschwand. Als ich zusahste, es aufzuheben, da weiteten sich meine Augen vor Staunen: Da am Boden, war das nicht eine alte



Wagenspur? Indem ich übers Gras hinweg in die mutmaßliche Richtung der Spur blickte, erkannte ich an der Art des Grasmuchses, daß hier ein Wagen zur letzten Regenzeit gezogen sein mußte. Wohin die Spur führte? Zu Menschen auf jeden Fall. Südöstlich war die Richtung von mir aus.

Heut bei der mondlosen Nacht war die Fährte nicht zu halten, aber morgen bei Tagesgrauen, da konnte es losgehen.

Ich sattelte ab, spannte mein Pferd, und bald flackerte ein lustiges Feuer in die Luft. Das ganze Perlhuhn packte ich mit den Federn, wie es war, in die glühende Asche und deckte alles mit Sand zu. Eine Zeitlang noch stand mein treues Reittier an meinem Lagerplatz, und leise strich ich ihm über die samtweichen Rüstern. Ich versuchte dann zu schlafen, den Kopf auf den Sattel gelegt. Sah noch eine Weile, in den Woilach gewickelt, zum Nachthimmel empor, bis mir die Augen zufielen.

Gegen Mitternacht mochte es sein, als mich das unangenehme Gejaule einer Hyäne weckte. Vorsichtig richtete ich mich auf. Ich fror entsetzlich. Schnell entfachte ich das Feuer zu neuer Flamme und packte das Perlhuhn aus seiner glühenden Hülle. Wie saftig das zarte Fleisch schmeckte, nachdem ich es von den verkohlten Federresten gereinigt hatte, gab es doch dem Munde etwas Feuchtigkeit. Das Fieber hatte nachgelassen. So stand ich, wenn auch mit schlaffen Gliedern, auf und lauschte in die Nacht hinaus, nach meinem Pferde. Bald hörte ich auch schon das Rupsen des Grases, das leise Mahlen der Zähne und dann und wann ein dumpfes Aufstampfen der Hufe. Langsam ging ich zu ihm hinüber, klopfte ihm den Hals, und dankbar rieb es seinen Kopf an meiner Schulter.

Kaum graute der Morgen, da nahm ich mein Tier am Zügel und versuchte der Spur zu folgen. Schwer war es, die kaum sichtbaren Eindrücke zu halten, und manchmal war auf große Strecken überhaupt nichts zu sehen, aber doch fand ich sie immer wieder. Häufig saß ich auf, und es mochte so um den halben Vormittag sein, als ich, im Schritt durch einen dichten Buschstreifen reitend, weit voraus in der eintönigen Steppe einen roten Punkt leuchten sah. Ich hielt



an. Der bunte Fleck schien sich zu bewegen. Das konnte nur das Kopftuch einer Eingeborenen sein! Im selben Augenblick teilte sich auch schon meine Erregung dem Pferde mit. Und im langgestreckten Galopp trotz brausenden Schädels ritt ich geradewegs auf den Punkt zu. Jetzt verschwand er einen Augenblick, tauchte dann wieder auf. Da faßte mein Tier auf einmal eine leicht ausgetretene Viehpad. Also mußte ich in der Nähe einer Farm sein! Und jetzt war ich an das Weib herangekommen und rief sie an. Wie ein Glück selten alleine kommt, so auch hier. Die Eingeborene brachte ihrem Mann, dem Viehhüter, eine mit Omeire gefüllte Kalabasse ins Feld. Wie der Trunk schmeckte! In seliger Freude schenkte ich ihr meinen gesamten Tabak, den ich ihr noch obendrein in mein Taschentuch wickelte.

„Danki, Baas, banja danki!“

Dann fragte ich sie, wo ich wäre.

„Mbeni! Baas Wodrich!“

„Nahe bei?“

„Ja — h, opupethu chinene — chinene!“ (Ganz dicht bei).

Raum war ich zehn Minuten in der angegebenen Richtung geritten, da sah ich die Pfanne — das weiße Haus des Löwentöters.

Mühsam kletterte ich vom Gaul, gab Wodrich auf seine erstaunte Frage keine Antwort, sondern griff nach dem von der Verandadecke hängenden Wassersack und trank das eiskalte Naß, trank und trank! Der Nachdurst hatte sich eingestellt. Dann klärte ich ihn kurz auf und streckte mich mit zerschlagenen Gliedern auf seinem Bett aus.

Tief stand die Sonne am Horizont, als ich erwachte. Eine dämmerig schwüle Luft herrschte im Gemach.

Schwankenden Schritts trat ich auf die Veranda, und Wodrich setzte mir zu essen vor. Grüngelb sähe ich aus, bemerkte er, und ich langte auch ziemlich lustlos zum Essen. Fettkuchen gab es und im Fettschwanz gebratenen Hammel und Reis, dazu Tee.

Hundeelend war mir zumute, und nichts behielt ich bei mir. Die folgende Nacht vergesse ich in meinem Leben nicht. Vollkommen zerschlagen lag ich auf der Bettstelle des Hausherrn, die dieser mir freundlich eingeräumt hatte. Immer wieder kehrten meine Phantasien zurück zu der Geschichte, die mir Bertram von Herrmann erzählt, zu den Qualen des Verirrtseins, vor dessen letzten Schrecken ich bewahrt geblieben war. Von draußen von der Werft klang das grausige Gejohle und Händeklatschen der Buschleute zu mir hinüber, die dort singend und tobend um das Feuer ihre Tänze ausführten.

Früh noch vor Tagesanbruch ließ Wodrich einspannen und packte mich sorglich in Decken in seinen Wagen, auf weiches Gras, das er am Abend vorher noch hatte schneiden lassen, und fuhr mich zur Ortschaft.

Die fast zwei Tage dauernde Reise ist mir vollständig aus dem Gedächtnis verschwunden. Wodrich, der sonst seine Ochsen behandelte wie rohe Eier, schonte sie nicht.

Einen der Buschleute, die ja richtige Schnellläufer von Geburt sind, hatte er ebenfalls am Abend vorher zum Arzt geschickt. Der Zufall wollte, daß er im Ort war. Und eine halbe Stunde später trabte er auch schon los, uns entgegen.

Wenn man jung ist und eine gute Konstitution hat, kommt man auch über die dümmsten Krankheiten hinweg, und so ging es auch mir. . . .

Zur Regenzeit zur Feldbestellung war ich schon wieder auf der Farm, und mitten in diese Arbeit fiel das Weihnachtsfest.

Auf die Veranda hatten wir uns ein Bäumchen gestellt, das wir zum Weihnachtsbaum ausschmückten. Doch unsere Kerzen wollten nicht Haltung bewahren. Aufgeweicht durch die glühende Hitze, denn das Christfest fällt in die heißeste Zeit des Jahres, neigten sie erschlafft ihre Häupter zu Boden.

Ein Fest aber wurde es doch, wenn auch eigentlich ein anderes, als ich es gewohnt war. Freund Schulte und ein Nachbar war gekommen, auf der Fahrt nach Deutschland, um gleich Weihnachten und Abschiedsfest gemeinsam mit uns zu feiern.

Als Getränk gab es „nur“ eine ganze Kiste Steinhäger, seligen Angedenkens, die einst ein fahrender Kaufmann hier zurückgelassen hatte als Dank für ihm geleistete Hilfe und Gastfreundschaft. Steinhäger bei einigen vierzig Grad Wärme!

Eine leckere Speisefolge hatte ich als Küchenchef zusammengestellt: Schildkrötenbrühe mit Schildkrötenlebern und Eiern. Vielleicht Nachwuchs aus der berühmten Zucht? Es folgte Omapova, ein Pilz für Kenner, dessen Hut häufig die Größe eines Tellers erreicht und der nur an Termitenhäusen wächst, als Beefsteak hergerichtet, gebraten in goldiger Butter und Sahne. Dann Täubchen und Perlhuhnfriskasse und zum Sattwerden ein Stück Hammelbraten mit Reis, aber ohne Nelken, denn sobald ich heimisch geworden war, hatte ich die Nelken verschwinden lassen. Zum Schluß: aus der einzigen Konservendose, Ananas mit frischer Schlagsahne. Es war schwierig, die Schlagsahne bei einer derartigen Außentemperatur herzustellen. Mein Bettlaken diente als Tischtuch, natürlich

nachdem Anna, unsere Küchenfee, es noch am Morgen sauber gewaschen und geplättet hatte. Wäsche trocknet ja in solchem Klima in einigen Minuten, da braucht die Hausfrau im allgemeinen nicht immer nach der Witterung auszuweichen. Einige Blüten von den Dornbäumen, in leere Konservendosen gestellt, schmückten des weiteren den Tisch und flackernde Lichte.

Die Hitze war unbeschreiblich, so daß die steif geplätteten Kragen, die wir uns zu diesem Festessen noch aus den Tiefen unserer Koffer hervorgeholt hatten, bald wie nasse Lappen uns um den Hals hingen, und der Steinhäger tat sein übriges!

Wir saßen im Freien vor dem Hause trotz der bald erscheinenden Moskitowolken, denn in unsern Gemächern war ein Aufenthalt wirklich unmöglich. Bald erklang die Geige, und es schien, als ob es wirkliche Weihnachtslieder werden sollten. Es schien fast so, als ob eine rührselige Stimmung aufkäme, doch schlug diese langsam, aber sicher um.

Eine ganz genaue Erinnerung habe ich an die nun folgenden Stunden nicht mehr. Ich sah nur noch Tausende von Kerzen vor nächtlichem Himmel, rote Gesichter, gestikulierende Arme und Hände, hörte nur wimmernde Töne der Geige, wildes Gerede und das Klaffen der Meute, und ich kam erst wieder etwas zur Besinnung, als: Rums! Krach! donnernde Schüsse an mein Ohr schlugen. Ich fühlte, daß ich ein Gewehr in der Hand hatte und mit den andern in Reihe und Glied stand, dessen Richtung einem preußischen Unteroffizier sicher kein Vergnügen gemacht haben würde. Wieder klang das Kommando: Laden, hoch legt an! Feuer! — Rums!! ging die knatternde Salve in den sternübersäten Nachthimmel. Und zum dritten Male krachten die Büchsen. Schulte schüttelte uns mit Tränen der Rührung in den Augen über einen so unvergleichlich schönen Abschiedsgruß die Hände und lieterte auf seinen reisefertigen Wagen, den ich erst jetzt bemerkte, und fuhr davon — der alten Heimat zu.

Wir andern aber taten noch nächtlichen Umtrunk, bis polternde Hufschläge, tosendes Geheul der Hunde uns Gäste kündeten. Und

da waren sie auch schon, die Braven von der Polizeistation, die uns ob unseres Schießens zur Hilfe eilten, in der Annahme, wir hätten ein Gefecht mit Buschleuten zu bestehen. Da in dieser Art aber ihr Beistand nicht vonnöten, halfen sie uns, den Steinhäger zu vertilgen.

Von den folgenden Weihnachtstagen habe ich auch nur noch zu verzeichnen, daß unser Hausboy und das Küchenweib doppelte Futterration für „Kaltwasserschleppen“ späterhin verlangten. . . .

Und dann waren wir wieder mitten drin in der Arbeit. Blühend fuhr die Pflugschar durch den feuchten, warmen, dampfenden Boden. Stöhnend und keuchend zogen die Ochsen an langer Kette. Hin und her wiegten sich die gehörnten Schädel, zuckelten die bequasteten Schwänze. Mit kurzem, dumpfem Ruck riß wohl hin und wieder eine der armdicken Wurzeln der vor Jahr und Tag gerodeten und gefällten Bäume; sonst glitt das Eisen in langsamer Gleichförmigkeit durch das Erdreich. Wolken von Marabus, Störchen und ähnlichem Getier umschwirrten uns, suchten auf dem frisch gepflügten Lande nach Nahrung. Kamombonde, als Haupttreiber, stapfte neben dem langen Zuge, die dräuende Peitsche schwingend, einher. Rundherum standen Busch und Bäume im zarten, lichten Frühlingsgrün, und der Himmel war bedeckt mit blendenden, leuchtenden Wolken.

Eine Lust lag über dem Lande, die einem Brust und Adern sprengen konnte. Drum heran nach der Arbeit mit den Gäulen, und in sausendem Galopp schlugen die Hufe den weichen, feuchten Steppenboden.

Grün sproßten bald Mais, Hirse und Dvambobohnen auf unsern Feldern, und besonders die Bohnensfelder mit ihren gelben, weißen und hellblauen Blüten boten einen entzückenden Anblick.

Die Regenmassen stürzten herab, und gibt es für den Südwestler Farmer etwas Schöneres als unter rauschendem, strömendem Regen, der in unaufhörlichem, gleichmäßigem Getöse auf das niedere Wellblechdach prasselt, langsam in Schlummer zu versinken?

Wilde Feste

Monat reihte sich an Monat, und die Erntezeit kam, brachte neue Arbeit. Als die Ernte vorbei und auch mein Skizzenbuch gefüllt war, trieb es mich weiter, andere Gegenden kennenzulernen. Bald hatte ich auch einen Posten als Farmverwalter in der Tasche, weiter dem Süden zu, mit fürstlichem Gehalt. Aber erst noch wollte ich das Hauptfarmerfest des Jahres im Bezirksstädtchen mitmachen. Besonders bat das holde Nichtchen darum, die schon längst in den „zivilisierten“ Kreis der Stadt zurückgekehrt war.

So zogen wir also, sobald die Zeit gekommen war, zu Pferd und zu Wagen nach der Ortschaft und überließen die Farm sich selbst. Tagelang waren wir unterwegs und schossen das, was wir an Fleisch brauchten, während der Fahrt zusammen. Lagen fröhlich vereint die Nächte ums lodernde Feuer. Es war eine lustige Gesellschaft, die sich, je näher wir unserm Ziele kamen, desto mehr vergrößerte, da sich alle Farmer, bei denen wir durchzogen, uns anschlossen. Bertram sorgte für Musik, hockte hoch oben auf dem Ochsenwagen und spielte statt der Geige die Ziehharmonika, und so zogen wir fröhlich singend in den Ort ein. Die auf ihren Pferden saßen, stiegen nicht etwa vor dem Hotel aus dem Sattel, nein, ritten einer nach dem andern über die Veranda in die Bar, nahmen dort den Bügeltrunk und ritten rückwärts in den Hof, wo sie dem wartenden Dambusen die Pferde übergaben.

Weit auseinandergezogen auf leichten Hügeln lag die Ortschaft da. Die Häuser, kleine einstöckige Gebäude, häufig mit Veranden versehen und fast alle weiß gekalkt. Aber in dem Hotel war natürlich nicht genügend Raum, einen derartigen Andrang zu fassen. So hatte man auf dem freien Platz davor ein Zelt aufgeschlagen, und doch wohnten die meisten auf und unter ihren Ochsenwagen und -karren auf dem Ausspannplatz des Ortes, in dessen Mitte sich ein



riesiger Kameldornbaum erhob. Wie ein Lager aus dem Dreißigjährigen Kriege sah das Ganze aus. Ochsen, Pferde, Esel, Hunde, Fußgänger, Reiter, Weiße und Farbige männlichen und weiblichen Geschlechts eilten durcheinander.

Saure Wochen, frohe Feste! Viel Abwechslung hat der Farmer nicht, und nimmt dann natürlich eine Gelegenheit, in freier Gesellschaft einige Stunden zu verbringen, voll und ganz wahr.

Monate fast allein auf der Farm ohne Unterhaltung, ohne Alkohol und dann auf einmal beim kühlen Glase in lustiger Runde, da genügt schon ein Weniges, um die richtige Stimmung zu erzeugen.

Süd-West hatte den Ruf, daß dort mehr als nötig getrunken wurde, aber derartige Verleumdungen haben Reisende aufgebracht, die flüchtig Süd-West besuchten und dann überall an den Bars Leute sahen, die vielleicht alle etwas über den Durst getrunken hatten. Kein Wunder, nach einem Ritt, nach einer Fahrt von 60, 70 Kilometern in voller Sonnenglut hat man einen bildschönen Durst, den man in Europa kaum kennenlernt, und da genügen denn zwei, drei Glas Bier, um ein gewisses Stadium zu erreichen, besonders, wenn man, wie gesagt, seit Monden des Alkohols entwöhnt ist. Die meisten bleiben dann wohl nur einen, zwei Tage, um wieder auf ein Vierteljahr in der Steppe, in den Bergen unterzutauchen.

Wie gesagt, das Gasthaus war überfüllt. Billardzimmer, Kofferkammer, Baderaum, alles war für die Gäste eingeräumt. Da trafen sich Leute, die sich seit Jahr und Tag nicht gesehen, und schüttelten sich die braunverbrannten Fäuste.

Gleich am ersten Nachmittage war das Rennen als Hauptpunkt auf das Programm gesetzt, nachdem am Vormittag schon die erste Farmerfischung stattgefunden hatte. Ein Vergnügen war es, die braunverbrannten Gesichter an den langen Tischen zu sehen. Männer aus allen Berufszweigen, die sich der Farmerei ergeben hatten. Ehemalige Handwerker, Maurer, Zimmerleute, studierte Herren, Kaufleute, Offiziere, Unteroffiziere und ehemalige Reiter der Schutztruppe, auch natürlich Landwirte von Geburt. — Hier im Neuland der äußersten Ecke des Schutzgebietes gab's damals kein „Sichbesserdücken“. Da saßen sie in Reih und Glied mit ausgearbeiteten Händen, mit den scharfen Fältchen um die Augen, die allen eigentümlich werden, die gewohnt sind, weit über das grelle leuchtende Land in die Ferne zu sehen. Herrenmenschen schienen sie alle zu sein, wie sie da saßen, ein neuer Stamm im deutschen Eichenwalde. Sich verantwortlich und keinem hörig! Freie Männer auf eigener Scholle! Durchweg schlanke, sehnige Gestalten mit kräftigem Schritt, viele wohl ein wenig vornübergebeugt im Nacken vom vielen Reiten.

Derbe Scherzreden flogen hin und wieder zwischen die ernstesten Beratungen, und jetzt erhob sich der Seniorfarmer, der alte Otto, ehemals handfester Schmied, dann einfacher Schutztruppenreiter, jetzt Herr über Tausende von Hektar und einer Musterwirtschaft, die für den ganzen Bezirk vorbildlich war: Ja, und meine Herren, nachdem uns nun der Vorsitzende die Finanzlage unseres Vereins klargelegt hat, kann ich sagen, daß wir mit Vertrauen in die Zukunft blicken können. Ja, und was dann noch von dem Herrn Gouvernementsgartenoberinspektor über den Anbau von Obstbäumen vorgebracht wurde, dem kann ich nach eigener Erfahrung nur beipflichten. Wir werden noch Konservenobst ausführen, und ich sage Ihnen, Südwest wird noch mal ein Land „wie Kaliphonium“ (Kalifornien).

Und unter dröhnendem Gelächter wurde die Sitzung geschlossen.

Kennen! Flinke Afrikanerpfersde! Khatiröcke, Schutztruppenuniformen, Schlapphüte und Korkhelme. Eingeborene Jungen, die die Pferde ihrer Herren heranzuführen. Ochsenwagen als Tribünen zusammengefahren. Einige Damen in weißen Kleidern und hellen Hüten — Start! Und davon braust das erste Feld, und das nächste dann und weiter und weiter.

Und dann der Abend! Die große Festtafel. Quervor am Ehrenplatz der Herr Bezirksamtmann Quanz. Mager, ausgehörert, mit einem mokanten Lächeln um die Augen, blickt er über die Versammlung, wie der Herr Magister über seine braven Schulfungen. Kannte er doch alle, kannte ihre kleinen und großen Schwächen und ihre guten Seiten. Jetzt nickt er dem dicken Kobalski vergnüglich zwinkernd zu, dem Farmherrn auf Outfas. Verständnisinnig nickend prostet sie sich an. Ja, von jedem gibt's so sein Geschickchen! Hatte der dicke Kobalski 'mal 'ne Viehschiebung machen wollen über die Grenze durchs heilig gesprochene Reservat und war abgefaßt worden! Gefängnisse gab's damals hierzulande noch nicht, und ihn nach der Hauptstadt transportieren vors große Kriminal, um Gottes willen! Also Hausarrest auf der Farm und zwei Poli-

zisten nach dort kommandiert. So waren sie drei zum Skat zusammen!

Vierzehn Tage wurde Skat gespielt von morgens bis abends und abends bis morgens. Und da mußte es auch noch der Zufall wollen, daß der Herr Bezirksamtman, der die Strafe verhängt hatte, auf einer Dienstreise durch Dutsas kam. Vergnüglich schmunzelnd empfing ihn Kobalski:

„Kommen Sie nur rein, Herr Bezirksamtman, können gleich eintreten als vierter Mann beim Skat!“

Und dort saß der bekannte „Wilde Jäger“ am Tisch, der die unglaublichsten Jagdgeschichten nicht nur berichten, sondern auch belegen konnte mit photographischen Urkunden, getreuem Beweismaterial — wenn dieses Material nicht zufällig auf dem letzten Transport immer gerade in die Brüche gegangen wäre.

Das Neueste, was man vom Wilden Jäger erzählte, war von seiner letzten Elefantenjagd. Tagelang hätte er die Spur eines schweren Einzelgängers verfolgt, Kamera und Gewehr schußbereit. Dieser Elefant hätte ihn ganz besonders interessiert. Aufgefallen wäre ihm nämlich, daß dieser Elefant jeden Baum, jeden Felsen, an dem er vorbeikam, mit dem riesigen Stoßzahn bearbeitet hätte. Deutlich wäre an den Spuren zu erkennen gewesen, daß er nur den linken, nie den rechten Zahn dazu benutzt hätte. Das wissenschaftliche Rätsel mußte gelöst werden! Und es wäre ihm auch gelungen, diese Lösung photographisch festzuhalten. Früh nach Sonnenaufgang bei bestem Licht für die Kamera habe er auf zwanzig Meter neben dem Urwaldriesen schließlich im Busch gehockt und da — Sie werden's nicht glauben! — wenn eben nicht die Photo da wäre, hätte der Elefant den Rüssel, wie in plötzlichem Entschluß, um seinen linken Zahn gelegt und mit einem kolossalen Ruck — den Zahn ausgezogen! Der arme Kerl hatte nämlich bloß Zahnschmerzen.

„Sie Wildschütz“, rief Malte, der ehemalige Kürassier, über den Tisch, „haben Sie eigentlich Ihre Elefantenphoto bei sich, die mit dem Zahnziehen?“

„Nee, denken Sie, das Rindvieh von meinem Eingeborenen gießt mir beim Plattenspülen kochendes Wasser ausgerechnet über diese Platte! Gemeinheit, nicht?“ . . .

Vergnügt grinst der kleine engbrüstige, vornübergebeugte Winkeladvokat des Ortes, Müller, neuerdings auch Farmer seines



Zeichens, wenn auch nicht aktiv. Ihm waren ganz andere Sachen geläufig. Prospektor war er gewesen, zeitweilig auch Streckenwärter, hätte beinahe einmal ein Bombengeschäft gemacht, und das ist eine kleine Geschichte für sich!

Man munkelte damals, daß in einer gewissen Gegend Kohlen sein sollten. Prospektoren von allen Ecken des Landes, die schnell reich

werden wollten, aber nie zu etwas kamen, eilten in die bestimmte Gegend. Also auch unser Müller. Auf seiner kleinen, von zwei Eseln gezogenen Karre, hatte er das nötigste Handwerkszeug mit, schlug sich allein durch die Vergewildnis und war für einige Zeit völlig verschwunden.

Wochen vergingen. Da stand unser Müller eines Tages im Büro von Salomon und Veitel. Pst! Türen zu! Geheimnisvolle, wichtige Sache! Beide Chefs da? Dann all-right! Vorhänge vor die Fenster!

Müller holte ein farbiges Taschentuch aus dem Hemde, und ein Stück Kohle kam zum Vorschein, richtige, echte, gute Kohle!

In selbiger Nacht aber fuhren Samson und Veitel mit Müller vierspännig im Amerikanerwagen aus dem Städtchen heraus, damit keiner von ihrer Abfahrt wußte und besonders nicht, wohin die Reise ging. Zwei Wochen später waren sie zurück.

Der Kontrakt wurde aufgesetzt — aber nie unterschrieben! Denn noch bevor man zum Rechtsanwalt ging, zu dem Müller drängte, bekam Veitel vom Laboratorium, in dem er die Kohle vor der Reise zur Untersuchung abgegeben hatte, ein Schreiben, das lautete: „Ruhrkohle bester Qualität.“ —

Inzwischen stieg die Fröhlichkeit der Festgesellschaft. Mit frohem Gesicht ließ Wilkens gegenüber von Müller sich das Bier durch die Kehle laufen. Eine breite Narbe zog sich über seine Stirn. Die stammte noch aus dem Hereroaufstand, als er damals den Schlag mit dem Kirri bekam. Hingestürzt war er, konnte nicht hochkommen und stellte sich tot. Das war seine Rettung. Splitterfasernackt kam er zur Truppe zurück, nachdem sich die Eingeborenen verzogen hatten.

Und die helle Lache da unten am Tisch, die gehörte dem Baron Leskow, dem Farmer von Pleitehof. Leskow auf Hohenhein, der hatte mit nichts angefangen, als mit seinen fünf gesunden Sinnen, ein paar kräftigen Fäusten und einem guten Quäntchen Humor. Hatte Frachtfahrten übernommen, Viehhandel getrieben und ähnliches mehr, hatte Glück gehabt und war vorwärts gekommen.

Aber seinen Span hatte er auch. Solch kleinen Tick, überall seine Freiherrnkronen auf seinen Besitzgegenständen anzubringen. Als er die ersten Stück Großvieh sein Eigen nannte, mußten die doch sein Zeichen, seinen Brand tragen, und daß das nur eine Krone sein konnte, war klar! Aber wie die herstellen, ohne Kosten für ein Brenneisen auszugeben?

Er saß auf seiner Veranda und grübelte. Plötzlich stand er auf, ergriff eine in der Ecke liegende Gartenharke, zählte bedächtig die Zinken, schritt zum Werkzeugschuppen, entfernte die überzähligen und erhitzte das Eisen auf der Feldschmiede. Dann bog er die glühende Zinkenreihe im Halbkreis, daß die Spitzen wie die Borsten des Stachelschweins auseinanderstanden — die Krone war fertig! Praktisch muß man sein!

Schwere Zeiten dann hatte er wieder durchzumachen, daß er seine Farm nur noch den Pleitehof betitelte. Aber leßthin schien's schon wieder besser zu gehen mit ihm. Und dort saß auch der alte Huber, der mit den Fingern butterte, und wild genug ging's zu in der Ecke: „Sakrament, wo is mei Stuken, brenn dem Laufewenzel eins aufs Fell.“

Die kleine Frau Missionarin hielt sich bei dem ungewohnten Geräusche rundum mit beiden Händen die Ohren zu, ihr Mann jedoch machte wacker mit, war der Bravste einer! Einige Reden waren schon geschwungen, da hielt's den Schulmeister, der in Landesgeschichte machte, und im schwarzen Gehrock unten vor der Tafel saß, nicht mehr auf seinem Sitz! War's nicht hoher Festtag und Erinnerungsfeier? Und hatte er nicht mitgefochten, mitgekämpft damals im wilden Aufstand von Anfang bis zu Ende und geschrieen und Bücher verzapft?! Sein Glanztag, das Gefecht von Otziemmere? Draußen vor den Toren der Stadt! Tote hatte es zwar nicht gegeben auf beiden Seiten, aber geknallt hatte es gar mächtig.

Kling, klang, kloppte er ans Glas, und in die sich langsam ausbreitende Stille tönte das schöne ostpreussische Organ des Lehrers Kaliweit:

„Meine Damen und Herren! In die Annalen der Weltgeschichte ist eingegraben der Schlachttag von Djiemmere. Gedenken wir der Helden von damals! Hurra, hurra, hurra!“

Und der Brave trank unter begeistertem Getöse sein Wohl!

Mit puterrotem Kopf wandte sich Frau Reddin an Frau Mattei, schimpfte über die vielen Reden und spann weiter an ihrer Unterhaltung über Geflügelzucht: „Ja, meine liebe Frau Mattei, Sie können sich darauf verlassen, die grauen Andalusierhühner haben eine viel bessere ‚Brutalität‘ als die Minoraka, wenn sie auch nicht so gute Legehühner sind!“ . . .

Und dann ging's zum Tanz. Die Hotelbambusen flogen mit Bier und Brötchen, mit Tischen und Stühlen, daß ihre dunklen Gesichter glänzten, als wären sie aus dem Wasser gezogen.

Gelächter und surrendes Reden brandete durch den Saal. Dort hatte Vertram Herrn von Malte vorgeknöpft, von wegen „Kreuzerei“ beim Rennen am Nachmittage, und die Fäuste donnerten auf den Bartisch, daß die Gläser sprangen und die Bambusen sich hinter der Theke verbargen. Und dann gab's einen Ringkampf! Kobalski sekundierte! Knallrot die Gesichter der beiden ringenden Hünen! Malte im weißen Smoking, Vertram im Khakihemd und braunen Reitstiefeln. Ein paar Mordskerle! Und die gesamte Farmerschaft des Bezirks stand herum und staunte. Keuchend ging der Atem, und dann hob der gewandtere Malte den Riesen Vertram in die Luft, und mit donnerndem Getöse schlug der mächtige Körper mit Stiefeln und mit Sporen auf den Boden.

„Halt!“ sekundierte Kobalski, „Hände reichen! Bier her!“ Und die Gemütlichkeit stieg bis zum Höhepunkt.

Am Klavier saß ein kleines Männchen, der Klavierstimmer des ganzen Schutzgebietes, der zu Fuß von Farm zu Farm, von Ort zu Ort wanderte und jeglichem musikalischen Instrument seine Tonkraft und richtige Abstimmung wieder verschaffte. Und die Weisen klangen durch den Saal. Staubaufwirbelnd stampfte der dicke Wilkens mit Fräulein Meisel, der Hausdame des Bezirksamtmannes, durch den Saal, Malte strahlte der eleganten Frau Dr.

Als in die Augen, während Herr Kaliweit der kleinen Frau Missionarin seine etwas abgehackte Verbeugung machte — und im übrigen, soweit die Damen nicht mehr reichten, tanzten die Männer halt unter sich.

Im Hinterzimmer aber da saßen die Wildesten der Wilden zusammen. Schütze, der Lange, der kleine Winkeladvokat, und der „Wilde Jäger“ selber und Leutnant Behr und wie sie alle hießen! Da wurde gejeut und kalter Sekt getrunken. Still und schweigsam ging's zu, so still war's, daß man glaubte, in eine Totenkammer zu kommen, wenn man aus dem Jahrmarktstrubel von nebenan hereintrat.

Und drüben im Hauptsaal versagte die Bedienung, mußte versagen, denn wer hatte je ein solches Fest hier in diesem kleinen Städtchen erlebt!

Da gellte plötzlich aus fernster Saalecke ein Hilfschrei aus tiefer Männerbrust! Stühle und Tische wankten, jeder will sehen! Wirt, Kellner, Bambusen, alles stürzt der Ecke zu — und da sitzt der dicke Brandeis von Otjikango: „Mensch, Meier, edle Seele von Wirt, ich verdurschte, wart schon seit 'ner halben Stunde auf meinen Sekt!“ —

Und weiter tobt die wilde Schlacht. Von einzelnen fröhlichen Tischen steigt Gesang auf:

Kennst du das Land, wo man mit Ochsen treckt,
Wo Rindvieh herdenweis verreckt,
Wo jede Kiste Bier fünf Pfund (Sterling),
Kennst du das Land, du krummer Hund?

Und von Malte lispelt dazu: „Wo Bildung man ersetzen tut durch einen Straußensfederhut“ und sieht lächelnd der kleinen, dicken, erhitzten Frau Reddin, der ehemaligen Köchin aus dem Hotel „Alter Kaiser“, nach, die jetzt selber Farmherrin ist und auch als solche gelten will, Zigaretten raucht, als ob sie mit einer geboren wäre! Aber heute taut sie auf, gibt sich ganz wie sie war, und gibt dem dicken Kobalski, der ihr faule Jagdgeschichten erzählt,

zur Antwort: „Wenn det wahr ist, Sie oller Dussel, dann futtere id fünfzig Meter Stachelbraht runter!“

Dussel und persönliche Verbalinjurien nimmt keiner so leicht krumm. Aber auf Pferde und Farn, da hält jeder, darüber darf kein schlechtes Wort fallen! . . . Draußen im Hof der Gastwirtschaft hocken die Bambusen und Treiber der Farmer ums lodernde



Feuer, schmazend schlingen sie den gestifteten Festbraten hinunter, trinken wohl auch heimlich besorgte Kestel! Und um die Ecke am Stall, da steht der lange Isaak mit den Straußenfedern am Hut und hilft seinem geliebten Herrn in den Sattel. Rums aber liegt Althaus auf der andern Seite neben seinem Pferd, das verwundert den Kopf dreht. Althaus ist Farnverwalter in der Nähe der Ortschaft, hat strikte Order, bei Tagesanbruch auf der Farn zu sein. Er wußte, was Pflicht bedeutete, und das hätte sein Herr und Baas nie besser erkennen können als eben jetzt, wo er versuchte,

zum dritten Male den Fuß in den Steigbügel zu schieben: „Verflucht! — hup — Sonnenaufgang — hup — auf Farm sein!“ — Und dann saß er endlich oben. Isaak kletterte aufs Maultier, und so zogen die zwei los hintereinander in die blaue, schwüle Nacht wie Don Quichote mit seinem Schildknappen Sancho Pansa. Das Pferd kannte Weg und Steg, und Althaus ritt mit hängendem Kopf im Sattel schlafend heimwärts.

Und auch das schönste Fest findet sein Ende. Eine Stunde vor Sonnenaufgang sitzt nur noch der Edle von Otjikango als letzter einsam auf der verlassenen Veranda. Eine Stallaterne auf dem Nebentisch, die ihm spärliches Licht spendet, ist von Tausenden von Insekten umschwirrt. Ihm zur Seite auf einem Stuhl steht die Kiste mit Bier — und jetzt trinkt er sein letztes Glas aus und erhebt sich.

Rundum in tiefster Stille die wenigen Häuser des Ortes, das Farmerlager dort unter den Bäumen. Totenstill ist's umher.

Plötzlich kommt dem Edlen von Otjikango ein Schuljungen-gedanke: Mit beiden Händen klatscht er auf seine prallen Schenkel und — kräht wie ein Gockel hinaus in die Morgenluft, und als ob alle Hähne der Ortschaft auf dieses Zeichen gewartet, geht's Kikeriki von Haus zu Haus, ununterbrochen, unaufhörlich.

Fluchend wird ein Fenster über dem Vorfänger zugeschlagen, ein paar unverständliche Schimpfworte dringen aus dem provisorischen Schlafraum, dem Hotelbüro neben der Veranda, doch glückselig strahlend geht auch der letzte Brave zur Ruhe, während über der ganzen Ortschaft das Krähen der Hähne bis in den späten Morgen weitergeht.



Auf meiner weiten Pad durchs halbe Südwest zu meinem neuen Arbeitsplatz befolgte ich die Ratschläge des alten Huber getreulich, und ein neues Skizzenbuch füllte sich dabei bis auf die Deckelseiten.

Mein Brotherr, Old John genannt, lebte selber im Städtchen, wo er nebenbei auch Inhaber eines sogenannten „Store“ (Laden) war. Er war Besitzer der bekannten Farm Dndanganga. Seine

Kreuz- und Quersfahrten durch Zentral-Afrika würden Bände füllen, aber ich bleibe bei dem, was ich miterlebte, was zu meiner Zeit passierte.

An sich konnte ich mir keinen besseren Vorgesetzten wünschen, denn erstens war er weit vom Schuß, zweitens ließ er mich machen, was ich wollte, und drittens war er generös.

In ihm selber sah es wohl so aus wie in seinem Büro im Städtchen. Ein kleiner Raum mit Veranda davor. Geschmackvoll angestrichene Wände, an denen einige gute Bilder hingen, darunter ein Ölgemälde seiner Villa am Bodensee, die er sich hier in Südwest verdient hatte. Daneben aber hingen Sattel und Zaumzeug, ein paar Ochsenriemen, mehr oder weniger durchgeschwitzte Panamas und Tropenhelme. Kristall und Silber auf Bord und Fensterbrett. Tiefe bequeme Klubsessel standen herum, dazwischen aber lehnten Mehl-, Reis- und Tabaksfässer. Leere und volle Whiskyflaschen fand man überall. Auf dem Tisch war statt des Tischtuches eine „Luftige Sieben“ mit Kreide gezeichnet.

Ein halbes Duzend Bambusen mußte John dauernd um sich in Bewegung haben. Er selber war mittelgroß, mager, mit scharfen Gesichtszügen, borstigen Haaren und einer Revolververschнауze, wie es in ganz Südafrika keine zweite gab. Das war Old John, der old hieß, trotz seiner fünfunddreißig Lenze.

Auf der Farm konnte ich schalten und walten, wie es mir beliebte. Gute Pferde hatte ich genügend zur Verfügung, das Jagdgelände war gut und die Gegend wildromantisch zerklüftetes Bergland.

Nur für eins mußte ich unbedingt Sorge tragen, das merkte ich bald, „Stoff“ und Zigaretten mußten vorhanden sein, wenn er wirklich mal die Farm besuchen kam. Denn als er eines Tages erschien und ich ihm statt Zigaretten nur grünen Pfeifentabak anbieten konnte aus dem Garten — raste, tobte er! Eilte in die Anpflanzung hinunter, riß sich höchst eigenhändig einige Tabakblätter vom Stengel von unseren besten Zigarettentabakpflanzen, legte diese Blätter auf die heiße Herdplatte, zerrieb sie, wickelte sie

in ein Papier, das man sonst zu anderen Zwecken verwertet. Rauchte, spuckte, donnerte! Ließ einspannen und fuhr, ohne mich eines Blickes zu würdigen, im Karacho davon.

Sonst aber vertrugen wir uns gut. Verschiedene Bilder hatte ich ihm bald gemalt von seinen Zuchtobjekten, von Farm und Landschaft. Als er damals das erste Bild sah und betrachtete, den linken Daumen in der Westentasche, drehte er sich zu mir um: „Was kostet das da?“ — Schnell waren wir einig!

Und dann: „Sie Rindsvieh, spielen Farmer, arbeiten, statt zu malen.“

Aber 'ne Pulle Schampus spendierte er doch! Old John ließ sich nie lumpen.

Wir gingen zu Hein, dem ollen ehrlichen Seemann, der hier in Djimpuru als Gastwirt vor Anker gegangen war. Hein war übrigens das zweite Original am Plage. Erst hatte er sich als Lokomotivführer in die Kolonie eingeführt, dann, als die wilden Aufstandszeiten vorbei waren, eine kleine Bar eröffnet, die sich allmählich zum stattlichen Hotel ausgewachsen hatte. Man muß sagen, er verstand seinen Kram! In der ersten Zeit kamen auch hin und wieder seine alten Kollegen: „Hein, giff mi mal 'n Lütten!“

„Sie wünschen, mein Herr?“ klang's so offiziell wie möglich zurück.

„Hein, bist woll verrückt, oller Duffel!“

„Wie meinen? Josua, bedien die Herren!“

Und dann blieben diese „Herren“ fort, und sogenanntes besseres Publikum kam, aber Hein konnte die beste Gesellschaft nicht gut genug sein. Die Herren „Stehkragenfarmer“! Damals war es noch ein Luxus, überhaupt einen Kragen zu tragen, geschweige denn einen Stehkragen, und diejenigen, die sich solch einen Luxus nun wirklich leisteten, waren in seinen Augen ganz besondere Menschen.

Aber wie gesagt, Hein wollte, daß es bei ihm ganz besonders vornehm zugeht, und so nagelte er ein Schild an die Tür mit der Aufschrift: „Die verehrten Gäste werden gebeten, von jetzt ab nur noch mit Kragen zum Diner zu erscheinen!“ —

Damals gab's in den Zügen noch keine Speisewagen, und die Ortschaft, in der Heins Hotel stand, wurde Mittagsstation. So hatte er ständigen Durchgangsverkehr. In irgend einem alten Schmöcker über gute Erziehung hatte er 'mal gelesen, daß es nicht wohl-anständig sei, beim Mittagessen Zeitungen und Bücher durchzusehen. Nun, eines Tages, ich muß vorausschicken, daß in Heins Hotel die Pausen zwischen den einzelnen Gängen meistens von außerordentlicher Länge waren, saß auch eine Dame aus dem Zuge bei Tisch und holte sich ein Büchlein hervor, um die Zeit totzuschlagen. Schon erschien Josua, der hier bediente, schob auf einer Untertasse jener Dame einen Zettel zu, auf dem vermerkt stand: Die Gäste werden gebeten, während des Essens nicht zu lesen!

Hätte Hein geahnt, daß es die Gattin seines neuen Bezirksamtmannes war, der er Sitte und Anstand beibringen wollte, er hätte wohl darauf verzichtet.

Grob konnte auch Hein werden, wenn's ihm mal zu bunt wurde, und dabei verfiel er regelmäßig in sein geliebtes Platt, und dann war's ihm schließlich auch egal, wenn es der Gouverneur selbst gewesen wäre, den er zur Tür hinauswarf.

Zu der Zeit, als ich nach dort kam, hatte sich ein neuer Farmer, auch einer von der Wasserfante, ein ehemaliger Seeoffizier, dort angekauft, saß nach heißem Ritt auf Heins Veranda, wartete aufs kühle Bier.

„Lauwarm!“ brummte er mißbilligend, als Josua ihm das schäumende Glas hinstellte. Da legte Hein los:

„Wat, dat schall warm sin? Dat's mi noch ni vorkamen, dat mi dat een seggt hett, un wenn Se dat bi mi nich passen deit, dann gahns man röber nah Kröger sin Apthek („Apotheke“, eine neu aufgemachte kleine Bar).“

Der also Angeredete nickte kühl, was, wie Old John sagte, bei der drückenden Hitze ganz angenehm war:

„So, min Söhn, dann roop mi doch mal'n Wirt her.“

„Dat bin ick sül'm.“

„So, ist doch, du wierst man bloß de Husknecht.“

Das war der richtige Ton für Hein! Das imponierte ihm! Schmunzelnd klopfte er seinem Gast auf die Schulter: „Du bist gesund, min Jung, und kannst so blieven. Nu wüllt wie twe mal'n „Nördlichen“ nehmen! . . .“

Und die Jahre waren Hein unter vielen Erlebnissen und Erfahrungen vergangen, die Ortschaft gewachsen, „Zentralhotel“ prangte in großen Lettern über dem Hause, von wegen der Konkurrenz, und doch war's Hein immer noch nicht fein genug! Das hatte nun einer von den jungen Farmern herausgefunden, ein feudaler junger Herr mit Monokel, großen Allüren und kleinem Scheckbuch, der gab Hein gute Ratschläge und — Hein fiel prompt darauf rein. — Sonnabends und Sonntags müsse er als Wirt im Smoking die Honneurs machen, während der Mahlzeiten durch den Saal gehen, und dann würden sich die Leute auch allmählich daran gewöhnen, im Cut oder Smoking zu erscheinen. Und dann, ja dann hätte er das vornehmste Restaurant in ganz Südwest! Das wäre sicher. — Hein zwängte tatsächlich seinen dicken Bauch in einen neugebauten Smoking, die breiten Schipperfäuste in weiße Glacées, aber keiner reagierte. Da bat er den jungen Ratgeber, doch Sonnabends und Sonntags als gutes Vorbild im Gesellschaftsanzug zu erscheinen, und das war es, was jener gewollt hatte. Die nächsten Wochen erschien er mit seinem Freundeskreis, alle in „Schwarz und Weiß“. Natürlich aßen und tranken sie alle auf Heins Rechnung! Vier Wochen lang, und dann gab Hein das Rennen auf. Denn erstens folgte keiner diesem Beispiele, und zweitens kostete der Versuch eine runde Summe.

Manchen netten Abend haben wir auf Heins Veranda verbracht, wenn auch diese Abende an sich natürlich selten waren, denn allzu häufig kommt man von der Farm nicht in die Ortschaft. Besonders ist mir ein gemütlicher Skatabend in Erinnerung, der sich ziemlich lang ausdehnte. Old John hatte noch einen Hauptmann und einen Leutnant dazu geladen, die auf ihrem Dienstritt hier einen Rubetag eingeschoben hatten. John lud zum Sekt, ließ die besten

Marken auffahren, und, wie gesagt, es war spät, bis wir zur Ruhe kamen.

Den nächsten Morgen erwachte ich auf den Mehlsäcken meines hohen Chefs im Büro, einen Sattel unter dem Kopf und mit einem Woilach zugedeckt.

Als ich auf die Veranda trat, war er schon auf und machte Toilette — auf der offenen Veranda an der Hauptstraße des Ortes! Aber dazumalen war man nicht zimperlich!

Im selben Augenblick trat drüben aus dem Hotel der Herr Hauptmann. Jovial winkte Old John hinüber, doch nur ein gemessenes zurückhaltendes „Guten Morgen“ kam zurück, und langsam schritt jener über den Hof dem Pferdestall zu.

Einen Augenblick hielt John verdukt inne, stand still mit erhobenen Händen, die gerade beschäftigt waren, mit einem Frottierhandtuch das Wasser aus seinen Borsten zu trocknen. Old John und verdukt! Das hatte ich noch nicht gesehen.

Doch schon krähte er nach der anderen Seite hinüber: „He, Leutnant Braun, komm doch mal 'n bißchen her, mein Herz!“

Zögernd, etwas widerwillig stapfte Braun durch den Sand von Zimmer Nr. 7 herüber.

„Du, und Sie wünschen?“ eifig kurz die Frage.

„Was ich wünsche, zum Teufel? Wissen, was los ist mit Ihnen? Ihr Hauptmann zog eben auch wie die beleidigte Unschuld vorbei.“

„So? Ich habe ihn noch nicht gesehen heut morgen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich es ziemlich eigenartig finde, daß Sie uns zum Sekt laden und mich diesen nachher bezahlen lassen! Da hört jeder Spaß auf!“

Bei den letzten Worten ging über Johns Gesicht ein Leuchten, das in schallendem Gelächter endete.

„Einen Augenblick, Sie Militärsoldate!“ und schon wühlte John in seiner Hose, die zerknüllt über die Verandabrüstung hing, holte sein Scheckbuch heraus und wies mit dem nassen Finger auf die lehtausgefüllte Seite:

„Hat Hein vor einer halben Stunde empfangen, da er eine eilige Forderung zu bezahlen hatte.“

Verblüfft starrte der Offizier auf das Papier. Im selben Augenblick kam der Hauptmann über den Hof zurück, und John bat ihn unter schütterndem Lachen heran.

Richtig, der Hauptmann hatte auch die bezahlte Rechnung vorzuweisen! Im Hemde ohne Kragen, mit noch nicht ganz getrocknetem Borstenkopf, hinter sich die Gäste des letzten Abends, steuerte John in Heins Taverne.

„Hein, du Untier, was hast du gemacht? Hier dreimal die Rechnung bezahlt bekommen!“

„Djä, wo kann id weeten, wer en to betahlen hett von de dree Herrens. Ich häß mi dat so dacht, dat de, de nix to betahlen hett, dat woll seggen würrt! Und grad düßen Momang nu, häw id sehn, dat ji all tosam betohlt hebbt! Min Olsch hätt' mi dat vertellt!“

Der Streitfall war schnell geschlichtet. Hein wurde zu einer Runde Sekt verurteilt, und damit war die Sache erledigt . . .

Auf der Farm hatte ich viel zu tun. Hauptsächlich Annahme von Rindertransporten, Zusammenstellen und Weiterverkauf. Die Anweisungen, die Old John mir zukommen ließ durch reitende Boten, waren Originalstücke.

„Gleichzeitig trifft Herr Meier bei Ihnen ein, um Kühe für seine neu erworbene Farm zu kaufen. Zahlt gut! Hat aber, da er selbst vom Vieh nichts versteht, reelle Belieferung zur Bedingung gemacht! Ich verpflichte Sie, die besten zwanzig Kühe für den Mann aus den Herden auszusuchen!“

Das war ganz Old John, aber folgender Brief nicht minder.

„Beifolgender Herr wünscht Vieh zu kaufen. Er verfügt über genügend Erfahrung, um sich zur Verjüngung seiner Herde die ältesten Kühe selbständig auszusuchen zu können!“

Ja, und dieser beifolgende Herr verstand es auch wirklich, alle Queenen, Kühe, die keine Kälber bringen, und alte ausrangierte Muttertiere herauszufinden zur Verbesserung seiner Zucht! Dann

ritt er ab. Vier Braunweiße und fünf Schwarzweiße schickte ich ihm nach der Ortschaft hinterher. Doch kamen letztere fünf einige Tage später zurück.

John schrieb dazu: Die fünf Tiere zurück als Begleichung der Hotelrechnung, die ich für den Käufer verauslagt hatte. Offiziell, da die Tiere der Farbe nach nicht in seine Herde passen! Er soll nämlich vier alte Ovambokühe von undefinierbarer Farbe auf der Farm stehen haben

Kandandi

Das Haus, das ich hier auf der Farm bewohnte, hatte ich mir inzwischen ziemlich gemütlich eingerichtet. Aquarelle und Federzeichnungen, selbst gerahmt, an die Wände gehängt. Bücher und Zeitschriften kamen von daheim aus Deutschland oder auch von Old John.

Fürs leibliche Wohl sorgte Kandandi und mein Vambuse Hans. Kandandi war ein junges Ding, deren Lebenslauf ich durch eigenartige Zufälligkeiten im Laufe der späteren Jahre verfolgen konnte. Ich traf sie auf verschiedenen Farmen wieder.

Kandandi stammte von einer nicht allzu entfernten Nachbarfarm, und der Farmersfrau dort war sie zum erstenmal vor die Augen gekommen, als die alte Maria, das Melkweib, abends zum täglichen Kostempfang dort erschien.

Splitterfasernackt, nur mit einem kleinen Schurz bekleidet und einem zierlichen roten Perlkettchen um das rechte Fußgelenk, stand das niedliche braune Ding da. Geschickt sprang sie hin und wieder von selber der Farmerin bei, ihr den Kostbecher oder was gerade vonnöten war, zu reichen. Allerhand für ein Wesen vom Hererostamm, und nun gar für ein Kind!

Die schwierige Anrede „gnädige Frau“ hatte sie sogar schnell erfaßt, denn hier auf der Farm war man dem üblichen Brauch, das englische Wort „Missie“ oder „Mister“ zu benutzen, abhold. Nur klang es bei Kandandi mehr wie „knickerige Frau“.

Eines Tages wurde sie dann, etwa als zehnjähriges Mädchen, in den Farmdienst eingestellt. Zuerst hütete sie einige Stunden am Tage die Schweine, suchte die Eier des Hühnervolks zusammen, sammelte Holz für den Küchenherd, um dann langsam als Hilfskraft zur Küchenarbeit überzugehen.



Die Farmersfrau hatte ihr ein hübsches Kleidchen genäht, obgleich der Farmer behauptete, sie sähe „so“ viel besser als in den europäischen Fezen aus. Jeden Abend aber mußte Kandandi beim Gutenachtjagen das Küchenkleid abliefern, denn eine Nacht im Pontok, wie man die Hütten der Eingeborenen nennt, und es wäre „hinüber“ gewesen. Nur an Sonntagen brannte das kleine Ding häufig mit dem Kleidchen durch, um auf der Werft damit zu prunken.

Sie zeigte sich zu allem recht geschickt, und wie sie früher als Dreijährige mit einer Konservendose voll Wasser auf dem Kopf zur Werft spaziert war, trug sie jetzt das ganze Tablett mit dem Es-

geschirr von der Küche zum Wohnzimmer, denn die Küchenräume liegen in Afrika meistens abseits vom Haupthause.

Kandandi war gerade einigermaßen angelernt, da holten ihre Eltern sie ab, die auf einer entfernt liegenden Farm wohnten. Sie hatten das Kind, wie es bei den Eingeborenen Brauch war, Maria, einer alten Verwandten, in Kost gegeben. Wer aber deshalb meinen sollte, die Eingeborenen liebten ihre Kinder nicht sonderlich, der irrt! Im Gegenteil, sie sind so vernarrt in sie, daß es geradezu als empörend empfunden wird, wenn jemand Kinder durch Schläge erziehen wollte. Der Dank für eine derartig milde Zucht ist dann aber auch meistens der, daß ein so halb erwachsener Eingeborenenkümmler später bei passender Gelegenheit Mutter oder auch Vater rechtchaffen verdrischt.

Also Kandandi kam fort, und zwar nach Windhuk zur Mission. Sie wurde unterrichtet, sie lernte Kochen, Nähen, Schneidern. Sie wurde auch zu christlichem Lebenswandel angehalten. Im allgemeinen aber zeigt sich der Erfolg nur in Äußerlichkeiten. Das liegt natürlich an der verhältnismäßig niedrigen Kulturstufe der Eingeborenen, weniger an der Mission. Widerspenstig, wie sie sind, haben sie wenig Lust, sich fremdem Willen zu beugen und schlechte Neigungen zu bekämpfen. Natürlich, man kann all dies auch anders ansehen, denn an sich ist kein Ding gut oder schlecht, sondern das Denken macht es erst dazu.

So gingen ein paar Jährchen herum. Da forderten ihre Eltern sie zurück; sie kam auch in die Nachbarschaft ihrer früheren Herrschaft, und eines Tages sah ich sie besuchsweise bei den Leuten auf meiner Werft. Das Kopfstuch um das Kräuselhaar geschlungen als Zeichen, daß sie nunmehr erwachsen war und zu den heiratsfähigen Weibern gerechnet wurde. Hoch aufgeschossen in der den Hereros eigentümlichen stolzen, geraden Haltung wollte sie an mir vorbeischießen. Da sprach ich sie an und fragte, ob sie bei mir in den Küchendienst treten wollte.

Sie verharrte einen Augenblick, legte den Kopf in den Nacken, schloß für ein Weilchen die Lider, schob das Kinn vor, beobachtete

mich und sagte dann ziemlich gleichgültig: „Ji — h Baas.“ (Ja, Herr.)

Blißsauber war sie wirklich, geschickt und willig. Das gelb=leuchtende Kopfstuch stand gut zu ihrem dunkelbraunen Gesicht. Das Kopfstuch, in dem sie gerne fremde Gegenstände wie Taschentücher und ähnliches verstecken und mitgehen heißen. Denn — „klauen“ und „lügen“ ist keine Schande, nur dann eine Schande, wenn man sich dabei abfassen läßt. Einen großen Unterschied aber machen sie zwischen „klauen“ und „stehlen“. Alles das war unter dem Namen „Eß= oder Genußmittel steht, kommt für „Diebstahl“ nicht in Frage, sondern ist eben geklaut, sei es nun Kaffee, Zucker, Tabak, Mehl oder Milch. Außerdem aber auch sonstige Kleinigkeiten: wie Taschentücher, Lappen, Windeln, Löffel. Dagegen Geld zu nehmen wäre Diebstahl, sogar schwerer Diebstahl, und das gehört zu den Seltenheiten.

Kandandi und Hans arbeiteten gut Hand in Hand, und ich war froh, mich nicht mehr so um den inneren Hausbetrieb kümmern zu brauchen.

Bambuse fein, heißt mit Behagen

Den Kampf ums Dasein still ertragen —

sagt schon unser Democritus africanus. Bambusenarten gibt's 'ne ganze Reihe, und jede hat ihre Eigentümlichkeiten.

Truppenbambusen, insbesondere Offiziersbambusen — tiptop in Kluft, den Kopf ein bißchen oben heraus, sehen sie auf die andern armseligen Nigger verächtlich herab. Geschickt sind sie und zu brauchen, wenn's nicht schwere Arbeit gibt. Halten das Zeug ihrer Herren in Ordnung und alles was dazu gehört. Nehmen Launen ihrer Vorgesetzten als unabwendbare höhere Gewalt hin. Für alles sind sie verantwortlich, alles müssen sie zur Hand haben, sei es Feuerzeug oder Messer, den Reservetabaksbeutel oder Nähzeug. Und das Nähen müssen sie natürlich auch verstehen.

Saßen da 'mal vor ihrem Zelt zwei Offiziere beim Schachspiel, als dem einen beim Rücken rückwärts ein Knopf von der Hose



springt. Ein Wink mit dem Finger, und schon hockt der Bambuse hinter seinem Herrn auf dem Boden und näht den Fahnenflüchtigen an das zu ihm gehörende Tuch.

Dann haben wir noch die Storebambusen, die Lauffungen der Läden, die Farmbambusen, die in der Jugend mehr oder weniger gut aussehen.

Also Kandandi und der Bambuse Hans verstanden sich. Mausten wie die Raben. Als ich dann eines Sonnabends die Wochenkost ausgeben wollte, Mehl, Reis, Zucker und Tabak, fiel mir auf, daß der Zuckersack merklich leerer geworden war. Hans konnte nur in Frage kommen. Nun sagte ich ihm auf den Kopf zu: „Du hast Zucker geklaut, mein Sohn!“

„Ich bin Christ — ich stehle nicht!“

Aha, siehe da: „stehlen“. Die Begriffe hatten sich vereinfacht, denn die Unterschiede zwischen klauen und stehlen werden wohl nicht

in der christlichen Unterweisung erörtert worden sein. Nun, wo alles gleich schwerwiegend war, würde er auch wohl als geschickter Eingeborener keine großen Unterschiede selber mehr zwischen klauen und stehlen machen.

Um ihn aber zu überführen, legte ich am nächsten Morgen ein kleines leichtes Tellereisen oben in den Zuckersack, bedeckte dieses mit einem Stück Papier, streute Zucker darüber und ging meiner Arbeit nach.

Als ich nach einer Weile zurückkam, lag das zugeschnappte Eisen am Boden, Hans war verschwunden. Kandandi meinte, er sei „bavera“ (krank). Da ließ ich ihn mir kommen und fragte ihn, wo er krank sei.

„Nai, nai, nai“, sagte Hans und wies auf Kopf und Brust.

„Ach zeig doch mal deine Hand! Nein, nicht die linke, die rechte! — Ah, sieh da, ich denke, du bist Christ und stiehst nicht!“ Mit dreißigen Lappen war die angeschwellene Hand umwunden.

„So, deine Lektion hast du weg, mein Sohn, nun marsch an die Arbeit.“

Hans ging mit hängendem Kopf an die Arbeit, aber dieses kurze praktische Verfahren hatte doch Eindruck gemacht.

Wochen vergingen. Dann erklärte mir eines Tages Kandandi, indem sie sich vor Verlegenheit ihre tadellos sitzende Schürze wieder und wieder mit braunen Händen glattstrich, sie wolle den Hans heiraten.

„Also daher macht Freund Hans soviel Schulden für Kopftücher und Kleiderstoffe! Ich habe nichts dagegen. In der Küche aber mußt du schon weiterarbeiten!“

„Jiih (ja), — ich bleibe hier.“

Und somit war die Frage erledigt.

Ich stiftete sogar einen Hammel zum Hochzeitsfest und gab ihr drei Tage Urlaub.

Auf der Werst ging's hoch her! Bald hatten die Eingeborenen den Farmzucker — zur Bereitung von Hochzeitsbier — aufgekauft. Die ganzen Nächte hindurch währte das Tanzvergnügen.



Rund um das große Feuer hockten die Weiber und begleiteten den Tanz des alten Viehhüters Langmann mit Händeklatschen.

Drei Tage lief Kandandi mit verschleiertem Gesicht umher, und ein „reizendes“ Bild war es, als sie mit dem geschenkten Hammel zur Werft zog. Der ungewohnte Schleier ließ sie eine nahende Sandhose nicht beachten, und mit einem Male stand sie mitten darin. Die Kleider wirbelten ihr um den Kopf, aber das machte nichts, solange nur das Tuch vor dem Gesichte hielt! So stand sie da, mitten im wirbelnden Tosen, den blöfenden Hammel zwischen die nackten schwarzen Beine geklemmt, die Arme um den Kopf geschlungen, umweht von flatternden Röcken, bis der neugierige Wirbelwind weiterzog und die Büsche des Viehfraals vor Vergnügen durcheinanderjagte.

Die erste Zeit nach der Hochzeit ging die Sache noch gut. Dann aber wurde Kandandi nachlässig. „aminakutschima“ (Ich weiß nicht), hörte man den ganzen Tag als Antwort auf jede Frage. Der passive Widerstand, der in diesen Worten lag, konnte einen auf die Dauer zur Verzweiflung bringen.

Anscheinend gab es häufig Meinungsverschiedenheiten zwischen den neugebackenen Ehegatten. So kam sie eines Morgens mit geschwellenen Backen zur Arbeit. Und: „Na, was ist denn los?“ fragte ich den Hans.

„Ai, nichts, hab' meine Frau verhauen“, sagte er, indem er sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn wischte, und mit einem pfiffigen Grinsen auf dem Gesicht meinte er treuherzig: „Weißt du, Baas, einmal in der Woche muß es sein!“

Als ich dann später nach Jahren auf meine eigene Farm zog, erschien Kandandi wie auch Hans zum Dienst. Als der Krieg ausbrach, rückte ich ins Feld, und meine Frau blieb mit den Eingeborenen auf der Farm zurück.

Die ersten Monate ging die Arbeit in alter Art und Weise weiter. Doch allmählich lockerten sich die Zügel. Viele Gerüchte schwirrten durchs Land. Immer unregelmäßiger kamen die Eingeborenen zur Arbeit. Stellten sich krank — trieben sich umher.

Als sie dann aber sahen, daß englische Truppen durchzogen, die Farmhäuser sinnlos verwüsteten, das Vieh abtrieben, um einiger Pfund Fleisch halber gleich verschiedene Kühe zusammenschossen, machten sie's ihnen nach. Schlachteten im Felde, was sie brauchten, stahlen vom Hausrat, was sie bekommen konnten. Die Farmersfrauen standen diesem Treiben so gut wie machtlos gegenüber. Immerhin die Eingeborenen respektierten sie als „weiße Frau“, als unantastbar!

Dann kam ich zurück, nachdem die Kriegswirren beendet waren, und versuchte wieder aufzubauen. Besiegt und doch noch Baas auf der Farm? Die Farbigen wußten sich das nicht zusammenzureimen. Widerwillig gehorchten sie. Die alte Autorität schien sich aber durchzusetzen, besonders als sie sahen, daß ich einige englische Reiter mit kurzen Worten zum Hause hinauswies.

Doch Hans hatte viel von durchziehenden Eingeborenen gehört. Der Engländer gäbe bei Streitfällen mit Deutschen den Farbigen recht. Ja, bezahle gut, wenn man angebe, daß ein Deutscher ein Gewehr führe, oder daß er davon spräche, daß die Engländer doch wieder zum Land hinaus müßten.

Immer mehr häuften sich die Straffälle, bei denen der Deutsche gegen den Eingeborenen ausgespielt wurde. Der Eingeborene schwor einfach; was das bedeute, ahnte er natürlich nicht, und der Deutsche wurde bestraft. So wurde durch eine offensichtliche Bevorzugung der Eingeborenen vor den Deutschen durch die englischen Magistrate, denen jedes Gefühl für Rassenzusammengehörigkeit abhanden gekommen sein mußte, die Lage immer hoffnungsloser. „Politik“ nannte man dies in Südwest.

Auch Kandandi streifte. Saß in eifriger Unterhaltung mit der Stummelpfeife im Mund am Brunnen, während ihre Herrin in der glühenden Sonne die Wassereimer für die Wäsche schleppte.

Gerade kam eine englische Polizeipatrouille auf die Farm. Dieser wurde der Fall vorgelegt, und um sich der „Lady“ als „Gentleman“ zu zeigen, schlug der führende Sergeant der Eingeborenen gegenüber einen energischen Ton an.

Aber die wußte Bescheid und kannte ihre neue Polizei besser als ich.

So sagte Kandandi ruhig mit hochmütigem Gesicht zu dem Engländer: „Etjo! — otjirumbu.“ („Siehe da — du gelbes Ding.“ Verächtlicher Ausdruck für einen Weißen.) „Ich arbeiten? Kako (nein), ich gehe auf Werst schlafen! Du kein Baas! Du bloß Mister!“

Machtlos stand der Lord da, und in wiegendem Gang ging sie der Werst zu.

Mir machte der Gedankengang der Eingeborenen innerlich Freude. Denn in Südwest bedeutet Baas soviel wie Herr und Gebieter. Mister ist schlankweg die Bezeichnung für irgendeinen Weißen.

Unverrichteter Sache ritten die Herren Engländer ab. Doch ich wollte es auf eine Gewaltprobe ankommen lassen. Nichtstunend hockte inzwischen Kandandi auf der Werst, als ich sie zu mir beorderte.

Ein langes Palaver mit Hans, dann ging sie. Ich stand im Hof, als Kandandi im Schlenderschritt herankam.

„Also du gehst jetzt in die Küche, arbeitest. Zucker und Tabak gibt's diese Woche nicht. Willst du nicht, bist du heute abend von der Werst!“

Mit einem wütenden Schwall von Worten ging Kandandi dagegen an. Im selben Augenblick aber hatte ich ihr das Kopftuch vom Haupt gerissen und fortgeschleudert — und wie durch Zauberkraft versiegte der Redeschwall, deckten die Hände den „nackten“ Wollkopf. — Das war schlimmer, als hätte man ihr das ganze Kleid vom Leibe gezerrt!

Doch dann nahm sie ihr Kopftuch auf und trottete an die Arbeit — stillschweigend.

Hans aber kündigte und ging. Ließ Kandandi auf der Farm, bis er einen Dienst für sie gefunden. — Schließlich trat er probeweise bei einem Buren, der frisch ins Land gekommen, ein.

Die Buren verstanden es von jeher, die Eingeborenen richtig zu behandeln, im Gegensatz zu den englischen Ansiedlern. Hier in



Süd-West konnte er es in Anbetracht seines durch den Krieg nicht geschöpften Geldbeutels ruhig darauf ankommen lassen, mit den Behörden in Konflikt zu geraten. Ein Deutscher aber wäre sicher von Haus und Farm vertrieben, wäre ausgewiesen worden.

Der Bur hatte sich neuerdings eine Farm in der Gegend erworben. Gleich das erstemal, als unser Hans ihm mit seinem „aminakutschwa“ als Antwort kam, erhielt er einen Schlag unters Kinn, daß er lang auf den Boden schlug.

Hans aber war mit den neuen Gesetzen schon bewandert! Klagte beim Magistrat! Der Bur zahlte zwei Pfund Sterling Strafe, die allerdings der Hans nicht, wie er hoffte, bekam. Kaum standen sie vor der Tür des Gerichtsgebäudes, als der Bur ihm das Leder frisch ausgerbte. Wieder Klage und diesmal fünf Pfund Strafe. Und der Bur zahlte, ohne mit der Wimper zu zucken. Nach der Verhandlung draußen eine womöglich noch eingehendere Zwiesprache zwischen Herrn und Eingeborenen. „Nun geh klagen!“ forderte der Bur ihn auf. „Kako (nein), Baas, du hast mehr Geld, als ich Hiebe vertragen kann.“ Und das Verhältnis war geklärt. Hans verschwand nach Ablauf des Kontraktes und bat mich, seinen alten Herrn, wieder um Arbeit.

Kandandi hatte inzwischen ihren „Dienst“ weiter versehen, nachlässiger mit jedem Tag. Mürrisch, unfreundlich. — Auf ihre Kleidung legte sie überhaupt keinen Wert mehr. Bald hing diese speckig-dreckig und in Fetzen an ihrem Körper herunter.

Wir hätten sie längst entlassen, wenn man nur eine andere für sie hätte bekommen können. Aber es waren neue Verfügungen erlassen! Verheiratete Weiber brauchten nicht mehr zu arbeiten — unverheiratete nur bedingt!

Hatte ein Junge eine bestimmte Anzahl Kleinvieh, durfte er mit „Anhang“ auf „Freiwerften“ ziehen und brauchte nicht mehr zu arbeiten. So stahlen sie Kleinvieh, wo sie dessen habhaft werden konnten, schnitten die Ohrmarken mit dem ganzen Ohr ab — und niemand konnte beweisen, daß sie gestohlen waren.

So schickte Hans auch sein erworbenes Vieh weit ins Sandfeld,

kündigte dann, folgte mit Kandandi seiner Herde und trat auf einer dort liegenden Farm in Dienst.

Da kam die Zeit, in der es wieder unter den Eingeborenen zu gären begann. Nicht gegen die „Deutschen“ — nein, „Schwarz“ gegen „Weiß“.

Überall hörte man von Übergriffen der Farbigen. Mit Steinen hatten sie sogar nächtlicherweile die englische Patrouille beworfen. Die Polizeistationen wurden verstärkt. — Eines Morgens geriet Kandandis neuer Brotherr in Wortwechsel mit seinem Schafwächter, einem richtigen Hünen — und als Antwort bekam der Herr auf seine Frage nur ein verschlossenes Gesicht, ein hämisches Achselzucken und das obligate „aminakutschwa“ zu hören.

Eben holten die Weiber Wasser von der Tränke, an der die beiden standen.

„Gut, wenn du die Tiere nicht bringst, bist du entlassen!“

Da sprang der Eingeborene den Herrn an und wollte ihn zu Boden schlagen. Der aber wehrte sich seines Lebens, und nach heißem Ringen preßte er dem Eingeborenen das Knie auf die Brust. Im selben Augenblick schlang sich ein Riemen um seinen Hals, zog ihm die Kehle zu, und ein Schlag mit einem schweren Holzstück fuhr auf seinen Schädel nieder, daß er fast die Besinnung verlor. Mit der Linken hielt er den Eingeborenen fest, mit der Rechten gelang es ihm, den Browning aus der Tasche zu ziehen, er entscherte mit dem Daumen und feuerte rückwärts. Ein wilder Aufschrei! Der Riemen gab nach. Fast erstickt, schöpfte der Weiße Luft, der Eingeborene entwand sich ihm, kreischend stürzten die Weiber fort.

Hinter ihm aber lag Kandandi in ihrem Blut.

*

Man kann mir mit Recht vorwerfen, daß ich in diesem Buch, wie auch nachfolgende Geschichte zeigen wird, meist von „ausgefallenen“ Leuten erzähle, vom Unkraut unter dem Weizen. Die Mehrzahl der Farmer sind fleißige, ordentliche vorwärtsstrebende Männer, die ohne viel Aufhebens ihre Arbeit schaffen und den

Grund zum immer mehr aufblühenden Lande legten. Aber was soll man von Kornfeldern schreiben, die wachsen, gedeihen und Früchte tragen? Ist nicht meist das dazwischen grünende Unkraut viel interessanter? Wohl liebt der Landwirt glatte volle Ährenfelder, aber ich finde diese bedeutend schöner, durchwachsen mit rotem Mohn, blauen Kornblumen, weißen Margueriten und lila Kornraden, farbig und abwechslungsreich. Ich stelle mir auch lieber einen solchen bunten Strauß in die Stube als ein Bündel Ähren. — Dies nun gewissermaßen voraus zur Entschuldigung, daß ich wieder eine von Südwests schönsten Blüten näherer Betrachtung würdige.

Früh am Morgen war Old John in seinem Reisewagen von vier Pferden gezogen bei mir eingetroffen. Es war ein ziemlich leichter Wagen, aber mit Verdeck, ähnlich wie bei den Ochsenwagen, und drinnen konnte man die Sitze zu Betten ausziehen. Old John war die Nacht durchgefahren, hatte dann sein Morgenbad genommen, und nun standen wir am Kraal, zählten einen Transport von einigen hundert Ochsen durch, die er vorausgesandt hatte.

„Sieh, da kommt der Deppe! Was der wohl will? Kennen Sie ihn noch nicht? Na, da werden Sie Ihre Freude haben!“

Ich schaute in die Richtung der Pad, auf der eine kleine klapprige Karre, von zwei Eseln gezogen, heranschlich.

„Ja, die Karre seh' ich schon, aber wo steckt denn der Deppe?“

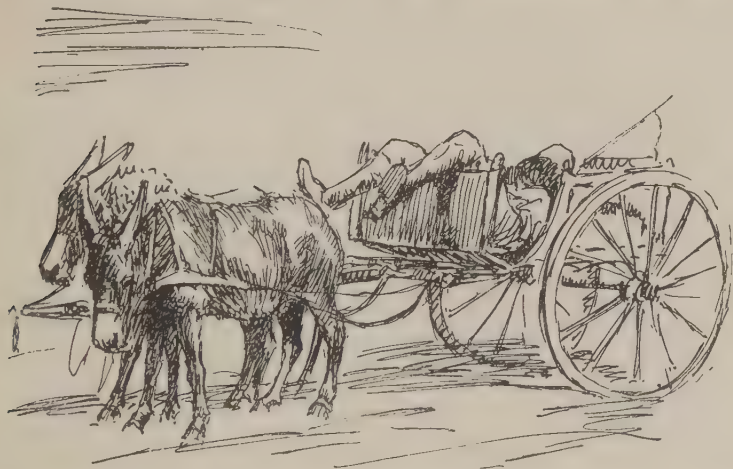
„Mein Lieber, der schläft die Pad entlang, liegt auf seinen Decken im Karrenboden. Sehen Sie nicht die Stiefelsohlen, die da vorne über den Karrenrand herüberbammeln?“

„Im übrigen ist der Deppe kein dummer Kerl! Ich war 'mal bei ihm auf der Farm — die reine Eselfarm, weiter hatte er nichts! Den Spektakel, den der Haupthengst in der ersten Nacht, die ich dort schlief, vollführte, werde ich nie vergessen. Als ich dann am andern Morgen dem Deppe meine Meinung sagte, behauptete er, dem schnell abhelfen zu können. Und denken Sie, wirklich am nächsten Abend war alles totenstill! Der Sache mußte ich natürlich auf den Grund gehen. Und siehe da — am

Kraal stand der Hengst angebunden und seinen Schwanz zierte ein schwerer Holzkloben!"

„Holzkloben? Wozu denn das?"

„Einfachste Sache von der Welt, Kolumbusei! Sie wissen doch, daß die Eselhengste beim Schreien den Schwanz heben! Nun also, jedesmal, wenn er zum Liebesgesang ansetzend den Kopf in die Lüfte streckte, konnte der Schwanz nicht mit, blieb



hängen. Dann blickte das Grautier verdukt auf sein hinteres Körperteil — und schwieg beschämt."

Langsam kam das Gefährt näher. Am Kraal blieben die Esel stehen, und ein verschlafenes Gesicht tauchte über der Seitenwand auf.

„Moin, Old John!" grinste es, verzog sich zu einem Lachen, daß man tatsächlich nichts als den großen offenen, lachenden Mund sah. Nase, Augen und Stirn, alles trat weit in den Hintergrund zurück. Dann kletterte eine unheimlich lange Gestalt langsam herunter, und Deppe stand bei den Eseln, die wie Nippfiguren neben ihm erschienen, und spannte sie aus.

Wir traten hilfreich heran. Da sah ich vorne in der Karre eine Weckeruhr hängen, so wie sie unsere Stubenmädchen in Deutschland benutzen. Wozu er die gebrauche? Ja, das wäre sein Patentkilometermesser. Drei Kilometer machten die Esel in einer Stunde, und dann könne er nach der Uhrzeit immer feststellen, wie weit er wäre, und damit die Esel nicht überanstrengt würden, stelle er das Läutewerk zur Einteilung der Wegestrecken: „Die Esel, die Lutersch, kennen den Laut des Weckers schon ganz genau und stoppen ab, sobald er losrasselt, dann gib't Futterzeit!“

Eigenhändig trieb der Lange die Tiere zum Wasser, während John mir erklärte, daß der Mann nie einen Bambusen mitnähme und auf jeder Farm die Esel laufen ließe, ohne nach ihnen zu sehen. Hätte dann der jeweilige Farmer, bei dem er ausgespannt habe, keinen Eingeborenen frei, die Tiere suchen zu lassen, dann bliebe er ein paar Tage und genösse mit Anstand Gastfreundschaft — zwangsweise! Und schon kam Deppe zu uns zurück:

„Na, John, altes Haus, habt ihr schon Kaffee getrunken?“

— „Solln Sie gleich haben, mein Lieber! Aber was führt Sie denn hier in die Gegend?“

„Geschäfte machen, und zwar mit Ihnen! Ich bekomme nämlich einen mordsreichen Volontär, der zu Hause nicht gut getan haben soll. Der Vater hat mir gleich für 'n halbes Jahr die Pension vorausbezahlt! Will mir nun 'n Gaul kaufen! Macht doch 'n ganz andern Eindruck, wenn man so hoch vom Tier jemanden seine Belehrungen zukommen lassen kann!“

„Ja, Pferd — wolln Sie nicht lieber 'n Muli, hab gerade 'n paar feine Stuten hier! — Isaak, bring mal die Muli her!“

Mit Kennermiene musterte Deppe die Tiere. Die eine Stute gefiel ihm wohl, rund, glänzend mit Grasbauch.

„Ist die tragend?“

„Was tragend? Hm — — — bei Gott ist kein Ding unmöglich“, grinste John, während Deppe sein Ohr an die linke Seite der Stute legte, die Isaak am Halfter hielt.

„Die Herztöne kann man deutlich hören!“ meinte der Lange als Sachverständiger, als einige Verdauungsgeräusche an sein Ohr klangen.

Und Old John darauf: „Mann, ich glaube, Sie können das Gras wachsen hören!“⁹

Inzwischen aber hatte ich einen alten Wallach aus dem Kraal holen lassen, ein Pferd, das ich John als Ausrangierter bezeichnete. Ein großes starknochiges Tier, nicht schlecht, das zum langen Deppe paßte.

Und er kaufte ihn auch! . .

Nach dem Kaffee wollte Deppe weiter. Schnell hatte ich Isaaß die Esel holen und einspannen lassen, wobei die magere Schäferhündin des Langen kläffend half.

Währenddessen aber sahen wir uns noch die Schafferden an, die gerade auf Weide getrieben wurden und warfen auch noch ein Auge auf unsere wirklich berühmte Schweinezucht. Ein junger Eber gefiel Deppe, und da er nicht rückständig sein wollte, kam ihm die Idee, auch Schweinezucht zu betreiben, und er erstand den jungen Eber, dessen Beine sofort mit Ochsenriemen zusammengeschnürt wurden, bevor man ihn sorglich auf Deppes Decken in die Eselkarre packte.

Old John war immer großzügig und ließ auch noch einen Eingeborenen aus, der die Karre zur Ortschaft, zur Station, an der der neue Volontär abgeholt werden sollte, brachte.

Deppe hatte Eile und ritt mit seinem Pferd querbusch, um die sich im Bogen schlängelnde Padd abzukürzen. Gemeinsam aber zogen sie noch vom Hof, der Reiter voraus, es folgte die Eselkarre mit dem Eber, und hinterher trottete die brave Schäferhündin.

Gedankenvoll blickte Old John ihnen nach, die Daumen in der Westentasche. Auf einmal pläzte er los: „Sie, Mensch, haben Sie Kombinationsgabe?“

„Na und?“ —

* Maultiere sind unfruchtbar.

„Mir fällt da eben ein — sehn Sie mal die Hündin da — und dann den Eber da auf der Karre. — Ich glaube der Kerl will Schweinehunde züchten!“ . . .

Am selben Tage noch fuhr ich mit John zur Ortschaft, um dort für ihn einen Viehtransport abzunehmen. Im übrigen interessierte es mich natürlich, das Zusammentreffen mit dem jungen Volontär zu sehen. Als wir in der Ortschaft eintrafen, war der Zug, der die Europapassagiere vom Dampfer brachte, schon durch, und auf Heins Veranda saß ein vornehmer junger Mann und saugte am Strohhalbm Whisky und Soda, Deppes Volontär. Wer aber nicht da war, war Deppe! — Der traf erst am nächsten Tage abends ein. Und zwar ohne Gaul, den Sattel auf dem Kopf.

„Mensch, was haben Sie denn wieder angestellt?“ begrüßte ihn Old John.

„Ja, wissen Sie, die verdammte Kracke. Ich reite da über die große Springbockfläche, und als ich da so mitten drauf bin, nach guten zwei, drei Reitstunden, steht da so ein Bock schön schußgerecht, ich steige ab und funke hin. Rums geht der Schuß los, der Bock liegt, und Ihr schöner Gaul haut ab. Nach zwanzig Metern bleibt er stehen. Na, ich denk', den haben wir bald, und er läßt mich auch wirklich auf einen Meter ran. Als ich nach den Zügeln greife, schmeißt er den Kopf zur Seite und macht wieder 'n paar Säge. Ich probier es von neuem, komme ran: Na, ola, so brav, mein Tier! Und schon is er wieder auf und davon. Das haben wir so gestern von zehn vormittags bis abends um sechs exerziert. Meine Feldflasche hing am Sattel und in der Satteltasche staß meine ganze Barschaft. Sie wissen, die Volontärpension! Nu war ich in der Klemme, es wurde dunkel. Entwischte mir der Gaul, war ich das Geld todsicher los, und ob und wann das Pferd jemals auf Ihre Farm zurückgekommen wäre, weiß man auch nicht. Da habe ich denn das kleinere Übel gewählt und dem Gaul eine Kugel vor den Kopf geschossen, Sattel und Zaum abgenommen, heut nacht im Busch kampiert und bin nun allmählich bis hier gelangt“, und aufstöhnend ließ er sich in den nächsten Sessel fallen. —

Im Laufe der nächsten Monate hatte ich mir allerhand Geld zusammengepart, an Gehalt wie an verkauften Bildern, und entschloß mich eines Tages, Old Johns gutem Rat zu folgen und es mit dem Malen zu probieren.

Ich hatte einen jungen Farmer kennengelernt, der lud mich ein, in seinem Häuschen nahe der Ortschaft bei ihm zu leben. Lebensunterhalt lieferten Jagd und Garten. Weite Streifen machten wir durchs Land mit Pinsel und Büchse. Hatten uns eine Karre besorgt, zogen kreuz und quer durch Berg und Steppe, sahen uns überall das Farmgelände an, falls ich später mal in der Lage sein sollte, mir eine Farm zu kaufen. Nie werde ich diese schöne Zeit vergessen, wo wir beide unabhängig und sorglos durch Afrika streiften. Alle schönsten Gegenden suchten wir auf, wo es etwas zum Malen gab. Ich sah die Jahrtausende alten Zeichnungen der Buschleute auf den Granitfelsplatten und studierte ihre Kunst.

Ich glaube, daß man wirklich auf diese Art Trecken am besten das Land kennen lernt. Es ist etwas Schönes um das freie sorglose Pableben, in den Tag hineinzu ziehen, des Nachts am Feuer liegend, plaudern und rauchen, zum Schlummer unter freiem Himmel in die Decken gestreckt, und vor Tau und Tag wieder weiter.

Doch nicht nur mit der Karre, sondern auch zu Pferde durchstreifte ich das Land. Einsame Ritte unter glühender Sonne, in blauer Nacht. Nie werd' ich sie vergessen, Stunde um Stunde durchs weite unendliche Feld.

Leiser Hufschlag ans Ohr mir bringt,
Gedämpft auf dem sandigen Grunde.
Leise am Sattel das Leder singt
Im Schweigen der nächtlichen Stunde.
Einsamer Ritt in blauer Nacht,
Wenn so golden leuchten die Sterne,
In Märchenblumen strahlender Pracht,
O einsamer Ritt durch die Ferne.

Mit der Kamelkompagnie in der Kalahari

In dieser Zeit nun erhielt ich eine Anfrage, ob ich gewillt wäre, meine Reserveübung bei der Schutztruppe zu machen. Das kam mir gelegen. Ich wählte mir die Kamelkompagnie fern im Süden in der Kalahari.

Die Reise war etwas schwierig, da die Bahn nach dem Süden erst im Bau war. Doch kam ich durch! Zuerst noch auf Bauzügen, dann mit Ochsenwagen, Mulikarren der Bauleiter und Ingenieure, wieder einzelne Strecken zu Fuß, indem ein paar Eingeborene vom Bahnbau mir meine Koffer auf den Köpfen nachtrugen. Einige Tage mußte ich auch wohl in einer Ortschaft liegen, hatte dort sogar Gelegenheit, mich an einem großen Rennen zu beteiligen und mir ein paar schöne Preise zu erobern. Jeder Weg hat schließlich mal ein Ende, und so kam ich denn eines Tages auf meiner zukünftigen Station an.

Einsam lag sie oben auf dem steil zum Nuob abfallenden Kalkplateau. Wie eine alte Raubritterfeste blickte das Offizierskasino mit seinem Zinnenturm von hervorspringenden Kalkfelsen ins Tal hinab . . .

Drinne pulsierte frisches, junges Leben. Frische, sonnverbrannte Gesichter, schlanke, sehnige Gestalten. Nach strammem Dienst gemütliche Abende im geschmackvoll, wenn auch einfach eingerichteten Kasino. Schach und Skat halfen die Zeit vertreiben, und das Grammophon sorgte für Ohrenschmaus, die neuesten Schlager besorgten regelmäßig die Kameraden in der Metropole.

Einfach ging's zu bei uns, aber an Trinkbarem war gute Auswahl. Abwechslung brachten auch wohl in unsere Einsamkeit Besuche von Kameraden von anderen Stationen, die in irgendwelchen dienstlichen Angelegenheiten durchs Land ritten. Auch die Jagd

Kam nicht zu kurz „Das Kamel hat viele Vorzüge,“ erläuterte mein Mentor, „sehen Sie allein die respectable Höhe; wenn Sie da mal von oben kommen, da haben Sie Zeit genug, sich den Platz auszusuchen, auf dem Sie in Afrika landen wollen. Das rein äußerlich. Ethisch hat das Tier aber auch seine guten Seiten und geht mit gutem Beispiel voran, nämlich in bezug auf den Suff. Braucht nur alle Woche einmal zu trinken! Von Ästhetik kann man allerdings nicht viel reden; spucken und geifern können sie wie 'ne alte Kaffeeschwester und hochnäsiger dreinblicken wie 'ne Reichs-



gräfin. Aber wenn mir einer kommt und behauptet, daß das Kamel dumm ist“, wandte er sich an ein paar hinter mir stehende Rekruten, „dann bekommt er es mit mir zu tun! Außerdem wird sich das Kamel schon selber rächen. Hat mehr Grips als ihr alle zusammen! Verstanden? Da seht mal den alten Krause mit seinem lahmen Flunk, der hat mal sein Tier schlecht behandelt. Vier Wochen hat dies das Kamel still für sich behalten und dann Rache genommen, bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, ihm den Arm zerbissen. Glauben Sie nur nicht, daß ein Kamel — ein Kamel ist.“



Als ich nach dem ersten Proberitt vom Kamel gestiegen, kam ich mir direkt unterirdisch neben dem langbeinigen Tier vor. Von Seekrankheit und all den vielen Sagen, die man im allgemeinen aufzischt, habe ich nichts gemerkt, auch von anderen Kamelreitern niemals bestätigt gefunden. Weit über ein halbes Jahr habe ich mit Kamelen zu tun gehabt und habe die Tiere kennen und lieben gelernt. Das Reiten auf den Kamelen ist etwas sehr Schönes, Angenehmes, sobald man's versteht. Ich glaube kaum, daß ein Neuling, den man zum erstenmal im deutschen Trab auf einem Gaul herumschaukeln läßt, behaupten wird, daß das Reiten eine angenehme Sache ist. Und weiter als über die ersten Erfahrungsstufen hinaus sind nämlich die allermeisten Reisenden, die ihre Erfahrungen in Büchern festlegen, nie gekommen. Das wäre also der schlechte Ruf des Kamels!

Es ist etwas Wundervolles um das Reiten auf flüchtigem Kamel durch weites, unendliches, sonnendurchschienenes Land. In jagendem Paß hoch über dem Boden dahinschweben, den Blick weit in die Ferne gerichtet, ist ein sportliches Vergnügen, wie man sich's schöner kaum denken kann.

Zuerst, bis man sich an die ungewohnten Bewegungen gewöhnt hat, schmerzen einem besonders die Rippen, doch gibt sich das bald. Man fängt nämlich nicht den Stoß des Tieres wie beim Pferde mit Fuß und Kniegelenken auf, sondern durch anpassende Bewegung des Kreuzes. Im Schritt schaukelt man allerdings ziemlich, aber im Paß, der allgemein üblichen Gangart, bedeutend weniger. Im fliegenden Paß steht man fast in den Bügeln ähnlich wie beim Rennreiten im Pferdesattel.

Kandare und Trense gibt es nicht; man reitet mit einem Zügel, der als Schlinge um die Nase läuft. Vielleicht, daß man bei ungebärdigten Tieren den Nasenzügel anwendet. Der Zügel wird mit einem Karabinerhaken in einem kleinen Ring befestigt, der durch den Rand des Nasenflügels gezogen ist. Sporen kennt man auch nicht. Eine Kamelhaut ist sehr empfindlich. Druckstellen brauchen Wochen, um wieder zuzuheilen.

Sättel wurden bei uns verschiedene verwandt. In Nordafrika hockt man in einem Sattel ohne Bügel, in dem man das eine Knie um einen am vorderen Ende des Sattels befindlichen Knauf schlingt. Die Sättel lassen dem Tier völlig freie Bewegung.

Englische Militärsättel, wie ich sie sah, die vor dem Höcker liegend durch Eisenstäbe mit rückwärtigen, hinter dem Höcker aufliegenden Bauschen verbunden sind, nehmen meines Erachtens den Tieren sehr viel von ihrer Wendigkeit.

In Südwest wurden so um 1912 herum Stuhlsättel gebraucht. Ein Holzgestell mit Bauschen und Gurten, über die stramm Decken und Zeltbahn gespannt werden, also auch ohne Steigbügel. Wehe dem aber, der schlecht gesattelt! Der Höcker schiebt sich gegen die als Sitzfläche gespannten Decken, und in kürzester Zeit ist eine gewisse Körpergegend durchgeritten.

Am besten haben sich die Armeesättel bewährt mit nach hinten bedeutend verlängerten Bauschen. Durch Decken wird der Höhenunterschied vor dem Höcker einigermaßen ausgeglichen. Zur Ausrüstung gehören die außerordentlich praktischen und großen Packtaschen sowie Feldflaschen von ungeheuren Dimensionen.

Das Einreiten junger Kamele ist keine Kleinigkeit. Unglaublich ist ihre Kunst im Vucken und ihre Gewandtheit, jedes Mittel zu benutzen, den lästigen Reiter abzusetzen, Felskanten, Büsche, tiefhängende Äste und ähnliche Gegenstände.

Ein Vergnügen aber ist es, auf einem edlen Bischarin im fliegenden Paß durchs Gelände zu jagen mit zwanzig Kilometer Stundentempo. Manche Nacht, manchen Tag habe ich mehr denn hundert Kilometer im Kamelsattel geritten. Stunden um Stunden im immergleichen Paß. Anders als beim Reiten mit Pferden. Hier werden nicht alle Gangarten abwechselnd geritten. Man sattelt nach dem ersten halben Stündchen nach, läßt den Kamelen eine kleine Ruhepause, und dann gehts auch Stunden um Stunden im fördernden Paß vorwärts. Natürlich richtet sich das auch nach dem Gelände, denn bergan und bergab geht das Kamel sehr langsam. Versteht es aber auch, nicht ungeschickt Felspartien zu überwinden, indem es die Knie auf die hochliegenden Steinmassen auflegt und sich dann vorwärts schiebt, bis die Hinterhand Fuß gefaßt hat. Mittags werden zwei bis drei Stunden Rast eingeschoben, und man läßt die Tiere weiden. Und weiter geht es unter glühender Sonne durch die weiten Lande. Des Abends läßt man noch die Tiere kurze Zeit weiden, holt sie ans Lager, läßt sie sich hinlegen und zieht über den gebeugten Hals die Spannfessel an, die Ober- und Unterschenkel der Vorderbeine miteinander verbindet.

Aufgefressen wird meistens am liegenden Kamel. Einen Stoß ins Kreuz, einen vor den Magen, wieder einen ins Kreuz, und der Anfänger sitzt auf dem jetzt stehenden Kamel. Natürlich kann man auch am stehenden Kamel aufsitzen. Mit einem Sprung stützt man das Knie an dem Halsansatz und klettert von dort in den Sattel. Zum Absitzen legt sich das Kamel hin. Natürlich springt man auch

vom Sattel aus zu Boden, wenn irgendwie Eile geboten ist. Das Schießen vom Sattel ist auch ein besonderer Vorzug, den das Kamel vor den Pferden dem Reiter durchweg gestattet, denn wenn es auch bei unseren Jagdpferden möglich ist, sie gewissermaßen schußfest zu machen, so bleiben sie doch viel unruhiger und nervöser.

Das Kamel ist ein genügsames Tier. Gras, Baumzweige mit kleinen Blättern und fingerlangen Dornen verschwinden im alles zermalmenden Raubtierrachen. Natürlich wird auch Kraftfutter gereicht. Unangenehm ist bei den meisten Tieren das Spucken, Geifern und Brüllen, vornehmlich beim Auf- und Absetzen. Brünstige Hengste sind gefährliche Burschen. Ihre dick aufgeblasene Luftblase, eine Besonderheit, lassen sie lang zum Maul heraushängen. Sie sind heimtückisch und angriffslustig.

Die Ausdünstung der Kamele ist vielen Menschen nicht sympathisch. Bei Gewaltmärschen nimmt dieser Dzon ständig zu, besonders wenn die Tiere längere Zeit, zuweilen zehn Tage, ohne Wasser auskommen müssen. Die Tiere fallen dabei mächtig ab, ihr Höcker, der Fetthöcker, ist gewissermaßen Reservenvorrat an Kraftstoffen.

Im Winter haben die Tiere lange Wolle, die dann später beim Haarwechsel gesammelt wird und aus der die bekannten Kamelhaardecken hergestellt werden, Decken, die sich durch ihre Dichtigkeit und Wärme auszeichnen.

Im übrigen unterscheidet man Reit- und Lastkamele, schon nach ihrer Bauart. Das Reitkamel zeichnet sich durch eleganten Bau und Feinheit vor dem Lasttier aus, ganz wie das bei dem Pferd der Fall ist. Das Lastkamel trägt seine vier Zentner, die ihm auf die hierzu eigens konstruierten Sättel liegend aufgepackt werden.

Lastkamele werden nur im Schritt vorwärtsgetrieben, und zwar so, daß immer eine ganze Anzahl Tiere hintereinander marschieren, die an ihrem Vordertier mit Riemen befestigt sind. Diese Lastkamele wurden in Südwest bei der Truppe Staffeltiere genannt.

Ich erwähnte den unangenehmen Geruch der Kamele. Das Pferd hat im allgemeinen einen ausgesprochenen Widerwillen gegen diese Ausdünstung. Ich sah eine mit Pferden berittene Schutztruppe

abteilung bei Annäherung einiger Kamele wie wahnwitzig auseinanderstößen. Seltsamerweise aber nehmen andere Pferde wieder gar keine Notiz vom Kamel, die meisten lassen sich wohl an ein Zusammenleben gewöhnen.

Wenig bekannt ist, daß wir auch in Südwest außer unserer Kamelkompagnie ein Kamelgestüt in Kalk-Fontain-Nord hatten, das unter Aufsicht eines Oberveterinärs der Schutztruppe stand. Hunderte von Stuten und Fohlen wanderten hier alltäglich aus ihren Kraalen zur Weide in die schöne Kalahari, während die Hengste meistens an Bäumen gefesselt im Gestüt selber gefüttert wurden. Abends ließ man dann die Hengste zu den ihnen zugeteilten Stuten in die verschiedenen Kräle.

Länger als das junge Pferd erfreut sich das junge Kamel seiner Freiheit, bis es unter dem Sattel gehen lernt. Meistens wurden jedoch bei uns Wallache und hin und wieder einige Hengste zum Reiten verwendet, während die Stuten zur Zucht zurückgehalten wurden.

*

Der Dienst ist beendet. Die Mannschaften ziehen in ihre Kasernen, man hört noch einige lustige Rufe und Scherzreden wie: „Mensch, du kriegst gleich 'ne Hand voll Afrika ins Genick!“ und Ähnliches. Dann herrscht Ruhe außerhalb der Stationsgebäude.

Die letzten Sonnenstrahlen fallen durch das offene Fenster auf den weiß gedeckten Tisch unseres Kasinos. Oben an der Tafel sitzt der Hauptmann, der Stabsarzt, dann folgen die Oberleutnants und Leutnants und zuletzt der Veterinäroffizier, der Kamel doktor. Wenig nur wird gesprochen während der Mahlzeit. Stumm bedienen die sauber gekleideten farbigen Ordonnanzen, legen nasse Tücher um die auf der Veranda aufgebauten Flaschen zum Kühlen. Je mehr sich das Essen dem Ende nähert, desto lebhafter wird die Unterhaltung, und es findet sich schon immer einer, der für Betrieb sorgt.

„Grammophon andrehen! Eißig!“

„Befehl, Herr Lüttnant.“

„Zigaretten her, los! Stell 'ne Pulle kalt!“



Und es wurden immer wieder gemütliche Abende dort auf der alten Raubritterfeste. Der lange, blonde Stabsarzt neben mir erzählt von einem Abenteuer, das er vor einigen Monaten mit einer Giftschlange hatte. Hatte sich auf der Jagd draußen im Busch unter einen Baum gelegt, um Mittagsrast zu halten, fühlte plötzlich irgendeinen Knuppen unter seinem Rücken, faßt hin und sticht sich, wie er meint, an den zwei Spitzen seiner Hosenschnalle. Stellt dann aber bei nochmaligem Nachfassen fest, daß diese geschlossen ist. Als er sich umdreht, sieht er die Schlange davonhuschen. Schneidet sich den Finger auf, gibt sich eine Serumpriße gegen Schlangengift, die er als vorsichtiger Arzt immer bei sich führte. Trotzdem, der Arm schwillt an, wird dick und dunkel. Da bemerkt er beiläufig zu seinem Bambusen: „Du, wir satteln heute ein paar Stunden später, reiten erst gegen Sonnenuntergang weiter.“

Da antwortet der Bambuse ganz treuherzig: „Stabsarzt braucht darum nicht bange zu sein und um Abreiten sorgen. Wenn Mensch mittags von dieser Schlange gebissen, Mensch abends schon huka (lange) tot.“

Ein Gemütsmensch, nicht? . . .

Langsam rücken die Zeiger vor. Da, jetzt kommen die beiden Geckos, Eidechsen, aus ihrem Versteck, jeden Abend pünktlich zur selben Zeit. Klettern an den glatten senkrechten Wänden mit fabelhafter Firigkeit entlang, jagen Fliegen und Schmetterlinge; hypnotisieren ihre Beute mit starren Augen. Aufsteigt der Schmetterling, kommt jedoch im Kreise zurück, um sich noch dichter vor dem Räuber hinzusetzen. Ein Zuspinnen, ein Schlucken, und verspeist ist der Happen.

Jagd zu Pferde und Kamel ist Hauptgesprächsthema und Erholung vom gleichförmigen Dienst, und heute geh' ich früh ins Bett, denn vor Morgengrauen ziehe ich hinaus, um für den Speisezettel einige Abwechslung zu beschaffen . . .

Noch ruht die Nacht über der kleinen Station Gochas am Kalstrand des Auobs, der im tief eingesnagten Bett sich südostwärts durch die Kalahari zieht. Nur von der Kaserne hört man die gleich-

mäßigen Schritte der Wache. Trübe flackert ein schwacher Lichtschein aus der Wachtstube. Ich schreite durch die Dunkelheit den Kamelständen zu. Rechts von mir blickt der eigenartige Turm des Kasinos herüber.

Jetzt schläft das Gebäude. Einzelne Sterne spiegeln sich matt in den Fensterscheiben. Geräuschlos huschen Eulen an dem Gemäuer entlang, ihre unheimlichen gespenstischen Klagerufe ausstoßend. Links blinken die Grabsteine der im Hottentottenaufstand gefallenen Deutschen aus dem Dunkel; dahinter liegt der von allen so liebevoll gepflegte Garten. Dann kommen die von den Mannschaften gebauten Kasernen.

Bei den Kamelständen liegen schon die Kamele blubbernd und brummend, bereits gefattelt. Vier Reiter sind fertig zum Abmarsch. Außerdem nehme ich noch den unbezahlbaren Kompagniebambusen Cafi mit. Cafi war in guter Hand herangewachsen, denn die Kompagniemutter hatte ein loses Handgelenk gehabt. Er ist keineswegs unter die berüchtigte Klasse der Offizierbambusen zu rechnen!

Wasser haben wir für reichlich eine Woche mit.

„An die Kamele, fertig zum Aufsitzen, aufgefessen!“

Lautlos setzt sich die kleine Abteilung in Marsch. Frisch streicht der Nachtwind uns um den Kopf. Geisterhaft mutet mich das lautlose Gleiten der Tiere an. Nach ein paar tausend Metern haben wir den Kalkboden verlassen und klettern langsam über die erste Düne. Dann wieder hinab quer durchs Dünental und wieder über die nächste. Fast parallel ziehen sich die Dünen von Nordwest nach Südost, hier steiler, dort flacher, durch die ganze Kalahari. Eine Stunde sind wir jetzt unterwegs, und im Osten beginnt es zu grauen. Ich lasse halten, die Tiere werden nachgefattelt. Bald prasselt ein Feuerchen in die Höhe, Kochgeschirre werden herangestellt. Schnell zermalmt ein Kolben als improvisierte Kaffeemaschine die köstlichen Bohnen im Deckel des Kochgeschirres, und lieblich zieht der frische Kaffeeduft uns in die Nase.

Ich gehe zu den Kamelen. Es sind doch prächtige Tiere. Mit ihren großen feuchten Augen blicken sie einen so ausdrucksvoll an. Weniger schön allerdings ist das Blubbern und Schreien einzelner, das Maulaufreißen, daß einen der Inhalt bespritzt. Ich klopfe meinem Reittier auf die Stirn, sehe nach den Gurten und bummle auf den nächsten Dünenkamm. Von dort ist ein Blick, ein Bild, das mir ewig unvergeßlich bleibt. An einen uralten Kameldornstamm gelehnt, genieße ich in voller Ruhe das Tagwerden der Kalahari.

Doch weiter. Am Feuer wärme ich mir nur noch einen Augenblick die Hände, noch einen Schluck Kaffee, dann wird aufgefressen. Lustig klöhnen die Leute miteinander — ist doch solch ein Ritt eine angenehme Abwechslung in dem gleichmäßigen Stationsleben. Die Pfeifen schmauchen, und frisch blicken die Augen um sich. Noch sind wir auf einer der alten Pads, doch gegen Abend werden wir diese kaum mehr sehen können. Wir reiten eben nach Osten in einem großen Bogen der Betschuana-Grenze zu, und dann zurück.

Schon nach einiger Zeit belebt sich das Bild. Hin und wieder springen Grasböcke oder Deuter auf, dann wieder ein ganzes Rudel eleganter Springböcke. Blichsauber sehen die bunten Kerle aus, wenn sie so im Morgenlicht dahinziehen. Manchem der Reiter juckt schon der Finger, aber für heute haben wir Kost genug. Das Schakal-Vley ist schon zurückgelassen. Auch hier treiben zahlreiche Springböcke ihr Wesen. Düne auf, Düne ab, und ehe man's glaubt, ist es nah am Mittag. Wir suchen uns eine hochragende Sandwelle aus, an deren Abhang ein alter Kameldornbaum steht, und satteln ab. Die Kamele werden losgelassen. Casi wirft ab und zu einen Blick nach ihnen, und dann wird gefuttert; einer macht ein Nickerchen, andere greifen zu den unentbehrlichen Skatkarten! „Grand, Schneider“ höre ich noch, dann fallen mir ermüdet die Augen zu.

Ein Stündchen mag ich wohl geruht haben, da wache ich auf. Es ist glühend heiß, und schon auf kurze Entfernung flimmern die Bäume und Büsche in der Luft. Einzelne Wolken stehen am

Himmel, die alle einen roten Schein haben, die Widerspiegelung des roten Sandes. Ich erinnere mich noch einer Schulfunde dabei. Der Herr Doktor sprach gelehrt über die wasserlose Sandwüste der Kalahari. Und über die „Neger“; und er sagte, daß Kaffer gar kein beleidigendes Wort sei, das wären sogar sehr kluge Leute!

Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren. Es gibt keine Seen und Flüsse, wenigstens nicht hier. Doch ist der Wasserreichtum in der Tiefe unerschöpflich, 60 bis 70 Meter tief liegt das artesishe Wasser. Den ganzen Auob entlang springen fast ein Duzend erbohrte Quellen meterhoch aus dem Boden. Nabas, Stamprid, Kalkfontein. Nabas, wo damals deutsche Truppen gegen Wittboys fast verdurstet wären. Jetzt fließt der Auob in seiner schmalen Rinne 80 Kilometer fast bis Gochas, gespeist nur durch das erbohrte und überflüssige Wasser. Und das Sandmeer? Seidiges Arestidagras wiegt sich wie Wellen im Winde. Wohl leuchtet hier und da die rote Sanddüne hervor, da das Gras nicht überall Fuß fassen kann. Wohl schimmert der Boden durch das Gras, aber nur Sandmeer? Das ist die Namib, die Wüste Südwests; und baumlos? Ja, man kann stundenlang reiten, ohne nennenswerten Baum- und Buschbestand zu finden. Doch reitet man dann auch wieder durch parkartige Savannen.

Spät am Nachmittag geht es weiter. Hin und wieder können wir einige Gemsböcke beobachten; auch sehen wir gegen Abend einen Wildebeestbullen schon von weitem oben auf dem Kamm einer Düne stehen, der sich scharf gegen den Abendhimmel abhebt. Wie ein Steinbild steht er da. Doch läßt er uns ruhig vorbeireiten, macht nur eine kurze Wendung, um uns mit den Lichtern folgen zu können.

Die Mondichel steht ziemlich hoch im Westen, und so nutzen wir die Kühle aus, um noch ein Stündchen weiterzureiten. Ohne Unterlaß zwitschern und schnalzen Tausende und aber Tausende von Eidechsen aus Gras und Büschen. Ein Laut, der mir nie so im ganzen Lande aufgefallen, wie gerade hier in der Kalahari.

Die Reiter sind müde geworden, schweigend reiten wir zu zweien auf der Pad nebeneinander, die durch die Dunkelheit kaum mehr zu erkennen ist. Jetzt geht's über eine kleine, trockene Pfanne inmitten eines Dünentales — da fährt meinem Kamel etwas zwischen die Beine, rutscht mit Klirren und Rauschen auf der Pfanne herum. Ein Schuß, und es klirrt, als ob man in einen Haufen Scherben hineingeschossen hätte. Ein Stachelschwein! Casi grinst beglückt. Leckere Kost!

Wir machen halt. Die Kamele lassen sich auf die Knie nieder, und wir gleiten aus den Sätteln. Nebeneinander liegend, werden sie mit den Spannfesseln um die Knie gespannt, so daß sie sich nicht erheben können. Dann wird der Tee aufgesetzt, ein Schluck Rum dazu, und man hält seine Abendmahlzeit. Allgemeine Heiterkeit herrscht. Es geht in ein Land, wohin außer einzelnen Patrouillen im Eingeborenenkriege kaum einer geritten ist. Es gibt so viel Neues an Wild, was die Stadtherren unter den Reitern nicht kennen.

Lange noch blicke ich in das allmählich zusammenfallende Feuer, das der Buschmann von Zeit zu Zeit wieder entflammt. Langsam ziehen die Sterne ihre Bahn, und das Schweigen herrscht über dem Lande. —

Kaum graut der Tag, da sind wir schon wieder unterwegs. In der Kälte reitet es sich schön. Im frischen flotten Paß eilen wir durch das Gelände nach Osten hin. Bei Sonnenaufgang wird wieder die Pause eingeschoben, damit Mensch und Tier sich den Magen füllen können. Schon liegt der dichtbewaldete Elefantenfluß weit hinter uns. Die Pad ist seit langem im Sande verlaufen. Einmal noch trafen wir auf einen im Astwerk eines Baumes auf hoher Düne errichteten Signalturm, dann hörte jede Spur von Menschenwerk auf. Häufiger und häufiger wurde das Wild. Beim Erklettern jeder Düne fragte man sich, was kommt nun? Hin und wieder wurde eine Patrone geopfert. So hatte einer heute morgen mit elegantem Schuß aus dem Sattel sich einen Schakal gelangt, ein anderer einen Grasbock kurz vor dem Ausbruch beim ersten Halt.



Am Mittag lagen wir an einem dicht mit Bäumen bewachsenen Dünental. Die Ruhezeit hatte ich für eine kleine Aquarellskizze benutzt. Da kam Casi zu mir: „Da is Buschmann!“ Ich schickte Casi hin und ließ sie holen. Gottseidank, waschechte Buschleute, die sogenannten Kalaharies.

Klein, zierlich die jungen Weiber, nicht unschön. Seit der letzten Regenzeit, also fast vor einem Jahr, war ihre Haut sicher nicht mit Wasser in Berührung gekommen. Der eine war ein ur-

alter Knabe. Vielleicht waren sie auf den Plätzen der Truppen gewesen, hatten durch ihre dort bediensteten Artgenossen Felle eintauschen lassen, wobei diese sicher 80 Prozent als Vermittlungsgebühr berechnet haben. Pfeil und Bogen, eine Ledertasche und eine Art Köcher über die Schulter gehängt, und ein Lederläppchen vorn, das war alles. Doch halt, die Weiber trugen ihren Schmuck, Ketten aus Straußeneierscherben. Der alte Kerl hatte eine richtige Elefantenhaut. Für eine Platte Tabak hatte er nichts gegen eine Sigung einzuwenden, während die Weiber immer schnalzend und klatschend ihre auffallend kleinen Hände vor das Gesicht hielten.

Aber die Geschichte kannte ich von den Kungbuschleuten im Norden zur Genüge. Der Tabak half auch hier. Casi tollte (dolmetschte) mit grinsendem Gesicht. Das paßte ihm so. Im übrigen war Casi natürlich erhaben über seine armseligen Stammesgenossen. Von den Leuten erfuhren wir, daß Wasser nach Osten und Süden auf viele Tage nicht zu finden sei. Sie lebten schon seit Monaten von Tsamas (Melonenart), deren Saft ausgepreßt in Straußeneierschalen gesammelt wird.

Nachdem ich meine Skizze beendet, ritten wir weiter, und die Buschleute hockten sich ins Dünenental und buddelten sich ihre Untjes (Zwiebeln).

Am Nachmittag sahen wir ein Rudel Gemsböcke (Oryx). Ich ließ halten, beobachtete sie eine Weile auf dem Sattel meines Kameles stehend und pirschte mich an, am Dünenhang entlang. Da waren sie auch schon flüchtig. Hundert Meter, also bei der weiten Fläche viel Zeit zum Schießen. Beim zweiten Schuß rollierte der eine wie ein Hase. Da ließ ich denn die Kamele hinlegen und eine kleine Rastpause einschieben. Der Gemsbock, ein junger Bulle wurde zermirkt. Das Fleisch in eine Decke geschlagen und auf den Kamelen befestigt. Ein Pfeifchen wurde angebrannt, und dann bestiegen wir wieder unsere Sättel.

Am Abend gab es den schönsten Braten. Doch bevor ich mich in meinen Woilach wickelte, packte ich ein paar Schnitzel ins Kochgeschirr, stellte dies ins Feuerloch, das mit glühender Asche ange-

füllt und mit Erde bedeckt wurde. So hatte ich früh am nächsten Morgen ein warmes, leckeres Frühstück.

Den anderen Tag ritten wir durch bewaldetes Gebiet. Dünen sowie Täler, die immer kürzer aufeinander folgten, waren dicht mit Dornbusch und Bäumen bedeckt. Eine richtige Wildnis, so daß es schwer war, auf dem Kamel hindurchzukommen. Früh am Morgen sahen wir, kurz nach Sonnenaufgang, ein paar Geparden, die unter einem Busch lagen und in hohen Sägen abgingen, als sie uns gewahrten. Leider war es unmöglich, einen Schuß anzubringen.

Den Nossob erreichten wir um die Mittagszeit. Sanft geschwungene hohe Kaltränder. Die Riversole mit kleinen Gehölzen von Kamel- und Süßdorn bestanden. Dazwischen wuchsen eigenartige dornlose, kniehohe Brackbüsche, die die Kamele sehr schätzten. Daß sie dornlos waren, gab ihnen sicher nicht den Vorzug, denn mit ihrem Raubtiergebiß und harten Gaumen fassen sie die dornigen Äste hoch am Stamm an, gleiten mit dem Maul abwärts, und die oft langen Dornen legen sich auf die Seite. Fingerdick sind die Zweige, die in solchem Kamelrachen zermalmt werden.

Nun also lag der Nossob vor uns. Weit konnten wir seinen Lauf verfolgen; aber weder einige Kilometer aufwärts noch abwärts war in den Kolk Wasser zu finden. Ich schätzte, daß wir ungefähr 40 Kilometer südlich von Kovisekolk sein mußten, einem Plätzchen, das von der Erkert-Expedition her bekannt war.

Der Mittag wurde benutzt, um einige Aufnahmen und ein kleines Aquarell zu machen. Dann ging es weiter, immer nach Osten. Den Steilhang kletterten unsere braven Reittiere gut hinauf, legten sich oben auf die Knie, rutschten vor und schoben die Hinterhand nach.

Flacher und flacher wurde das Land. Nur selten tauchte eine scharfe Düne auf. Überall sah man die kleinen bienenkorbartigen Termitenhäufen, die im Norden des Landes zu hohen Burgen anwachsen, bis über sechs Meter. Riesige Nester der Gesellschaftsvögel hingen überall an den Kameldornästen. Gnus und Dryxantilopen wurden immer häufiger und zutraulicher, sogar einzelne

Hartebeester ließen sich sehen. Als wir bei Sonnenuntergang eine Düne überstiegen, sahen wir vor uns im blutenden Abendlichte eine riesige Dnyrherde. Da standen etwa vierhundert dieser Tiere zusammen und ästeten. Langsam zogen sie auf uns zu, die wir genau im Lichte der untergehenden Sonne hielten. Zwei schon auf fünfzig Meter herangekommene junge Bullen, die miteinander spielten, kamen bei ihrem Umhertollen immer näher auf uns zu. In einigen Minuten waren sie so nahe herangekommen, daß einer meiner Leute einen trockenen Ast nach ihnen warf. Dicht fiel dieser vor ihnen zu Boden, und verdunst äugten sie uns an. Kurz kehrt. Einige Galoppsprünge. Wieder kehrt — sie kamen nicht aus dem Staunen! Dicht ritten wir nun an dieser riesenhaften Herde vorbei, die sich anscheinend hier auf einem Tsamafelde zusammengefunden hatte. Ganz vertraut äugten uns die Tiere nach. Schade, daß das Licht zu schwach für eine Aufnahme war. Doch hatte ich am nächsten Morgen das Glück, einen einzelnen Dnyr auf die Platte zu bannen. Wir ritten über zwei kurze Dünenwellen. Vor der ersten stand ich mit meinem Kamel direkt vor einem Kameldornstamm. Links ritt ein Reiter im Bogen herum, rechts unser Buschmann; das Tier kam über die Düne, sah links hinter mir meine anderen Leute unbeweglich halten, verhoffte, und schon war es auf die Platte gebannt.

Am sechsten Tage bogen wir nach Nordwesten zurück. Bisher hatten die Kamele nicht ein einziges Mal Wasser erhalten. Wir ritten Richtung auf Arahoad, stießen nach weiteren zwei Tagen in Kowisefolk auf den Mossob und ritten diesen aufwärts nach Arahoad. Unsere Kamele erhielten ihr wohlverdientes Wasser und ihre Ruhe. Auch wir besorgten zum ersten Male nach unserem Abtritt eine gründliche Wäsche. Zwei Ruhetage machten wir hier auf dem äußersten Außenposten der Zivilisation.

Dreckig und verbrannt wie die Bastards sahen wir aus. Bei der Wasserknappheit auch kein Wunder. Ohne die Tsamas hätten wir überhaupt nicht so weit vordringen können. An sich schmeckt diese Melonenart nach nichts! Man schneidet ein Loch in die

Schale, stößt mit einem Stöckchen den Inhalt zu Brei und die Flüssigkeit sammelt sich unten im Grunde. Im Norden des Landes findet man meistens die gleichaussehende Frucht, die dort aber gallesbitter ist. Die Buschleute legen sich auf ihren Jagdzügen quer durch die Kalahari hier und dort kleine Depots von den Tsamas an.

Da in Urahoab in bezug auf Fleisch Schmalhans Küchenmeister war, sattelte ich am nächsten Morgen ein frisches Kamel und ritt hinaus nach dem sogenannten „Wildvoley“. An der Ostseite dieses Bley's schiebt sich eine außergewöhnlich hohe Düne durch, die schon von weitem zu erkennen ist. Ein idyllisches Plätzchen. Aber als ich mich in scharfem Passe näherte, geriet ich in ein Tsamafeld, das unter dem hohen Grase kaum zu sehen war. Kugel an Kugel lagen da nebeneinander. Es war ein Kunststück mit dem Kamel hindurchzukommen.

Ja, das war wirklich ein auserlesenes Wilddorado. Mit dem Glase beobachtete ich vom Kamel aus zu gleicher Zeit Strauße, Gnus, Dryx und Springböcke. Ungefähr eine Stunde lang sah ich auf der Düne und schaute das paradiesische Bild an, dann versuchte ich, an eine kleine Herde von zirka dreißig Wildbeesten, die unter einigen Bäumen standen, heranzukommen. Ein größeres Tier stand gut schußgerecht, doch konnte ich mit dem Glase nicht ausmachen, ob es ein Bulle oder eine Kuh war. Im Knall brach das Tier zusammen. Schweifwedelnd traten die anderen beunruhigt hin und her. Ich war im Zweifel, ob die Tiere überhaupt das Zusammenbrechen des anderen bemerkt hatten. Langsam zogen sie aber der Sicherheit halber auf die offene Pflanne hinaus. Wir schlichen uns unter Deckung an unsere Beute. Eine Kuh! Ja, aber da vorn, das ist doch sicher ein Bulle. Unverkennbar stand er frei und äugte mißtrauisch zu uns hinüber.

Die Entfernung — dreihundert Meter? Die Luft fing schon an zu flimmern. Ich setzte mich hin, die Ellenbogen, hinter beide Knie gestemmt, krümmte ich langsam durch. Auf der Hinterhand knickte er zusammen. Wie sich später herausstellte, waren beide

Fersengelenke durchschlagen. Doch der arme Kerl versuchte zu entkommen, und bis ich ihm den Fangschuß geben konnte, war er schon einige hundert Meter weitergekommen. Wir packten den Bullen, übrigens mein letzter dieser Art in Afrika, auf das Kamel des Buschmannes. Die Kuh bedeckten wir mit Zweigen und ließen sie später von der Station aus holen. —

Nach unseren Ruhetagen ritten wir auf Gochas zurück. Am letzten Abend standen schwere Wolkenmassen im Osten. Wir sattel-



ten ab und richteten uns so regensicher wie nur irgend möglich ein. Mit unheimlicher Schnelle kam das Wetter näher. Die kurze Dämmerung war zu Ende. Unaufhörlich zuckten die Blitze und rollte der Donner, ein hohles Gausen erfüllte die ganze Luft. Wir lagen hoch am Hange der Düne unter Windschutz. Der Mond leuchtete noch ziemlich klar. Und als wir nun zusammen über den Dünenkamm das heranziehende Wetter beobachteten, da bot sich uns ein großartiger Anblick. Ein blasser, weißlila gefärbter Bogen spannte sich über das heranziehende Gewitter. Ein Mondregenhogen von wunderbarer Klarheit. Lange saßen wir und betrachteten stillschweigend dies wundervolle Bild. Dann verschwand der Mond hinter den schweren Wolken, und über uns hinweg toste der Sturm.

So gut es gehen wollte, versuchte jeder sich unter Zeltbahn und Decke zu schützen.

Klappernd hockten wir schon vor Morgengrauen auf den Kamelen, die glitschend und ungeschickt über den durchweichenden Boden dahinschwankten. Doch die Sonne, die sich ja nie lange hier in Afrika von Wolken zurückhalten läßt, trocknete uns bald und so ausgiebig, daß der Wasserdampf gen Himmel stieg. Als wir



auf der Station eintrafen, waren wir schon so trocken, als hätten wir während des ganzen Rittes überhaupt keinen Regen gesehen.

Schnell, viel zu schnell verging für mich diese Zeit, die ausgefüllt war mit strammem Dienst und frischen, fröhlichen Patrouillenritten.

Nach Jahren aber sollte ich wieder zurückkommen in meine weite geliebte Kalahari, im Kriege. Monde hauste ich dort und ritt wie früher Übungs- nun Kriegspfadpatrouillen.

Oft, wenn ich jetzt in meinem Arbeitsraum sitze und auf die Bilder schaue, die ich damals in der weltenfernen Kalahari malte, packt mich wilde Sehnsucht nach dem schönen Lande.

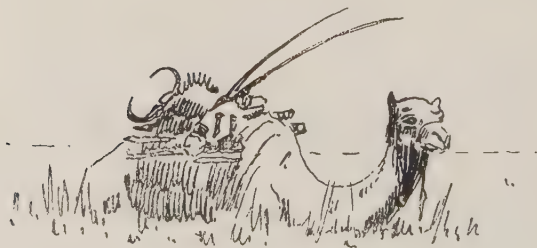
Kalahari

Wellige, wogende Dünen,
Glutroter, rieselnder Sand,
Undurchdringliches Schweigen,
Weites, einsames Land.

Wellige, wogende Dünen,
Erstarrtes, wallendes Meer,
Unter der glühenden Sonne,
Unter der Sterne Heer.

Wellige, wogende Dünen,
Zitterndes, silbernes Gras,
Wiegend und schwankend im Winde
Träumet: Ich weiß nicht was!

Wellige, wogende Dünen,
Verzaubertes, schlafendes Land,
Oh, könnt' ich noch einmal schweifen
Durch deinen roten Sand!



Auf eigener Scholle

Gott sei Dank, wieder daheim! Das Gefühl bemächtigte sich meiner, nahm ganz von mir Besitz, als ich nach einer Reise um ganz Afrika, nach mehrmonatigem Aufenthalt in Deutschland wieder unter den schroffen Felsen des Erongo-Gebirges ins Land fuhr. — Mit vollen Segeln ins neue Leben. Denn jetzt ging es auf die Farmsuche, eine eigene Farm, ein eigenes Heim aufzubauen.

Bald war ich mitten im Zentrum, hatte mir ein Pferd erstanden, eine Karre für das Gepäck, die das Nötige für das Padeln hinter mir herfuhr.

Eine wichtige Angelegenheit ist zuerst die Beschaffung eines guten, zuverlässigen Treibers, dem man sein Ochsengespann anvertrauen, dem man an Hand von schriftlichen Aufträgen auch das Besorgen und Verladen von Proviant in den Ortschaften überlassen kann.

Am Treiber liegt viel, sehr viel. Hat der nicht seine Sachen in Ordnung und seinen Hilfsgeossen, den Tauleiter, im richtigen Trimm, kann solche Frachtfahrt möglicherweise das Mehrfache der üblichen Zeit kosten. Bei der Entfernung meiner Farm von der Ortschaft später wurde für Hin- und Rückfahrt so zirka acht Tage Zeit bemessen. Rissen aber mal die Ochsen aus, liefen wohl bis auf die Farm zurück, vergingen häufig Tage, bis das Gespann wieder zusammen war.

Ist das Tredgeschirr nicht in Ordnung, so reißt es und bricht es sicher immer an den gefährlichsten, steilsten Felspartien, und Deichsel oder Langbaum oder Rad gehen zum Teufel.

Oder auch der Treiber packt beim Verladen auf Zucker- und Mehlsäcke eine undichte Petroleumkiste, was nicht gerade zu den Seltenheiten gehörte.

Daß natürlich auch bei stark überladener Karre die gesamte Familie und Freundschaft des Treibers auf der Karre herumhoßt, um die Gelegenheit wahrzunehmen, möglichst ohne Anstrengungen Wegstrecken hinter sich zu bringen, ist kaum irgendwie zu vermeiden.

Die Zauleiter sind so ein ganz besonderer Schlag. Kleine, junge Burschen, die Handlanger des Treibers sind, die in den Ortschaften oder bei schwierigen Übergangsstellen das Zau, den Ochsenriemen, der um die Stirnen der Vorderochsen gebunden ist, in ihre dreckige kleine Faust nehmen und als Leiter dem Zuge voranmarschieren, die auf den Ausspannplätzen die Ochsen hüten und zum Wasser treiben, die Brennholz holen und was sonst gebraucht wird.

Halb nackt oder in alten viel zu großen Lumpen, viel zu großen Jacken und Hüten marschieren sie neben dem Gespann einher, liegen beim Verladen vor den Kaufhäusern der Ortschaften stundenlang im Sande vor dem Gespann, den Riemen in der Hand.

Aber sie werden anständig und geschickt, und unter ihnen findet man die köstlichsten Vertreter. Mit schlaun Spitzbubenaugen merkte meiner sich alles, was er aufschnappen konnte, und markierte in jeder Bewegung Se. Hochwohlgeboren den Herrn Treiber. Unendlich stolz war er aber, wenn ich ihn mal mit der Ochsenkarre alleine auf kurzer Fahrt zu einem Nachbarn sandte.

Auf der Farm aber half er wohl auch als Pferdeboy und aus-hilfsweise in der Küche. Ja der kleine Katjuru war sogar Künstler, denn eines Tages ertappte ich ihn, wie er auf der Werft aus Lehm alle möglichen Tierarten nachzubilden versuchte. Seine Kunst wandte er an, wo er konnte. Und so beschäftigte er sich auch stundenlang damit, in der Küche, die Tafelbutter mit besonderen Zeichen und Schmucklinien zu versehen.

Kreuz und quer ging's auf Suche nach Regierungs- oder billigen Privatfarmen. Erstere waren leichter zu bezahlen; bei letzteren aber hatte man seine Vorteile insofern, als man einen eingewöhnten Viehstock mitkaufen konnte, feststellen konnte, ob genügend Wasser vorhanden sei, und, was noch grad so wichtig war, man hatte gleich einen gewissen Stamm von eingeborenen Arbeitern sicher.



Denn damals herrschte großer Mangel an eingeborenen Arbeitskräften.

Zuerst ging's ostwärts in die verlassensten Gegenden, und so kam ich auf eine Farm in der Kalahari.

„Ja, also mit Vieh und allem, wie es steht und liegt, streiche ich noch dreißig Prozent ab bei barer Anzahlung von fünfundzwanzig Prozent der Kauffsumme und bei landesüblicher Verzinsung des Restes!“

Wir saßen, der Farmherr, seine Frau und ich, in einer Hartebeesthütte, deren eine Seite offen war und einen Blick gewährte über die unendliche Grassteppe, über die aus der Ferne ein einsamer Bergkegel aufragte.

Einige Schritte nach links stand das kleine Backsteinhaus, ein niedriger, wertloser, viereckiger Backsteinkasten. Das eine „Zimmer“, unverputzt, beherbergte das Bett des Farmers, den Proviant, Sattelgeschirr, die Milchzentrifuge und maß drei Schritte im Geviert. Daneben angeklitscht das Zimmer der Hausfrau, unverfahle Decke, Sandfußboden wie in der freien Natur. Der Türrahmen nur mit Drahtgaze vernagelt. Das Fensterchen niedrig und schmal, daß kaum ein Kinderkopf hindurchging, auch mit Drahtgaze abgedichtet.

Ein kühler Abend war's, Ende Mai. Kalt die Farben am abendlichen Himmel, und scharf strich der Wind übers Land und drückte die Flammen des Feuers, das vor unserm „Speisezimmer“, dem Hartebeesthaus, zur Beleuchtung brannte, immer wieder zu Boden. Hin und her zuckten die Flammen, schlugen hoch empor, warfen grelle Lichter über die trostlosen Gebäude.

Ungemütlich war's. Das „Kundum“ behagte mir doch nicht, auch das Vieh sah nicht zum besten aus, Wasserschwierigkeiten schien man auch zu haben, und ich trachtete, bald wieder davonzukommen.

Mit den Sporen kratzte ich Figuren in den Sand, rauchte und hörte den anpreisenden Reden meines Gegenübers zu. Sein dickes, rotes, aufgeschwemmtes Kindergesicht mit dem spärlichen roten Vollbart, den hervorquellenden Augen war grell vom Feuer beleuchtet. Die Hände glitten gespreizt, unruhig nervös über die schmutzig-fleckige, ehemals weiße Hose.

Die Frau klein, schwächlig und zart, saß schweigsam im Halbdunkel in die Ecke gedrückt. Aus ihren hellen grauen Augen sprach das Leid, die Einsamkeit ihres Lebens! Zu deutlich nur las ich in ihnen: Kaufe, damit ich herauskomme hier aus dieser Verlassenheit! Nur fort, fort von hier.

Denn einsam lag die Farm im Lande. Wohl zehn Reitstunden waren es bis zum nächsten Nachbar und außerdem, glücklich schien die Ehe nicht zu sein. Sprach ihr Mann sie mit dem ihm eigentümlich liebenswürdigen Ton an, bat um etwas Tee, oder was es sonst sein mochte, jedesmal zuckte sie zusammen, starrte ihn widerstrebend und ängstlich an, folgte aber wie unter der Gewalt eines unsichtbaren Zwanges seinen Anordnungen. Am Feuer stand der Kessel mit Tee und vor uns auf dem wackligen selbstverfertigten Tischchen Emailletassen, an denen überall das schwarze Eisenblech hervorschimerte.

Es war schon spät in der Nacht, als wir uns erhoben, um zur Ruhe zu gehen. Der Wind war stärker geworden, heulte und pfiß über die endlose Steppe, schleuderte uns feine Sandkörner ins Gesicht. Die Hausfrau half mir neben der Hütte mein Lager bereiten, das wollte sie sich nicht nehmen lassen, da sie mir kein Bett anbieten konnte.

Plötzlich sagte sie mit tonloser Stimme zu ihrem Mann, der, die Pfeife im Munde, Hände in den Taschen, dabei stand: „Mein Ring.“

„Doch nicht der Ehering? Glück oder Unglück?“ Leicht hin hatte ich's gesagt, riß einen Scheit aus dem Feuer, leuchtete ihr, und half ihren zitternden suchenden Fingern, im Sande das Verlorene wiederzufinden. Breitspurig, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen, stand der Mann daneben eine ganze Zeitlang. Aber alles Suchen bei dem ungewissen Lichte im tiefen Sande war vergeblich. „Bitte, geh in dein Zimmer!“ unnachahmlich liebenswürdig und doch kalt und befehlend klang's vom Munde des Hausherrn. Und so suchte jeder sein Lager auf.

Diese Nacht schlief ich kaum. Lag in meine Decken gewickelt am Feuer im Schutze der Hütte, schaute in den strahlenden Sternenhimmel, lauschte dem Heulen des Sturmes und dachte an sie, die unglückliche Frau.

Noch einige Tage mußte ich bleiben, da ich meinen Jungen mit dem Pferd zur Post gesandt hatte, und wurde unfreiwillig Zeuge der weiteren Ereignisse.

Als ich am nächsten Tage nach einem Rundgang durchs Farmgelände heimkam und zu meiner Karre schritt, trat die Frau hastig auf mich zu, während ihr Mann unten auf der Pfanne das Tränken beaufsichtigte: „Bitte, leihen Sie mir heute Ihre Karre, ich muß fort, muß fort von hier!“

Ich sagte natürlich sofort zu, ließ meine Tiere holen und einspannen. Da erschien auch er, höflich grüßend: „Ich möchte Sie bitten, nicht einspannen zu lassen. Meine Frau hat sich anders besonnen, sie wird nicht fahren.“ Eben sah ich sie vors Haus treten, ihre Hände hingen schlaff herab, und bittend schaute sie mich an.

Unbekümmert ordnete ich die Leinen, da drehte er sich kurz um und schritt auf die Hartebeesthütte zu.

Gerade war ich mit meiner Arbeit fertig, blickte auf, sah ihn plötzlich in zwei Sätzen, wie ich sie dem Koloß nie zugetraut hätte, über den freien Platz zum Hause springen und hinter der Ecke verschwinden. Eine Sekunde darauf klatschten zwei Schüsse an mein Ohr.

Im Augenblick war ich zur Stelle. Da stand er allein, einen Browning in der Hand, grau, aber immer noch das Lächeln im Gesicht.

„Sie wollte sich — —!“ Dann drehte er mir kurz den Rücken, schritt seinem Zimmer zu.

Mittags traf mein Dambuse mit der Post ein, und nach den Nachrichten war es für mich höchste Eile, in die Stadt zurückzukehren. Lange noch sprach ich mit dem Farmer über seine Frau, und schließlich erklärte er sich bereit, sie abfahren zu lassen und das Weitere der Zukunft anheimzustellen. Ich ließ meine Karre dort und kam erst nach Wochen zurück.

Es war nach Sonnenuntergang, als ich auf dieser verwünschten Farm eintraf. Verlassen lagen die Gebäude in tiefster Dunkelheit. Unheimlich.

Obgleich ich mir's doch denken konnte, daß in der Nacht alles schlief. Meine Karre stand zwischen altem Gerümpel auf dem Hof. Da sah ich aus dem Türspalt seines Zimmers Licht fallen.

Ich klopfte an und trat ein. Er saß auf einem umgestürzten Mehlsack und rauchte. Sein Gesicht war alt geworden, die dicken Backen schlaff und schwammig.

„Was ist mit Ihnen, Mann?“

„Vorbei!“ Müde hob sich seine Hand. „Sie ist nicht mehr, gehen Sie!“

Was geschehen, wie — ich hab es nicht erfahren. Ließ noch in selber Nacht einspannen und fuhr davon . . .

In großen Trecks zog ich durchs Land. Kam ich an eine Brackstelle, wie man die Gastwirtschaften der Orte wohl auch betitelt, und hörte irgendeiner, daß ich eine Farm kaufen wollte, gleich war er da:

„Sie wollen 'ne Farm? Eßt — Hefekiel, zwei Whiskysoda! Also hören Sie, ich weiß einen Idealplatz, ganz unter uns, nur für Sie!“

„Was kostet's?“

„Nichts, nur wenn Sie kaufen! Und Sie werden kaufen!“

Zuerst hörte man wohl hin und wieder darauf, aber es war natürlich jedesmal nichts. Entweder kein Wasser oder schlechte Weide oder sonst irgend was. Und der Agent hoffte von beiden zu verdienen, vom Käufer und Verkäufer.

Nach einigen Wochen aber kam ich in die Gegend, die mir gefiel, und griff kurz entschlossen zu . . .

„Also für die von Ihnen gekaufte Farm wollen Sie einen Namen ins amtliche Register eintragen lassen?“ Der Herr Bezirkssekretär im Gefühl seiner Würde neigte gnädig den Kopf. „So, ja, aber sagen Sie mal, Farm, wie war doch der Name? Dürfte ich Ihr Schreiben noch mal sehen?“ Suchend fuhr der dicke Finger über die Zeilen, hielt bei dem Wort „Quidborn“, dem von mir beantragten Farmnamen.

„Ja, so, aber sagen Sie mal, englische Namen werden prinzipiell von der Regierung nicht genehmigt.“

Verständnislos blickte ich ihm durch seine scharfen Gläser ins strenge Beamtenauge.

„Quickborn — — englisch?“

„Na ja, sagen Sie mal — heißt doch, ehem, schnell geboren?“
Grundgütiger, das war ein Wiß für die Windhuker Zeitung!

„Also Sie verweigern mir aus diesem Grunde, meine Farm Quickborn zu nennen?! Gut, geben Sie mir das schriftlich. Ich gehe bis zum Gouverneur!“ erklärte ich kategorisch.

Da erschien plötzlich in der Nebentür der hohe Chef selber.
„Was wünschen Sie von Seiner Erzellenz dem Herrn Gouverneur?“

Ich wiederholte meine Erklärung. Da lächelte der hohe Herr:
„Nüdlisch, nää? Wenn das unsre Holsteiner (sprich s — t!) hörten!“

Und mein Antrag war genehmigt.

Knallend schlugen die Hämmer die Schrauben ins Wellblechdach, die die einzelnen Platten auf die Holzlatten hefteten. — Das Nichtfest ward gefeiert, der Rohbau also fertig. Und schnell schritt die restliche Arbeit weiter.

Frisch aus Deutschland importiert traf ein Volontär für mich ein, geschneigelt und gebügelt, entsezt, vom Blechteller essen zu müssen. Aber er war doch ein Kerl, wie man ihn draußen gebrauchen konnte, und hatte sich in kurzer Zeit eingewöhnt. Ein anderer junger Mann, der auch bei mir im Farmbetrieb tätig war und ebenfalls erst seit kurzen Monden in Afrika weilte, fühlte sich ganz als „alter“ Afrikaner ihm, dem Neuling, dem Frühlingfarmer, gegenüber.

Ich saß in meiner provisorischen Hütte und machte Buchungen bei meiner Stallaterne, und die beiden hatten sich's vor der Tür in zwei Liegestühlen bequem gemacht, und der „alte“ erzählte dem „jungen“ Afrikaner die haarsträubendste Sache mit der überzeugendsten Stirn des Wiedermanns. Von der Werft, von den Hütten der Eingeborenen tönte der Singsang und das Händeklatschen zum Tanz der Hereros durch die abendliche Luft herüber. Und Nehm, der alte, erklärte Holm, dem jungen, die Gesänge: „Hören Sie, jetzt singen sie über unsere letzte Jagdfahrt, und jetzt vom Kudu —“, und eine Weile später, „und jetzt von meinem

Meisterschuß!" Und der eine verstand so wenig wie der andere von der Sprache der Hereros!

Mistera omaiji mapiu, „heiße Milch“, hieß Holm schon nach einiger Zeit bei den Eingeborenen, die jeden Weißen mit einem Spitznamen belegen. Denn „omaiji mapiu“: frühmorgens, mittags und abends, sogar nachts, wenn er von der Pad zurückkehrte, schallte es von Holms Lippen. Heiße Milch sollte das Küchenweib bringen, damit er sich seinen Kakao kochen konnte.

Anna brachte den Koppi „Becher“, und da ihm das Trinkgefäß wohl nicht sauber genug: „Du altes Ferkel, wisch den Koppi aus, da ist ja noch Kakao von neulich drin und Sand und Dreck vom Kraal!“

„Jii – h Misterah!“

„Herrgott, nimmt das Mädchen ihren alten dreißigen Rock dazu! Pfui Teufel noch eins! O Afrika!“ Mit einem Seufzer sank er in seinen Stuhl zurück.

Meckernd grinste Nehm sein Maultierlachen. „Mensch, das ist noch gar nichts. Und wenn Sie glauben, daß es Zweck hat, der einen Vortrag über Reinlichkeit zu halten, dann sind Sie im Irrtum. Gestern im Kraal fischte sie einen Klumpen Kuhdung aus dem Melkeimer, und als ich ihr Vorhaltungen machen wollte, antwortete sie ganz treuherzig: ‚Baas, das is man reiner Kuhmist!‘“

Im Bogen spritzte im selben Augenblick ein Strahl heißer Milch aus Holms Becher an Nehms Knien vorbei, die Holm vor Entsetzen an diesen Gedanken ausschüttete. Sofort schlappten gierig die Hunde den wohlschmeckenden Trank –

„Oh, Afrika!“ hörte ich noch einmal, dann war's für eine Weile still, bis wieder die meckernde Stimme des „alten“ Afrikaners ertönte: „Wissen Sie, wirklich, mein Lieber, an solche Kleinigkeiten müssen Sie sich hier gewöhnen. Ich war da neulich bei Mühlbach auf der Farm, dem Junggesellen, und außerdem war noch der Großfarmer Graf Wettersdorf mit Frau da. Es war verdammt heiß, und die gnädige Frau Gräfin hat den Mühlbach um einen Schluck Wasser. Da rief der seinem neuen Küchenovambo über

den Hof hinüber, daß er ihm einen Topf Wasser bringen sollte! Und was glauben Sie, bringt der Kerl an? Präsentiert der Kerl der Frau Gräfin — — na, so'n gewisses ‚Gefäß‘ voll frischem Wasser!“

Ich mußte selbst grinsen, denn die Sache stimmte! Ja, man kann in Afrika die nettesten Sachen erleben! Mister omaiji mapiu hatte überhaupt Sinn für Humor und war außerdem ein großer Kurschneider und soll es später auch noch zum Kurdirektor in Deutschland gebracht haben.

Nachdem er längere Zeit auf meiner Farm gewesen war, sah er sich im Lande um und zog zu einem Junggesellen auf eine Farm weit hinten in der Wildnis.

Jener Farmer war bieder, brav und einfach. Er sehnte sich nach einer Frau, die als Farmerin seine Einsamkeit verschönen sollte, — und war doch zum Junggesellen geboren, wie es Frauen gibt, die zu Müttern geboren werden.

Da schlug ihm Mister omaiji vor, doch mal an ein Heiratsbüro zu schreiben, zu annoncieren: Großgrundbesitzer sucht Lebensgefährtin!“

Wie gesagt — so getan!

Nach geraumer Zeit entwickelte sich ein lebhafter Postverkehr nach Farm Paviansheim. Briefe, Doppelbriefe, Einschreiben, Pakete!!

Das leere, traurige Heim des „Großgrundbesitzers“ machte sich heraus. Allüberall in den Rissen des Kuhmistverputzes an den Wänden seiner Hartebeesthütte steckten nun Duzende von Photos der Heiratslustigen, die diese ihm zugesandt, so daß er sich in Gemütsruhe an all die fremden Gesichter gewöhnen konnte.

Aber nicht nur das! Nein, auf der alten Kiste, dem Nachttisch, stand ein neuer roter Plüschpantoffel für seine Uhr, auf dem Feldbett Kissen mit der Aufschrift: Nur ein Viertelstündchen. Auf Tisch und Bord Nippesfiguren, Aschbecher in den unmöglichsten Formen, wie man sie in den Warenhäusern erhält. Hinter dem provisorischen Waschtisch ein Wandbehang mit dem eingestickten „Froh

erwache jeden Morgen". Und so viele andere Zeichen weiblicher „Aufmerksamkeit“, die mit diesen Gaben das Interesse des Herrn Farmers für sich besonders in Anspruch nehmen wollten.

Aber dieser selber konnte sich zu nichts entschließen!

Da fuhr er dann schließlich nach Deutschland, bewaffnet mit einem Empfehlungsschreiben seines geschickten Volontärs, der sich natürlich diebisch bei der ganzen Angelegenheit amüsierte. In dem Schreiben stand u. a., daß jener Farmer trotz seines rauhen Äußeren eine gute Seele habe!

Und er hat — Pech gehabt! Denn er fand wirklich eine Frau, und das war schade. Er war, wie gesagt, zum Junggesellen geboren und sie zur alten Jungfer.

Aber ich war bei meiner Farm stehen geblieben. Aquarellkasten, Pinsel und Zeichenstift lagen seit langem wohlverwahrt in Kisten und Kästen. Dafür aber trat der Kalkquast und der Pinsel zum Anstreichen der Wände in Tätigkeit. Monde um Monde hatte ich im Busch gehaust, dann einige Zeit im schnell errichteten Proviанtraum, wo ich einmal endlich wieder in vier festen Wänden mein Heim hatte, und jetzt war's so weit, daß ich zur Küste fahren konnte, um den Dampfer zu erwarten, der meine Frau bringen sollte.

Lezte Anordnungen an die „Herren Verwalter“, und schon ging's durch die sonnige Steppe der Küste zu . . .

Auch meine Frau hatte sich bald in Afrika eingelebt. Und wir nützten die erste freie Zeit aus, um einiges vom Lande zu sehen. Und so begleitete mich meine Frau auch häufig auf Jagdfahrten und Ritten.

Perlhühner konnte ich vorerst noch von der Veranda meines Hauses schießen, sobald sich diese durch das bekannte „Terreng teng teng“ bemerkbar machten. Sandhühner gab's zu Hunderten in dem Gestrüpp und in den Weißdornbäumen am nahen Rivier. In der kalten Zeit flatterten allmorgendlich Tausende von Tauben und wilden Wachteln um die Tränkstelle. Bevor ich meine Leute zur Arbeit rief, nahm ich dann wohl meine Flinte und schoß in den

flatternden Schwarm, sammelte meine fünfzehn bis fünfundzwanzig Stück, die am Boden lagen, auf. Aber um Großwild zu schießen, mußte ich schon weiter ins Hinterland meiner Farm reiten, wenn auch allerdings manchmal Kudus nächtlicherweile dicht an meinem Farmhaus vorbeitrollten.

Schön ist ein solcher Jagdtag in freier Steppe. Früh morgens wirft das Tagesgrauen seinen dämmerigen Schein durch das offene Fenster in die Schlafstube. Es ist noch kalte Zeit, und eine eisige Frische liegt über dem Lande. Vom Rivier hört man vereinzelte Rufe der Sandhühner und Frankoline aus den Bäumen, ohne die man sich einen Morgen in Afrika auf der Farm kaum vorstellen kann. Einen Laut, den man nie wieder vergißt.

Raus aus den Decken! Den Mantel übergeworfen: „Salatiel, Pferde satteln!“ Dann geht's ans Anziehen. Kamera, Skizzenbuch, Zigaretten, Messer in die Pocktasche. Ein Blick durch den Lauf der Büchse, inzwischen ein Stück Brot und ein Glas Milch aus dem Kühlschrank — dann hinaus.

Aha, Salatiel ist schon da und hat die Pferde, die die Nacht in der Einzäunung am Hause gestanden, herangefahren. Sattel auf, Gewehr über, Zigarette angebrannt — und los.

Mein Araber, ein kleiner Schimmelhengst, freut sich, warm zu werden! Es ist auch eine verdammte Kälte. Jetzt im Mai, in unserm Winter, und besonders kurz vor Sonnenaufgang. Wir kommen an der Werft vorbei, alles liegt noch in tiefer Ruhe. Nur die Melkweiber mit dem Fangriemen in der Hand sind auf dem Wege zum Hause, die Milcheimer zu holen. Eine Omukeindu (eingeborenes Weib) sitzt am Kraal, in dem das Vieh noch in seiner Nachtruhe liegt, und macht ein Feuer, damit sie beim Melken nachher ihre Hände wärmen kann. „Morrow, Herr.“ „Morrow, oumama.“

Ein kurzer Galopp bringt uns ins Gras, ins offene Feld, denn in der Nähe des Kraals ist das Gras abgeweidet und der Boden vom Vieh zertrampelt. Salatiel „reitet“ dicht hinter mir. Reiten kann man das ja eigentlich kaum nennen, er hängt wie ein Affe auf seinem Tier mit viel zu kurzen Bügeln. Immer ist einer von



den Bügelriemen mindestens zwei Löcher kürzer als der andere. Aber den „Bräsig“ stört das schon lange nicht mehr. Er trotzelt hinter meinem Pferd her und rupft mit langen Zügeln mal hier und da einen Grashalm. Und bei solchen Versuchen rutscht jedesmal „Herr“ Salatiel durch den kurzen Ruck bis auf den Hals seines geduldigen Reittieres.

Salatiel ist noch der richtige Buschkaffer. Er kennt noch die Gewohnheiten und Fährten des Wildes und ist mit Interesse dabei, besonders wegen der Fleischkost, die nach einer erfolgreichen Jagd winkt.

Eine lichtere Fläche haben wir hinter uns und kommen zum kleinen Omuramba, einer Geländesenkung, die bei starkem Regen das

Wasser zum großen Omuramba abführt. Solch Omuramba ist häufig nur durch einen starken Buschstreifen, der mit Kameldornbäumen durchsetzt ist, zu erkennen. Daß man seine Mitte durchreitet, merkt man an den grauen Termitenhäufen, an dem dort zutage tretenden Kalkuntergrund, während die Häufen an den Rändern die Farbe des Sandbodens haben. In unserer Gegend meistens ziegelsteinrot. — Vorsicht, hier treiben sich immer Kudus herum! — Da — springt auch schon ein Deuter ab, ein paar Fluchten, dann kriecht er geduckt im hohen Grase weiter. — Keine Angst, mein Herr, heute gilt es Großwild! —

So reiten wir eine Stunde, teilweise im scharfen Schritt, teilweise im Trab. Hin und wieder stoßen wir auf die zierlichen Steinböckchen, wohl das reizendste Wild in ganz Afrika. Das Gras duftet wunderbar. Jetzt nach der Regenzeit sind die Halme noch nicht ausgedörret, und so duftet es ganz besonders nach einer tauigen Nacht wie frisches Heu. Die Sonne steht schon am Himmel, und allmählich wird es wärmer. Gott sei Dank fehlt heute der kalte Ostwind, der typisch für die kalte Zeit ist. — Quah, quah ruft der Südwestler Kafadu aus den Zweigen der Dornbüsche, du, du, du hört man den Pfefferfresser, der mit schwerfälligen Flügelschlägen sich vor uns in Sicherheit bringen will.

Jetzt geht's wieder durch eine kleinere Fläche, die mit dornlosen hohen Büschen bestanden ist, die nur in der kalten Zeit ihre weißen käschenartigen Blüten tragen.

Ein leiser Pfiff meines Jungen: „Onduno.“ Da ist es auch schon zu spät! Ein Schweifwedeln, und weg war er — der Gemsbockbulle! — Ja, da ist wenig zu machen. Solch einem älteren Herrn zu folgen, lohnt sich selten! — Außerdem gibt es genug andere! Weiter geht's. Wir kommen durch einen dichten Gelbholzbestand. Holla — Schritt! Langsam reiten wir hindurch, und vor uns liegt „meine“ Fläche in der Nordhälfte meiner Farm. Salatiel ist schon vom Gaul und klimmt langsam, vorsichtig auf einen einzelstehenden Baum. Schaut wie ein Luchs um sich; Stück für Stück läßt er seine Augen die Gegend abstreifen.



Ich mache dasselbe vom Sattel aus mit dem Glase. — Weit vor mir blaut in der Ferne der langgestreckte Waterberg, linker Hand schimmern die Omatakofegel durch die Bäume. Da — halt, was ist das? — Ein paar Hörner. Wie der Bliß bin ich aus dem Sattel! Salatiel ist auch schon unten. Den Pferden die Zügel herunter! Die bleiben schon stehen. — Jetzt geht es langsam vorwärts. Der Eingeborene immer einen Schritt voraus. Er windet sich wie ein Al. Nach etwa zehn Minuten sind wir auf fünfzig Meter heran: „Omukeindu“ („Frau“ = weibliches Tier) sagt Salatiel. Doch das habe ich auch schon gemerkt. Zum Schuß zu kommen, unmöglich! Hohes Gras, übermannshohe Büsche. Endlich liegen wir auf fünfzehn Meter an drei Kühen mit ihren Kälbern. Ein entzückender Anblick. — Salatiel hält das Maul; er weiß, daß ich da doch nicht schieße, wenn auch die Kälber groß genug wären, um allein fortzukommen. — Die Wärme der Morgensonne taut die Kleinen auf. Die Muttertiere äßen ruhig herum, schlagen mit dem schwarzen Schweif die Flanken. Ganz deutlich hört man das Abrupfen der Gräser, wie auch das Schlagen des Schweifes auf die Bauchdecke. Da streckt sich der eine kleine Kerl. Reckt wie eine Ziege den Kopf und streckt einen Hinterlauf nach dem andern steif nach hinten. Ja — guten Morgen! — Schön geruht? — Zu niedlich sind diese Burschen mit ihren kleinen Kügeln an den Hornspitzen.

Langsam ziehen wir uns nach einem halben Stündchen zurück. Den Apparat hatte ich leider in der Aufregung am Sattel gelassen. So, da sind die Gäule.

Es beginnt schon warm zu werden. Wir reiten weiter. Eine Stunde, noch eine halbe. Jetzt wird's mir zu dumm. Hopp, Scheiß, Galopp, und hin fliegen wir über das Feld. — Da gehen auch schon drei Gemsböcke in voller Flucht ab. Herunter: Eins — zwei — drei — richtig, da sind sie. Zweihundert Visier. Der erste verschwindet hinter einigen Hackies — also der letzte. „Beng-hui“ — hat ihn schon! Doch da brechen drei wieder hinter dem Busch hervor. Teufel noch mal! Kein Schuß mehr

anzubringen. Na, Salatiel hinterher! Da der Busch zu dicht, also zu Fuß. Spuren geschnitten, wie es in Afrika heißt. Kein Schweiß! Und wir haben doch den Kugelschlag gehört. Vorsichtig geht es immer hinterher, Salatiel bekommt Stielaugen, aber trotzdem, nichts ist zu finden. Da gehen wir schließlich zum Anschuß zurück, wohin man als echter Weidmann eigentlich immer zuerst gehen sollte. Und da liegt auch wirklich hinter dem Busch, den die Tiere gleich nach dem Schuß passierten, ein Gemsbock mit gezirkeltem Blattschuß. Also hatte hinter dem Busch selber noch ein weiteres Tier gestanden, das sich dem flüchtigen Rudel anschloß, während dieses geschossene Stück am Platze blieb. So kann man sich täuschen.

Übrigens habe ich mit Gemsböcken schon so allerhand erlebt und besonders mit meinem allerersten auf meiner eigenen Farm.

Wie brannte ich als neugebackener Farmer darauf, den ersten Gemsbock auf „eigenem“ Grund und Boden auf die Decke zu legen! Alle anderen Antilopenarten, vielleicht mit Ausnahme des Kudus, hatten mich nicht so gereizt wie gerade er, mit der schönen schwarzweiß gestreiften Maske und den langen, spießartigen Hörnern, dem ich auch mein erstes Büchlein geweiht, das schon in drei Sprachen erschien.

Der Jagdschein war Anfang Februar auf der Polizeistation bezahlt. Die Jagd ging am 1. März auf, und immer war der Schein noch nicht in meine Hände gelangt. Na, Afrika ist groß und die Polizeistation weit — so an fünfzig Kilometer von meiner Farm entfernt. Und außerdem konnte ich ein gutes Gewissen haben, denn seit einem Monat war das Geld auf dem Amt hinterlegt.

„Salatiel, Ubi satteln!“ Ein Viertelstündchen, und mein Pferd junge hält mit meinem Pferd vor der Veranda. Ubi, der Blauschimmelhengst, war ein erprobtes Jagdpferd und außerdem lammfrom. Ritt ich doch, als meine Frau zum erstenmal in unserm Farmhaus geschlafen, am nächsten Morgen zur Begrüßung mit ihm durch Veranda und Esszimmer in die Schlafstube ans Bett, daß Ubi seinen Morgengruß der Farmherrin darbieten konnte.

Und los ging es im scharfen Trabe in die Steppe unter der strahlenden, glühenden Sonne. Vierzigtausend Morgen eigenes Land konnte ich durchreiten, und anschließend lag noch unermessliches, unbefiedeltes, wildreiches Regierungsland. Die Büchse im Gewehrshuh, Feldflasche am Sattel und ein Stück Dörrfleisch in der Tasche als Tagesration.

Hopp, Udi! In fegendem Galopp geht's durch die sonnige Unendlichkeit!

Viele alte und auch frische Fährten auf dem roten Lateritboden. Doch von den Antilopen selber ist nichts zu sehen. Gegen Mittag hab' ich mir's gemütlich gemacht im Schatten eines knorrigen Dornbaumes. Totenstill ist's rundumher, nur Udi nagt an den Graspitzen. Früh am Nachmittag geht's weiter. Ein Stündchen mag ich noch querfeld geritten sein, da seh' ich ein Rudel Gemsböcke auf freier Fläche. Nur Kräuselgras und seidiges *Aristida* bedeckt den Boden. Kein Busch, der das Anpirschen ermöglicht. Im Schritt reite ich geradeswegs auf die Antilopen zu. Auf vierhundert Schritt werfen die Tiere sichernd auf. Die Sporen eingesetzt, Zügel lang, fege ich auf sie zu. Hoppla, ein Satz über einen Erdschweinbau. Nochmals ein paar Riesensätze über eine Erdmännchenansiedlung, und schon sind wir auf die halbe Entfernung heran. Zugelegt, Udi! Heh—hepp! — Rechts von mir jagen die Gemsböcke in voller Flucht über die Steppe.

Pfui Teufel, da kommt ein Dornbuschstreifen in Sicht, auf den das Wild zuhält. Aber auch durch den kommen wir hindurch, nur daß ein paar Fäden von meinem Hemd an den Dornen flattern! — Udi gibt alles her, was er hat. Das Gelände wird buschiger. Jetzt bin ich auf fünfzig Meter heran — stopp! Noch im Galopp runter vom Gaul! Knarre hoch! Schon verschwinden sie in den Büschen, aber den einen hat meine Kugel noch eben spitig von hinten gehascht. Mit einem Sprung wieder in den Sattel! Weiter! Da steht der Gemsbock. Wieder runter vom Pferd und Feuer! Drüber weg! Nochmals Feuer! Hat ihn schon!

Vom Gemsbockbusch, einem etwas niedrigeren, herb duftenden,

kuschartigen Gewächs, pflückte ich den Bruch und steckte ihn mir an den Hut. Dann lüftete ich das erlegte Wild und verblendete es mit Gras und Busch.

Im scharfen Trabe ging's nach Hause, ich sandte die Ochsenkarre auf meiner Spur hinaus, das Tier zu holen.

Und dann waren wir auf dem Farmhof gerade dabei, das Fell abzustreifen, da hörte ich hinter mir: „Neujen!“

Wie der Bliß fuhr ich herum. Der Wachtmeister unserer Polizeistation!

„Morrow. Na, was wünschen Sie?“

„Hier bringe ich Ihnen Ihren Jagdschein! Wie ich sehe, haben Sie ihn ja schon gut ausgenutzt — 'n Neujen.“ Und fort war er.

Den hatte ich mal wegen plumpvertraulichen Benehmens an die Lust gesetzt.

Vier Wochen darauf hatte ich meine Vorladung.

Gerichtssitzung auf „Erindi“. Ein weißgekalftes, einstöckiges Farmhaus in verlassener Gegend.

Ein paar pferdehaltende Bambusen davor und weiterhin unter einem Kameldornbaum ausgespannte Pferde- und Ochsenkarren.

Der „Reiserichter“ tagte im „Gerichtspalast“.

Auf der Veranda unterhielten sich, ihre kurze Pfeife rauchend, ein paar Farmer aus der Umgegend, Kläger und Beklagte.

Ich hatte kaum meinem Bambusen die Zügel zugeworfen, als ich auch schon von einem Polizeibeamten in voller Kriegsbemalung hineinkomplimentiert wurde. Und die Verhandlung begann, zu deren Schluß ich zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt wurde mit der klassischen Begründung: Wenn ich auch schon vorher bezahlt hätte, auch die Jagd auf meinem Grund und Boden ausüben könne, ohne den Jagdschein persönlich bei mir zu haben — so wäre immerhin die Möglichkeit offen gewesen, daß in diesem Jahre aus irgendwelchen Gründen überhaupt keine Jagdscheine hätten ausgegeben werden können. Ich wäre also noch nicht Besitzer des Jagdscheines in dem Augenblick des Schießens gewesen! Heiliger Bureaukratismus in afrikanischer Aufmachung!

Das war die Geschichte meines ersten Gensbockes auf meiner Farm.

Wo die Farmersfrau waltet, sieht's natürlich bald anders auf einer Farm aus als beim Junggesellen. Die Hausfrau hat selbstverständlich viel zu tun, und nirgends wohl geht der Beruf von Mann und Frau so ineinander über wie auf der Farm. Außer den Hausarbeiten gehören zu den Pflichten der Hausfrau auch Milch-, Butter- und Käsebereitung. Käse Rezepte sind geheim, streng geheim zu halten! Jede Farmersfrau hat ihre besonderen und speziell, wenn sie Käselieferungen mit einer Ortschaft abgeschlossen hat. Auch die Seife für die Wäsche kocht man sich auf der Farm selber mit Caustic Soda und Butter und Talg und allen möglichen Fetten. Natürlich hat die Hausfrau ihre farbige Bedienung, doch sind die mehr oder weniger, meistens weniger, zuverlässig. Dann ist das Federvieh da, für das gesorgt werden muß, auch mit dem Melkvieh weiß die Farmersfrau Bescheid. Außerdem aber muß der Arzt meistens auf der Farm vertreten werden, entweder vom Farmer oder von der Farmerin.

Den Ärzten in unseren Schutzgebieten kann man überall nur ein Loblied singen, wenn es auch mal vorgekommen sein soll, daß ein Farmer, dem man riet, zu Doktor Knochenauer zu gehen, um sich dort durch Ausziehen des Zahnes von Schmerzen befreien zu lassen, sagte: „Nee, wissen Se, da geh' ich lieber zum Grobschmied und lass' ihn mir dort mit der großen Schmiedezeange ausbrechen!“

Fabelhaft sind manchmal die Leistungen, die von Ärzten verlangt werden. So kam eines Tages ein reitender Bote bei uns durch, zeigte uns einen offenen Brief eines weit abwohnenden Farmers, dessen Frau schwer krank daniederlag, ritt so von Farm zu Farm bis zur Ortschaft. Eine Stunde nach Erhalt der Nachricht saß der Arzt im Wagen und jagte im schärfsten Tempo der Farm im fernen Busche zu. Überall da, wo der Weg Farmhäuser berührte, standen schon Eingeborene, die frische Pferde ihrer Herren für den Arzt bereit hielten. Im Augenblick war umgespannt, und in eilender Fahrt ging es bis zum nächsten weiter und weiter, bis er schließ-

lich dort anlangte, wohin er gerufen. In einer kurzen Zeitspanne, die kein Mensch für möglich gehalten hätte . . .

Also der Farmer muß möglichst in allen Sätteln gerecht sein, wie auch die Farmersfrau, und gar häufig muß der jungverheiratete Farmer die Farmersfrau auch in der afrikanischen Küche anlernen, in der Fleischverwertung, in der Art der afrikanischen Küche und wohl auch im Brotbacken, denn all dieses versteht ein Junggeselle, der lange auf einsamer Farm gegessen, aus dem Eßes.

Gäste auf der Farm sind meistens angenehme Abwechslung, und ganz besonders war dies in der Nachkriegszeit der Fall, als überall mehr oder weniger farbige Bedienung fehlte und jeder von den Gästen frisch und kameradschaftlich mit zugriff in Haus und Küche.

Häufig brachte wohl einer einen Vock mit, den er unterwegs geschossen, streifte ihn eigenhändig ab und zerwirkte das Fleisch in der Küche. Andere halfen der Hausfrau beim Zurichten, und nach dem Essen ging's zu gemeinsamer Abwäsche in die Küche, und unter fröhlichem Necken und Scherzen war die Arbeit bald getan.

Spät kam man dann meistens ins Bett, und wo die Betten für die Gäste nicht ausreichten, wurde das Nachtlager auf dem Boden der Zimmer hergerichtet oder draußen in Gottes freier Natur, und darauf war jeder, der „auf Pad“ ging, vorbereitet.

Ein ungeschriebenes Gesetz gab es damals im Lande, daß eine weiße Frau auf Pad niemals für das Essen zu sorgen hatte. Die Arbeit lag dem Manne ob, der hockt am Feuer, kocht den Kaffee und den Reis und läßt wohl ein Stück Wildfleisch in der Pfanne bruzeln, damit die Frau sich derweil ausruhen kann. . . .

Wir hatten bald Farm und Haus im rechten Stand, und es war eine Lust dort zu leben. Hin und wieder brachten, wie gesagt, kleine Jagdritte und Fahrten zu den Nachbarn Abwechslung ins Dasein — bis eines Tages unser Thronfolger geboren wurde. Wieder gab's zu tun! Das und das mußte neu gezimmert, genäht werden. Leben gab's im Hause.

Krieg im Busch

Und dann kam die Wende, die große Schicksalswende! Spät in der Nacht hörte ich Hufschläge vorm Haus, harte, rasche Schritte an der Veranda und ein Klopfen an der Haustür. Da stand ein Reiter in Schutztruppenuniform mit dem Mobilmachungsbefehl! Schon am nächsten Tage waren wir und die Nachbarn unterwegs, nur wenige ältere Leute blieben in der Gegend zurück, sollten auch bei uns nach dem Rechten sehen.

. . . „Sie, machen Sie mal Platz da!“ Scharf klang die Stimme des alten Herrn in Zivilhakirock aus der Pferdefarre hinüber zum Schutztruppenreiter, der hinten auf dem langsam durch den Staub dahinrollenden Kolonnenwagen die Beine herabbaumeln ließ und sich die Pfeife stopfte.

„Zum Donnerwetter, lassen Sie den Wagen an die Seite fahren!“

In afrikanischer Ruhe aber rauchte der Angeredete seine Pfeife weiter, ließ sich von der Sonne braten und tat, als ob jener für ihn Luft sei.

„Wollen Sie den Befehl ausführen, zum Donnerwetter! Ich bin der Hauptmann von Dalldorf.“

„Lassen's man gut sein“, grinste der im Schutztruppenrock, „hat auch schon mal 'n Hauptmann von Köpenick gegeben!“

Weiter qualmte der Staub über der Pad, Reiter, Karren, Wagen, alles drängte der Ortschaft zu! Mobilmachung! — —

*

Ich sitze noch im Zivil an der Bar, neben mir steht ein Unteroffizier d. R., Farmbesitzer, am Telephon, schimpft in den Apparat hinein mit seinem Angestellten.

„Ja, meinen Gaul solln Sie mir herbringen, zum Donnerwetter, Sie Kerl! — — So — — hm — — eingezogen sind Sie? Na und??!“

Klatsch, hängt der Hörer am Kasten.

„Nun und?“ frage ich.

Da brummt jener los:

„Na, Mensch, ich kann doch von meinem Leutnant nicht erwarten, daß er mir, seinem Unteroffizier, den Gaul vors Hotel bringt!“ . . .

*

. . . „Ja, wenn Sie auch die Knarre so anfassen, da werden Sie im Leben nichts treffen! — Es ist zum Auswachsen mit den Reservisten!!!“

„Herr Leutnant? Aber ich bin doch der Wildschütz vom Springrivier!“

„Was, der bekannte Meisterschütze? — Na, denn hab ich nischť gesagt. Machen Se man weiter!“ . . .

*

. . . „Sie Kerl, sitzen Sie nicht so lasch auf'm Gaul, wie 'n Affe auf'm Kamel!“

Vermittelnd wendet sich der Unteroffizier an den Herrn Leutnant. „Herr Leutnant, das ist Herr Melchert, der hat sich im Rennen und in der letzten Springkonkurrenz sämtliche erste Preise geholt.“

„Was, der? Himmelherrgott, ich sag' schon gar nichts mehr, hab' wohl alle Koryphäen von ganz Südwest in meinem Zuge!“ . .

■

. . . Bei der Einkleidung konnte man die niedrigsten Sachen erleben. Kriegsfreiwilliger Reiter Heimersdorf, sonst totschicker Ladjüngling von Meier & Endlich, hat sich 'ne totschicke Uniform privat schneiden lassen, steht, fast wie 'n Leutnant, auf dem Kasernenhof, sucht seine Abteilung und kann sie nicht finden.

Gerade schreitet Hauptmann Jambo sporenklirrend durch den Sand, den der frischgebackene Kriegsfreiwillige häufig im Laden bediente:

„Gestatten Herr Hauptmann, mein Name ist Heimersdorf,“ macht der junge Mann mit einer tiefen Verbeugung.

Jambo ist sprachlos. So viel militärische Unkorrektheit auf einem Haufen hatte er noch nie gesehen. . .

*

. . . Ich mußte erst nach dem sonnigen Süden als ehemaliger Pionier zur Verkehrsabteilung, die aber bald in alle Winde auseinanderflog.

Ritt nach Osten in meine geliebte Kalahari, zu meinen lieben Kamelen, um dort im Ostgrenzschutz Patrouillen zu reiten.

Es war spät abends, als ich auf der Station eintraf. Mühsam kletterten die Gäule die hohen Kalkfelsen am jenseitigen Ufer des Nuobs hinauf.

Ein heimatliches Gefühl bemächtigte sich meiner, kannte ich doch von früher hier jedes Haus, jeden Baum.

Mein Vorgänger im Dienst begrüßte mich im Pyjama und Feldmütze. Ich hatte einen bärenmäßigen Hunger mitgebracht und bat ihn, doch etwas auffahren zu lassen.

„Ja, mein Lieber,“ meinte der gemütliche Schwab, „da haben Sie heute Pech! Der Einfachheit halber lasse ich das Essen jeden zweiten Abend ausfallen, und Sie haben nun grad den gewissen zweiten Abend erwischt!“

Nette Bescherung, und es ließ sich auch kaum etwas austreiben, doch hatte schließlich ein Unteroffizier Erbarmen und brachte mir ein großes Stück Wildebeeststeak von seiner letzten Jagdbeute. Mit Salz und Pfeffer bestreut mundete es vorzüglich.

So wie mit dem Essen war's mit vielem, und ich hatte Mühe durchzukommen. Die Fleischversorgung lag ganz im argen, denn wir konnten weder Hammel noch Ochsen kaufen, da es keine Farmer in der Gegend gab.

An Getränken gab's allerdings noch einiges Bier, das aber auch bald dem Ende zuging. Das allerletzte Faß aber besorgten wir uns zum letzten deutschen Weihnachten in Deutsch-Südwest, bevor

also der Feind vom Lande Besitz ergriffen hatte, vom Außenposten Arahoab, der dort lag, wo Schakal und Löwe sich Gute Nacht sagen. Auf hohem schwankenden Kamelsrücken wurde das wertvolle Nash durch die Dünen der Kalahari in ein paar Tagemärschen herangebracht. Heut aber am ersten Abend saßen wir noch beim kühlen Glase bis tief in die Nacht auf der lauschigen, vom Cap-Efeu umsponnenen Veranda, dessen zarter Blütenduft uns einhüllte, und



das Grammophon ließ uns die schönsten Militärmärsche ans Ohr klingen.

Ich fühlte mich ganz wieder daheim in der unendlichen, wildschönen Kalahari.

Patrouillenritte machten wir weit bis ins englische Gebiet. Lange ließ sich hier nichts vom Feinde sehen, bis eines Nachts durch das Feldtelefon Meldung von einem verlustreichen Gefecht westlich von uns eintraf und gleichzeitig der Marschbefehl.

So zog ich denn mit meinen Reitern in selbiger Nacht noch unter blitzendem Sternenhimmel auf Suche nach der mir angegebenen Abteilung.

Wir hatten Glück, denn gegen Mitternacht sah ich in der Ferne Feuerschein. Wir ritten darauf zu, lautlos durch den tiefen weichen Sand. Und einige Stunden später saßen wir zwischen den Kameraden am mächtig lodernden Feuer und brachten die Nachricht der jüngsten Ereignisse. . . . Scharfe Nitte, harte Zeiten folgten, und dann kam ich auch in das Aufstandsgebiet. Aufgehört durch maßlose Versprechungen des Feindes plünderten, raubten und mordeten die Leute des Stammes, der jetzt auch wieder den neuen Herren Schwierigkeiten macht, mehr Schwierigkeiten als je zuvor uns!

Dort hatten sich die Farmer ihrer Haut zu wehren, ihre Frauen und Kinder zu schützen gegen das farbige Volk. Schwer drückte die Not der Zeit auf die starken Männer, die der Wildnis ihr Eigen in zähem, jahrelangem Kampfe abgerungen hatten. In der ersten Zeit fast nur auf sich gestellt, trösteten sie allen Gefahren, und um ein Bild aus dieser aufregenden Zeit zu bringen, flichte ich die Schicksale Eschens und der Seinen hier ein, die am besten und geschlossensten die damaligen Zustände zu übermitteln imstande sind.

✱

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Eschen schlaftrunken auf die Veranda seines Farmhauses trat, die Büchse in der Hand. Halbes Mondlicht erhellte die freie Umgebung des Hauses. Die Pfeiler der Veranda standen wie schwarze Scherenschnitte gegen das geheimnisvolle Dämmern.

Langsam schritt Eschen die ums Haus laufende Veranda entlang. Dort an der Brüstung im Schatten eines Pfeilers lehnte Frau Doorn, die Zigarette im Munde. — Erschreckt fuhr sie auf, als sie die nahenden Schritte hörte, und griff instinktiv nach ihrem Gewehr:

„Sie sind's? Gott sei Dank, daß Sie kommen, Doktor! Die letzte halbe Stunde habe ich mich nur durch Ihre Zigaretten wachgehalten. Denken Sie, der Bote ist immer noch nicht zurück!“

Hastig nahm sie ein paar Züge, warf den Stummel zu Boden, trat ihn aus.

„Damab kann ja noch gar nicht zurück sein, beste Frau Doorn. — Nun legen Sie sich sofort hin, denn wir wissen nicht, was uns morgen noch bevorsteht, und um vier Uhr fängt Ihre Wache wieder an! — Verdächtiges haben Sie also nicht bemerkt?“

Frau Doorn lehnte ihre Büchse an den Pfeiler und steckte die Hände fröstelnd in die Taschen ihres Reitrocks: „Nein, Doktor, Sie wissen ja, ängstlich bin ich nicht, — aber wie das so bei dem ungewissen Mondlicht ist. Man glaubt doch nun wirklich nach diesen Nächten jeden Busch, jeden verkrüppelten Stamm genau zu kennen. Vorhin wurden mir aber allmählich die Augen starr von dem angestregten Beobachten. Blicke ich nun da oder dort hinüber, war mir's immer, als ob gerade dieser oder jener Busch plötzlich anfangen sich zu bewegen, und dabei war es doch vollkommen windstill. Die dunklen Flecken schienen zu wachsen, sich zur Seite zu neigen, auf dem Boden dahinzukriechen. Mehrmals schon hatte ich das Gewehr hoch genommen, war dann wieder drauf und dran, Sie zu wecken! Oder ich glaubte, wieder etwas zu hören, ferne Stimmen, Hufschläge, — alles natürlich Einbildung. Aber ich kann wohl sagen, unheimlich wurde es mir doch.“ Und ein kalter Schauer rieselte über ihre Glieder, als sie an die verflossenen Stunden dachte. —

„Das ist nur die Übermüdung und das Gefühl des Ungewissen, das auf uns wartet. Geht mir übrigens wie Ihnen. Wie oft habe ich mir nicht gesagt, wenn ich hier einsam Wache ging: Wollt's doch endlich mal knallen, damit man weiß, woran man ist. Nichts ist ungemütlicher als diese aufregende Ungewißheit!“

Eschens Auge überflog die schlanke Gestalt, die im Mondlicht vor ihm stand. Gut sah Frau Doorn aus, doch war ihr scharfes Gesicht trotz aller Fraulichkeit eher energisch als reizend zu nennen. Lichtblonde Haare, etwas lederfarbene Haut, wie sie alle Frauen nach einigen Jahren im Sonnenlande bekamen. Das Khakileid stand ihr und war außerdem praktisch, obgleich diese Farbe Eschen

sonst ein Greuel war. Ihre Keithose sah man durch den geschlitzten Rock, jetzt wo sie sich an die Wand lehnte und den Fuß auf einen der Stühle setzte.

„Ich bin jetzt wieder ganz frisch,“ meinte Frau Doorn, „und kann doch nicht gleich schlafen, da leiste ich Ihnen lieber noch ein bißchen Gesellschaft, und vielleicht kommt auch endlich der Bote zurück.“

Frau Doorn war die Frau eines Nachbarn, eines Jugendfreundes von Eschen, der gleich bei den ersten Patrouillenritten gefallen war, und war dann zu ihm hinübergezogen, um unter männlichem Schutz zu stehen.

Da seit einiger Zeit Gerüchte, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, durch's Land gingen, daß die Eingeborenen, die Bastards, die rote Nation, aufständig werden würden, hatte sie ihre Selbständigkeit aufgegeben, war auf die Farm übergesiedelt und teilte sich mit Eschen in Wachen und Arbeit.

Nähere Nachrichten über die Bewegung der Eingeborenen hatten sie dann durch den Bambusen Damab erhalten, der schon an die zehn Jahre hier in Diensten stand und keinen Anhang unter den Hottentotten hatte.

Flüsternd besprachen die beiden Menschen die letzten Ereignisse, sprachen von ihren Befürchtungen und Sorgen. Als der Junge vor einigen Tagen die Meldung gemacht hatte, wußte Eschen, daß etwas sehr Ernstes vorlag.

„Baas, die Hottentott will dich totmach — gestern nacht war ich auf Viehposten von Baas bei den Bergen. Da war Isaaß bei Heseziel und hat gesagt, die Bastard soll alle Witmensche totskiet und die Hottentott macht mit. Und dann haben sie gepratt (gesprochen), daß sie Baas und Frau Doorn totmach will.“

Ganz genau ließ er sich von seinem Jungen Bericht erstatten, ohne ihn zu unterbrechen.

Eine Stunde später aber trabte Damab auf Eschens bestem Pferde mit einem Rundschreiben zu den umliegenden Farmern. Zwölf Farmer mit Frauen und Kindern, einige fünfzig Menschen.

Er warnte sie, riet ihnen, auf seine Farm zu kommen, Platz wäre knapp, aber unterbringen würde er sie schon!

Er bat jeden, zu unterschreiben, den Boten aber sofort weiterzusenden, im Notfalle ihm ein frisches Pferd zur Verfügung zu stellen.

Sie wußten, daß von den deutschen Truppen keine Hilfe zu erwarten war, da sie weit ab im Norden ihre Kämpfe führten.

Das war also vor drei Tagen gewesen. Der Bote noch nicht zurück — Frau Doorn und Eschen waren zur Flucht gerüstet, denn in diesem weitläufigen Gebäude war eine Verteidigung aussichtslos. Die Pferde standen gesattelt unter den Pfefferbäumen an der Verandatreppe und knabberten an dem ihnen vorgeworfenen Gras.

Langsam schritten die beiden die Veranda entlang. Eschen leicht vornübergebeugt, sehnig und hager. Das Gesicht in scharfen Falten eingetrocknet und bartlos. Eigentümlich war ihm ein leises ironisches Zucken der Mundwinkel. Selbstbeherrschung und Ruhe verrieten seine Bewegungen.

In dem Augenblick, da Frau Doorn die Tür zum Wohnzimmer aufschließen wollte, blieb sie wie angewurzelt stehen, packte den Doktor am Arm und lauschte in die Nacht hinaus. Leise stieß der Kolben ihres Gewehres auf den Fußboden.

„Pferde!“ —

Schon standen sie im Schatten der Verandapfeiler. Todesstille herrschte in der weiten Nacht. Kein Laut hörbar! Schon wollte sich Eschen an Frau Doorn wenden, ihre gereizte Phantasie hätte . . Da klang deutlich Hufschlag wie gegen Stein zu ihnen herüber — wieder — und noch einmal. — Das konnte Damab nicht sein, das waren mehrere Reiter! Ob's die Farmer waren — oder die Bastards?

Große Schatten wurden sichtbar, die sich undeutlich vom hellen Grase abhoben. Jetzt waren sie hinter Büschen verschwunden. Hundert Meter ums Haus war alles glatt und kahl, da konnte man gut einen Schuß anbringen.

„Zehn Mann“, flüsterte Frau Doorn, und Eschen nickte.

„Nicht schießen, ehe wir Klarheit haben. Fünfundzwanzig Meter dort die Tränke — da werden wir schon wissen, woran wir sind: dann tief halten. Nicht in den Haufen schießen, immer den einzelnen fassen,“ gab der Doktor kurz seine Verhaltensmaßregeln.

Eschen nahm langsam die Büchse hoch, lehnte sich fest an die Steinwand.

Da waren sie wieder. In scharfem Trabe kam der Trupp heran. — Die Augen der zwei bohrten sich in die nächtliche Dämmerung. Noch hundert Meter — dann! —

Wieder setzte er ab.

Auch Frau Doorn blieb ruhig. Ihre Nerven hatte sie jetzt wieder vollkommen in der Gewalt.

Langsam nahm der Doktor den Vordersten aufs Korn — noch fünfundzwanzig Meter!

„Galopp — Marsch“, klang's da laut durch die Nacht.

„Deutsche Truppe? Woher die — am Waterberg sollten die doch schon lange sein? —

Weit ausgeschwärmt flogen die Reiter in vollem Jagen heran.

Eschen war ins Mondlicht hinausgetreten. Langsam folgte Frau Doorn.

Verflogen war die heimliche Bedrücktheit der Nachtwache, mit Spannung erwarteten sie die Reiter, deren Anwesenheit auf dieser Farm ihnen unerklärlich war.

Und schon waren sie heran. Ein Leutnant sprang vom Pferde, warf seinem Nachbarn die Zügel zu, schüttelte noch fast außer Atem den beiden die Hände.

Die Leute sattelten ab, machten sich's auf Wunsch des Hausberrn auf der Veranda bequem.

Unteroffizier Weller teilte die Wache ein, an der auch der Offizier teilnahm. Dann folgte er Frau Doorn in die Küche, half ihr beim Kaffeezubereiten für die Angekommenen.

Eschen trat mit seinem Gast ins Zimmer, reichte ihm Kognak und Zigaretten, und dann mußte Buhtorf, der Führer der Abteilung, erzählen. Bald erschien auch Frau Doorn — steckte eine

Zigarette nach der andern an — warf sie halb aufgeraucht aus dem offenen Fenster. Die Nerven meldeten sich.

Und der junge Leutnant, dessen Haare soviel heller waren als das junge verbrannte Gesicht, mit der weißblonden Bürste unter kindlicher Nase erzählte, daß sie weitaus von den Hauptereignissen gesehen und Buschkrieg geführt hätten. Vor einigen Tagen seien sie auf eine berittene Kompagnie gestoßen und waren als deren Spitze vorausgeschickt, hierher, als Nachrichten von den Unruhen unter den Bastards kamen.

Mit diesen waren inzwischen verschiedene Gefechte geliefert worden.

Das war das Hauptsächlichste.

Man saß noch einige Zeit zusammen, bevor man sich zur Ruhe begab. Dann schüttelte man sich die Hände, und Busstorf wickelte sich neben seinen Leuten in die Decke.

*

Kurz nach Sonnenaufgang traf Damab ein. Das Pferd stand steif wie ein Brett, ohne sich zu rühren.

Eschen las die Antworten: „Komme mit Frau und drei Kindern, 150 Rindern.“ „Eintreffen Dienstag, Frau, Stütze, vier Kinder.“ So ging es der Reihe nach. Die meisten waren nur von der Hausfrau unterschrieben, da die Männer im Felde standen.

Doch hier der alte Knasterbart Alfs: „Denk' nicht daran, Gesindel ist viel zu feige!“ — Und Ohlen schrieb, er käme erst in zwei Tagen, da er seinen Hausrat mitnehmen wolle.

Eschen reichte Frau Doorn den Brief — mit gerunzelter Stirn — ging dann zu seinem braven Reittier, klopfte ihm den Hals, und langsam hob das Tier den Kopf.

„Fertig — ausgedient, alter Weidgenosse,“ sagte Eschen, als Busstorf zu ihm trat. Und der stimmte bei.

„Damab“, sagte dann der Doktor, „komm her — hast du recht gemacht! Hol dir die Bleckuh aus dem Kraal, die gehört dir. Rufe Grijs, er soll nach dem Pferd sehen — habe keine Zeit dafür.“

Damab grinste beglückt. In der Sattellammer aber fand Eschen ihn ein paar Minuten später fest schlafend auf dem Sattel, den Damab noch hatte aufhängen wollen. Sogar für diesen Buschkerl war die Anstrengung zu groß gewesen. —

Als sie dann am Frühstückstisch saßen, kam einer der Reiter mit der Meldung, daß die Hauptabteilung in Sicht sei.

Kurze Zeit später glich der freie Platz vor dem Hause dem reinsten Truppenlager. Abgesattelte wiehernde Pferde, Reiter, die durcheinander liefen, sich an der Tränke wuschen oder ihren Kaffee kochten.

Der Abteilungsführer war bald über die Lage im klaren. Ließ als erstes die Hottentotten vom Außenposten der Farm, die den Nordplan geschmiedet, festnehmen. Und seltsamerweise — keiner leugnete. Als Isaaß gefragt wurde, sagte er: „Ich weiß, jetzt ist's vorbei.“

Er hatte seinem Stamm helfen wollen, an dem er auf seine Weise hing und dessen Auffassung er teilte. Mord ist Recht, wenn offener Kampf aussichtslos! Die deutsche Truppe war gut, das wußte Isaaß. Die Unionstruppen viel schlechter. Und doch mußten die andern diesen weichen. Wenn die Eingeborenen jetzt aufstanden, konnten sie hinterrücks beide nacheinander vernichten — das war sein Gedankengang gewesen.

Am Nachmittag wurde das Urteil gesprochen und an den Verbrechern vollzogen.

Dann zog die Truppe weiter nach Norden. Nur Buxtorf mit seinen Leuten ritt nach Süden, um die nachfolgenden Südfarmer, die nichts von einem Aufstand ahnten, zu warnen.

Eschen begleitete ihn noch ein Stück Wegs, um auf der nur etliche Kilometer abseits liegenden Farm Doorns nach dem Rechten zu sehen. Lange hatte er sich gesträubt, Frau Doorn allein zu lassen, obgleich es sich doch eigentlich nur um einen Ritt von kaum zwei Stunden handelte. Schließlich hatte er dann doch ihren dringenden Bitten nachgegeben und ihr versprochen, einige Kleinigkeiten, an denen ihr Herz hing, zu holen. Auch mußte er ihre Vorstellungen,

daß eine Gefahr so unmittelbar nach dem Aufenthalt von Militär nicht zu befürchten sei, als begründet anerkennen. Das Abrücken der Patrouille konnte auch kaum so schnell bekannt werden. Kurz nach Sonnenuntergang war er spätestens zurück, und die erwarteten Farmer würden kaum vorm nächsten Sonnenaufgang eintreffen. — So setzte er sich mit Buxtorf an die Spitze der Abteilung, und mit frohem „Gute Pad“ trabten die Reiter vom Farmhof.

Klappend schlugen die Paddaschen gegen die vollgefressenen Pferdebauche. Lustig schwankten die Leute, und im freien Trabe ging's auf der sandigen Pad dahin.

Ein knappes halbes Stündchen, und schon trennte sich Eschen mit kurzem Händedruck von seinem Begleiter.

Lange sah Buxtorf ihm nach, wie er so allein durchs einsame Grasfeld dahinnritt. Fast wäre er einer unwillkürlichen Eingebung gefolgt, ihm nachgeritten mit seinen Leuten. Der Umweg wäre sicher nicht so groß gewesen.

Doch ließ er die schon halb erhobene Hand, das Zeichen zum Halten, wieder sinken. Ritt in Gedanken versunken weiter in den leuchtenden Abend hinein seinem fernen Ziele zu . . .

Bald schon ließ Eschen sein Tier in Galopp übergehen, um der kleinen Frau die Wartezeit zu verkürzen. Denn daß sie auf ihn wartete, war ihm sicher; aber er verstand auch vollkommen, daß sie die kleinen Dinge, die sie an unwiederbringlich verlorene Stunden erinnerten, nicht missen wollte.

Dann weilten seine Gedanken bei dem kleinen Buxtorf. Hatte der Mann es doch gut! Ritt mit seiner kleinen Schar durchs Land als Soldat. — Und er? — Hatte er sich nicht auch damals gemeldet, als es losging, obgleich er weit über die Jahre hinaus war! Etappendienstfähig hatten sie ihn geschrieben, die Kerls da in Windhuß, ihn, den alten Buschreiter! Zum Lachen! Da hatte er gedankt! Entweder — oder!

Schnaufend verlangsamte allmählich sein Tier das Tempo. Eine derartige Weise zu reiten, war ihm bisher bei seinem Herrn unbekannt. —

Schon kam das Farmerhaus in Sicht. Die letzten Sonnenstrahlen umfluteten das einsame Gebäude.

„Wie unsagbar traurig doch so eine unbewohnte Farm aussieht,“ dachte Eschen, „tot und öde, beinahe unheimlich; wenn ich malen könnte, würde ich das Motiv wählen für „Verlassenheit“.

„Nicht die weite, freie Steppe, den dichten Busch, — nein, das flache, kistenartige graue Farmhaus mit abblätterndem Verputz und die gähnenden schwarzen Fensterhöhlen, beleuchtet vom letzten Abend-schein. Etwas Trostloseres kann's nicht geben! Ein paar vertrocknete Kasuarinen dahinter — und das Bild ist fertig.“ —

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf einen dunklen Fleck dahinten am Wasserbehälter des Brunnens gelenkt. Dort stand ein Tier. War das nun ein Pferd — „Muli“ — oder Rind? Er konnte es mit dem besten Willen nicht genau ausmachen. Jetzt verschwand das Tier hinter dem Blechbassin. „Wird wohl eine zurückgelaufene Kuh sein, die nach Wasser sucht,“ setzte er sein Selbstgespräch fort, „na, nun noch schnell die Sachen geholt und dann nach Haus.“

Unheimlich wurde ihm plötzlich zumute, und dem alten Afrikaner lief ein kalter Schauer über den Rücken, als er sich vor der Veranda vom Pferd schwang.

„Donnerwetter, haben die hier aber gehaust!“

Offene Türen, still, bewegungslos in den Angeln. Eine bunte Eidechse huschte im letzten Sonnenlicht am Türpfosten hinauf. Zer-rissenes Papier — Scherben — zerschlagene Möbel — und Toten-stille über allem.

Eschen zog den Revolver. Mit dem Gewehr konnte er drinnen — wenn — doch nichts ausrichten.

„Blöde Idee, daß jemand in diesem verlassenen Haus stecken sollte.“ Laut hallten seine Schritte auf dem Zementboden.

„Na, für Frau Doorn wird sich wohl nichts mehr finden!“ Er sprach unwillkürlich laut, und dieser in dem vertrauten Raum fremd klingende Hall jagte ihm wieder einen Schauer über den Rücken.

Als er in den Seitenausbau treten wollte, an dem der alte Türvorhang in Fäden herunterhing und wo sonst Frau Doorns Schreibtisch gestanden — hatte er das unabweisbare Gefühl, daß jemand sich dicht hinter ihm befände. Wie der Blick fuhr er herum. Nichts! Nur ganz langsam — ganz — langsam drehte sich die Tür dort vom Schlafzimmer in den Angeln.

Ohne Zögern riß Eschen den Revolver hoch, feuerte — feuerte auf die sich bewegende Tür!

Ein dumpfer Fall, ein leises Stöhnen. Schon wollte Eschen vorschreiten — dann stürzte er selber, von einem Schlag auf den Kopf betäubt, lautlos vornüber auf den Boden.

Ein in Fäden gekleideter Bastard, die weißen Straußenfedern am Schlapphut, der hinter dem Vorhang gestanden, beugte sich über ihn, fuhr prüfend mit dem Finger ihm ins Auge, hob den Browning vom Boden und eilte zur Tür.

Da lag einer und rührte sich nicht mehr. Zwei standen um ihn, schüttelten ihn: „Gert is klar! Mar uns soll rey!“ (Gert ist tot, wir müssen eilen.)

Im Augenblick waren sie vor dem Hause. Ein gellender Pfiff. Pferdegetrappel. Auf die Tiere! Eschens an der Hand. Und im wilden Galopp sauste die Bande der Bastards vom Hof.

•

Bustorf ritt inzwischen weiter gen Süden. Er hatte seinen alten Bekannten, den Farmer und jetzigen Unteroffizier Weller, neben sich gerufen, und leise plauderten die zwei von alten Zeiten. Weller bewohnte die Nachbarfarm bei der Truppenstation, auf der der Offizier seine beiden ersten Afrikajahre verlebt hatte. Weller hatte ihn häufig auf Jagd mitgenommen und hatte dem Neuling vieles gezeigt und gelehrt, so daß der in ihm immer noch seinen Mentor erkannte und auch die durch den Krieg bedingte Umwälzung der äußeren Werte keine Änderung in ihm hervorrief.

Es mochte gegen elf Uhr nachts sein, als sie an eine Farm kamen. Ob und verlassen lag das Farmhaus in vollem Mond-

schein. Geisterhaft klang von oben aus dem Dunkel der Nacht das Kreischen des Gangwerks vom Windmotor zu ihnen herunter. Von irgendwo kam aus der Ferne das Brüllen eines durstenden Kindes. Der Wasserbehälter am Brunnen war zerschlagen. In dünnem Strahl tropfte das Wasser in den Brunnen zurück.

Türen und Fenster des Hauses standen offen. Innen ein wüstes Durcheinander. Auf dem Tisch lagen vereinzelt, zerstreute Goldscheine. Weller wußte, was dieses bedeutete, das war nicht Plünderung — Raub — das bedeutete Mord.

Eines der am Boden liegenden Bücher nahm Buxtorf auf und blätterte darin. „Als Oskjeru“ — entzifferte er im Schein des Mondes.

Nanu, der hatte doch noch auf dem Bericht Eschens unterzeichnet. Wie zufällig war ihm das Datum im Gedächtnis geblieben.

Zwei Tage waren es nur her. Und da mußte doch noch alles in Ordnung gewesen sein?!

Er trat vor die Tür — schüttelte sich. Auf solch abgelegener zerstörter Farm konnte einen das Gruseln packen.

Da drüben waren seine Leute dabei, eimerweise die Pferde zu tränken. Oben im Windmotor schien ein Posten aufgezo-gen zu sein. Stillschweigend arbeiteten die Mannschaften, während sonst beim Kommando Buxtorf immer lustig neckende Scherzworte bei jeglicher Arbeit erklangen.

Langsam schritt er hinüber zu seinem Unteroffizier.

„Hier gefällt's mir nicht, Herr Leutnant,“ meinte dieser, „wollen wir nicht noch mal die Werft untersuchen?“

Buxtorf nickte, und so zogen die zwei zu den Hütten der Farm-eingeborenen. Alles still — alles leer. Nur in einem Aschenhaufen fand sich noch etwas Blut, sonst keine Spur von ihnen.

Inzwischen flackerte ein einsames Feuer auf dem Hof auf, und man bereitete die Abendkost.

Ein halbes Stündchen später lag alles im tiefsten Schlaf.

Gegen drei Uhr früh weckte die Wache, und kurz darauf ritten sie vom Hof, am Garten und Feld entlang. Bußtorf und Weller voraus. Warm hüllten sie sich in ihre dicken Reitermäntel.

Als klare Scheibe stand der Mond über dem einsamen Lande.

Da — an der Ecke des Gartenzaunes scheuten die Pferde, drängten schnaubend ängstlich zur Seite. Ein süßlich-widerwärtiger Nasengeruch schlug ihnen entgegen.

Im Augenblick waren die zwei herunter von den Pferden. Schritten suchend durchs kniehohes gelbe Gras.

Da! Ein Gewehr. Modell 71 mit zerbrochenem Schaft. Und ein paar Schritte weiter — eine dunkle Gestalt am Boden. Regungslos mit verzerrten Armen. Ein Mann mit völlig zer-schmettertem Schädel, die Hände schwarz. Ein Eingeborener!

Weller untersuchte die Taschen. Dabei verschob sich das Hemd auf der Brust des Toten. Die weiße Hautfarbe, hier nicht von der Sonne verbrannt, schimmerte hervor.

Ein Weißer — erschlagen?

„Hier sind Papiere und Briefftasche — Farmer Alfs!“

Zwei Mann eilten zurück, holten Spaten, und schweigend gruben die Männer dem Toten sein einsames Grab in afrikanischer Erde.

Am Mittag des nächsten Tages stießen sie auf drei Farmer, die auf dem Wege zu Eschen waren. Die erzählten, daß sie am Löwenrivier Ohlfens Farm aufgesucht, um ihn abzuholen. Der hätte erschlagen auf der Veranda, seine Frau tot neben ihrem Bett und das kleine, ein Jahr alte Töchterchen hätte wachsbleich, die Fingerchen im Munde, tot, anscheinend verdurstet, im Bettchen gelegen!

Kein Fluch kam über die Lippen der Reiter. Aber wehe euch, kommt ihr uns vors Rohr. Dann keine Gnade, ihr Bestien!

Bußtorf schickte noch einen Reiter zur Sicherheit mit den dreien, ritt dann weiter nach Süden.

Spät in der nächsten Nacht sahen sie weit im Feld viele Feuer blinken. Das mußten die Südfarmer sein auf ihrem Treck nach Norden!

Eilig ritten sie darauf zu. Blökendes, brüllendes Vieh rundum. Hier zwei Ochsenwagen. Dort etwas weiter noch einige. Die Männer — alte Leute — lagen sorglos am Feuer, meistens schlafend. Frauen und Kinder unter den Verdecken der Ochsenwagen.

Kurz erklärte Bußtorf den Farmern die Lage, brachte ihnen die ersten Nachrichten vom Aufstand. Bat sie, ihren Frauen nichts von den Greueltaten zu erzählen. Im übrigen gleich anzuspinnen und abzutrocknen, er würde mit ihnen reiten.



Ernst standen die Leute noch eine Weile am hell lodernden Feuer zusammen. Grell beleuchtet die Gesichter. Ziemlich mitgenommen von den langen Trecks die gelbe Khakikleidung.

Ein Alter, der anscheinend den still anerkannten Oberbefehl führte, fragte, indem er sich den Plattentabak in Scheibchen von der Stange säbelte und diese dann mit seinen groben Fäusten zu feinem Pulver zerrieb, noch mal allem bis ins einzelne nach, während die anderen nur hin und wieder ein Wort, eine Frage einwarfen.

Dann wurden die Eingeborenen gerufen; wenige kamen. Die meisten hatten sich in den letzten Tagen heimlich von dannen ge-

macht. Die Frauen und Kinder der Farmer kamen hervor. Kurz wurde ihnen das Nötigste mitgeteilt. Herzergreifende Angst malte sich in den Gesichtern der Mütter — die nur mit dem Nötigsten bekleidet den jungen Offizier bittend umstanden; ihn anflehten, doch bei ihrem Transporte zu bleiben. Viele sonst so mutige Farmerfrauen waren durch die langen beschwerlichen Trecks, die dauernde Unruhe, vollkommen mit den Nerven herunter, so daß Bußtorf Mühe hatte, sie zu beruhigen — ihnen immer wieder versichern mußte, daß er nicht daran denke, sie mit seinen Leuten zu verlassen, sondern daß er sie in Sicherheit bringen würde.

Auf einen Wagen wurden sie zusammengebracht, Kisten und Koffer auf die Keeling als Sicherung gegen Kugelschlag gepackt.

Voraus ritt Bußtorf mit drei Mann und einigen Farmern. Dann folgte der Wagen mit Frauen und Kindern, zum Schluß Weller mit dem Rest der Leute. Dann der Troß. Wagen — Karren — das Vieh, nur durch die Eingeborenen getrieben. — — — Schweigend zog der Treck durch die kalte, mondhelle Mainacht in afrikanischer Steppe dahin.

Weit von rückwärts klang das Brüllen und Blöken des Viehs oder fernes Wiehern der Pferdeherden.

Gegen Morgen wurde kurze Rast gemacht. Und weiter ging's, nordwärts. Eile tat not, denn die Unruhe, die erklärliche Unruhe, die Bußtorf nach Eschens Abritt ergriffen, hatte ihn keinen Augenblick verlassen. Die letzten Stunden überließ er sogar Weller die Führung des Transports, jagte vor, holte aus seinem Pferd heraus, was es nur hergeben wollte.



Es mochte gegen vier Uhr früh sein, da ratterten zwei Ochsenwagen langsam in der Dämmerung vor Eschens Haus. Knarrend stießen die schweren Räder gegen einzelne Steine, knarrend pressten die Remmklöße gegen die Eisenreifen. Langgezogenes Pfeifen, beruhigendes Hannaurufen der Treiber (Halt), und langsam blieben die Wagen stehen. Zwei Männer lösten sich wie Schatten von

dem Wagen und schritten auf das in tiefem Schlaf liegende Haus zu.

„Seltsam, nicht mal eine Wache — wo's doch verdammt nicht hasenrein in der Gegend ist“, meinte der eine, und der andere darauf:

„Na, ist egal, wollen aber doch sehen! Unter derartigen Umständen können wir wohl Eschen aus dem Schlaf klopfen.“

Sie traten auf die Veranda. — „Die Haustür auf? Eigenartige Sache!“

Schon leuchtete ein Streichholz auf — beschien kurz das hagere Raubvogelgesicht und den vorstehenden Adamsapfel des einen — und erlosch.

„Na, die Sache ist nicht hasenrein, wie ich schon sagte, mach mal dein Schießseifen klar!“

Wieder flammte ein Streichholz auf, mit dessen Hilfe man eine auf dem Tisch stehende Kerze nach einigen Versuchen anzünden konnte.

„Stuhl umgeworfen! — Tischdecke halb herunter!“

„Da soll doch! — Hier ist was passiert!“

Und wie sich die beiden noch überlegend anstarrten, klopfte es an die Tür und geräuschlos trat mit aschgrauem Gesicht der Treiber des einen Wagens herein.

„Baas, hier ist eine Jung vom Doktor, die Bastard is dagewesen, hat Missis Doorn mitgenommen und Bambuse vom Doktor totgeschlagen — der die Hottentott an Truppe verraten hat.“

„Komm her Jung! — Wo ist Doktor?“

„Waß nich, Baas, Doktor mit Lütnant fortgeritten. Missis alleine hier so geseffen. Damab hat Combüs klar gemacht. Ich hat Gras für Pferde geholt. Auf einmal Bastards zu Hottentott gekommen mit Mensche von unserer Werft, haben Missis mitgenommen. Ich hab unter Gras gelegen. — Mrs. Doorn banja quah gewesen (sehr wütend).“

„Wann war das?“

„Sonne gerade kaputt, Baas“ (gerade nach Sonnenuntergang). „Bastards kam von Mrs. Doorns Platz — vielleicht Doktor kaputt (tot).“

„Wieso denn das?“

„Bastard hat so gepratt (gesprochen).“

Noch waren sie mitten in der Unterhaltung, als plötzlich mit einem Ruck die Tür weit aufgestoßen wurde und der Doktor wie lupus in fabula, zerschunden und bleich — ohne Hut, mit wirrem Haar in der Öffnung stand.

„Morrow, — was ist hier los?“

„Sehen, Doktor, und 'nen Schnaps haben Sie verdammt nötig. Wo kommen Sie her?“

„Erstmal — was ist hier los?“ Ungeduldig und nervös klang die sonst so ruhig überlegene Stimme Eschens.

„Die Bastarde haben Frau Doorn mitgenommen. Ihr aber anscheinend nichts getan.“

Eschen nickte nur mit dem Kopf. Seitdem er auf dem Rückmarsch war, hatte er sich Ähnliches gedacht. Über „wenn“ und „hätte“ grübelte er grundsätzlich nicht, sondern als praktischer Mann der Tat fragt er sich nur „was nun?“.

Und vorerst war hier nichts zu machen. Allein die Spur aufnehmen, wäre Irrsinn gewesen. Die Farmer konnte er bei diesen Zeiten nicht den Ihren entziehen. Galt's also warten, bis Bußtorf zurückkam. Vielleicht ihm einen sicheren Boten entgegensenden, wenn ein solcher aufzufinden wäre.

Soweit war er sich klar, auf der Werft war kein Junge zu bekommen, und der eine hier weigerte sich. Eschen konnte es ihm nicht verdenken.

„So, nun setzt euch, Herrschaften! Wollen erst füttern, machen können wir doch nichts.“

„Und ich werde mir Ihre Kopfhaut näher beschauen“, meinte Merks, der inzwischen sich schon das blutig zusammengebackte Haar des Doktors auf der linken Schädelseite angesehen hatte.

„Bring mal Wasser, Schere und ein Tuch zum Kühlen!“ wandte er sich an seinen Treiber, der noch unschlüssig in der Tür stand. Dann machte er sich fachmännisch an die Arbeit. Schnitt das Haar herunter. Wusch die Wunde aus.

„Gratuliere zu Ihrem Knochengerüst. Alle Achtung!“ meinte er bewundernd. „So, Doktor, wo haben Sie Ihre essigsaure Tonerde — und dann ist die Sache erstmal klar. Geflickt braucht nichts zu werden. Aber vielleicht können Sie uns auch mal erzählen, wie Sie zu dieser, sagen wir „leichten“ Körperverletzung gekommen sind!“

„Wir hatten Sie schon auf der Verlustliste.“

Die beiden, Mercks und Müller, zwei Farmer aus der Umgegend, beides ältere Leute, setzten sich zu Eschen an den Tisch. Der erzählte von Bußtorf, wie er dann allein bei Doornfontein angekommen, wie er geschossen — und sich erst wiedergefunden hätte, als ihm der Mond durch die Fensteröffnung ins Gesicht geschienen hätte. Zuerst habe er sich gar nicht besinnen können, wo er eigentlich sei, bis es ihm dann so nach und nach klar geworden wäre.

„Na, und als ich dann festgestellt, daß kein edler Teil verletzt war,“ fuhr Eschen humorvoll fort, „sah ich mich erstmal nach meinen Waffen um, — natürlich vergebens. Im übrigen hat mein Tropenhelm das meiste vom Schlag abgehalten, sonst säße ich wohl nicht hier.“ Und ein grimmiges Lächeln überflog seine Züge. „Na, und dann habe ich mich so langsam ans Fenster geschoben, schaute vorsichtig hinaus — schon lag ich wieder in Deckung. Ein dicker Schatten stand direkt vorm Fenster. Himmelangst wurde mir in dem Augenblick, kann ich euch sagen! — Mercks, gib mal 'ne Zigarette“, bat er den gespannt Zuhörenden. „So, das tut gut. Na, und dann hörte ich Geräusche wie so bei Kühen, wenn sie auf alten Knochen herumkutschten. Und richtig, es war auch so ein Stück Rindvieh. Da schob ich mich denn so sacht über die Fensterbrüstung, während das Hornvieh langsam auf die Veranda kletterte und dort alte Lappen kaute. — Und als ich so mitten in dem Akrobatenkunststück war, immer langsam — mit dem halb einge-

schlagenen Kopf, hätte ich doch beinahe laut lachen müssen. Wor-über? Na, könnt ihr euch doch wohl denken: daß ich nicht mal felddienstfähig bin!! Na, und dann drückte ich mich so langsam von Bäumchen zu Bäumchen im Garten entlang. — Mein Gaul war natürlich nirgends zu sehen. Ein Jammer um den Kerl! — Kam auf die Fußpad, die die Eingeborenen von Doornfontein getrampelt haben — und — da bin ich!"

Mittlerweile war es hell geworden. Fröstelnd rieben die um den Tisch Sitzenden sich die Hände, und dann ging man hinaus zu den Wagen. Weckte die Frauen und erzählte ihnen von dem Vor-gefallenen. Eschen begrüßte sie und bat sie, als Gäste in sein Haus hinüberzukommen. Und schon eine Viertelstunde später setzte er ihnen den selbstgekochten Kaffee vor.

In „gemütlicher“ Unterhaltung saß man noch auf der Veranda. Unterhielt sich von neuesten Vorkommnissen, als Eschen plötzlich aufsprang, sein Fernglas von der Wand riß und ins Feld hinaus-spähte.

„Donnerwetter — Bußtork! Erkenne ihn an seinem Schimmel! — Und dabei ganz allein, hoffentlich ist da nicht auch was passiert!"

Einige Minuten später trafen sich die beiden auf der Pad. Der Doktor war ihm zu Fuß entgegengeeilt.

Eine kurze Aussprache — und dann schritten die beiden neben-einander her, während Bußtork sein Pferd an der Hand führte.

Es wurde Kriegsrat gehalten. Man war sich bald einig. In einer guten Stunde konnten vielleicht schon die Reiter eintreffen. Dann sollte den Pferden kurze Ruhepause gegönnt und so bald wie irgend möglich die Spur aufgenommen werden.

*

Und der vorgenommene Plan wurde ausgeführt.

Inzwischen aber begrüßte der Doktor herzlichst die Südfarmer, die zum Teil eingetroffen waren, und sorgte, so gut er konnte, für ihre Unterbringung. Gab noch kurze Anweisungen für die Ver-

teilung des Viehs und überließ dann dem alten Mercks die weiteren Farmsorgen.

Seitwärts des Gasthauses wurde eine Art Wagenburg aufgefahen. Die Frauen und Kinder wurden auf die vorhandenen Zimmer, Kammern, Schuppen und Ställe verteilt, um sich die Räume so weit wie möglich selber herzurichten.

Ein buntes, lebhaftes Treiben herrschte auf der sonst so einsamen Farm. Das Vieh kam und ging zur Tränke, wie es ihm paßte; denn die zu den Farmern gehörenden Hottentotten waren ausnahmslos verschwunden, und die zurückgebliebenen einzelnen Hereros und Kaffern genügten nicht, um den Betrieb aufrechtzuhalten; aber in der Not geht vieles.

Es mochte dann so gegen drei Uhr nachmittags sein, als sich die Patrouille in Marsch setzte. Zwei zuverlässige Fährtenfinder (Eingeborene) voraus, mit Weller zusammen.

„Ein alter Farmer läßt sich auch von den sogenannten Fährtenkundigen nichts vormachen, traue einer dem schwarzen Gesindel“, hatte er zu Eschen gesagt, und Bußtorf ließ ihn lächelnd gewähren.

Der Doktor bot einen Anblick, der der Komik nicht entbehrte.

Den Kopf dick verbunden, darüber einen Panama, den er sich aus Frau Doorns Zimmer geholt hatte. Von seinen eigenen Hüten paßte ihm natürlich keiner mehr. Unter diesem Schmuck nun das ernste Gesicht mit dem ironischen Zug um den Mund war ein Bild für sich.

Keiner hatte übrigens versucht, ihn von diesem Ritt abzuhalten, da das doch ein hoffnungsloses Beginnen gewesen wäre, und außerdem war er als Ortskundiger kaum zu entbehren.

Stillschweigend ritt der Trupp in der heißen Nachmittags-sonne dahin. Jeder spähte angestrengt über das vertrocknete Land. Kein lebendes Wesen weit und breit. Man folgte der noch klar zu erkennenden Spur nach den Löwenbergen. Soweit man hatte feststellen können, handelte es sich ungefähr um ein Duzend Reiter, die den Raub ausgeführt hatten.

Nach einstündigem Marsch näherten sie sich den Ausläufern des Gebirgsstocks, an denen plötzlich die Spur scharf aus der Pfade bog. Zuerst auf sandigem Boden ließ sich diese noch gut verfolgen, weiterhin aber auf dem steinigen Grund gab es doch verschiedentlich kurze oder längere Aufenthalte.

„Dort drüben liegt mein äußerster Viehposten“, sagte Eschen gerade und wies mit der Hand auf einen Buschstreifen im Felde, als er urplötzlich seinem Pferde die Sporen gab und wie der Wind weit vornüber auf den Hals des Tieres gebeugt durch die Büsche fegte.

Im selben Augenblick hatten auch die andern eine im Busch springende Gestalt auf etwa fünfzig Schritt wahrgenommen. Ein Pfiff von Bußtorf — und die Abteilung hielt. Eben wollte er Befehl geben, abzusitzen, als er Eschen winken sah. Im Augenblick war er bei ihm.

Der Doktor hielt auf seinem Gaul neben einer Eingeborenen. Das zerfetzte, schmutzige, gelbe Kopftuch war ihr auf die Seite gerutscht. Angstvoll blickten die Augen aus dem alten verwitterten Gesicht den Weißen an.

„Darf ich die „Dame“ vorstellen? Thusnete! Mutter von Damab!“ — sagte er kurz zu dem herannahenden Offizier, und wandte sich wieder dem Weibe zu.

„So, nun erzähle, was machst du hier im Busch allein?“

Noch an allen Gliedern zitternd erzählte die Alte:

„Ich war gestern auf dem Posten von Baas, wollte mit Eisib nach Springrivier, da hat uns hier die Bastards getroffen mit Frau von Doornfontein.“

„Haben die Kerls ihr etwas getan?“ mischte Bußtorf sich erregt ein, indem er seinen unruhigen Gaul dicht an ihre Seite drängte.

Einen Augenblick ruhte der erstaunte Blick des Doktors auf seinem jungen Begleiter, wandte sich aber sofort von ihm, der Alten wieder zu. Und sie beruhigend, fügte er hinzu: „Mußt keine Angst haben, Numama, Lüttnant ist gut.“

So erzählte das Weib denn weiter. Frau Doorn sei zwischen den andern geritten, und einer der Bastards hätte die Zügel gefaßt. Eifib wäre dann als Hottentott mitgegangen.

Erst hätte Johannes Orlam gesagt zu seinen Leuten, „schlagt die Mensche vor den Schädel“, aber Eifib hätte mit ihm geredet — und — da hätten sie sie mitgenommen und an eines der Pferde gebunden. In der Nacht aber habe sie sich losgerissen, sei durch die Berge geflohen und wäre nun auf dem Rückweg zur Farm.



„So, und wo stecken die Bastards nun?“

„Wiß nicht, Baas — heut Nacht wollen sie mit unsere Bastards von Rehoboth im Springrivier auf Baas Ehler's Platz zusammenkommen — die Bastard hat so gepratt.“

„Na, mehr brauchen wir nicht zu wissen, und ich schlage vor, wir satteln hier auf der Stelle ab und halten Kriegsrat. He, ihr schwarzen Brüder in Christo, gebt mal der Alten hier zu trinken und zu futtern“, rief Eschen dann den Eingeborenen der Patrouille zu.

Während die Leute absattelten, erklärte der Doktor Bußdorf seinen Plan: „Also wie gesagt, besser können wir es nicht treffen, und ich schlage Ihnen folgendes vor:

Der Farnhof liegt auf einer kleinen Kuppe, die ins Rivier hineinspringt. Das Haus ist schon, wie ich neulich hörte, zerstört. Ich glaube, die Kerls werden auf der Werft sitzen, die dicht anschließend weiter bergwärts zu liegt. Gleichlaufend ziehen sich Felsbänke zu beiden Seiten des Werfthügels zum Hauptrivier. Da können wir sie gut einkreisen.

Abreiten am besten gegen zwei Uhr früh, an den Bergen entlang im Sand des Riviers, hinauf bis zu den Viehposten von Ehlert. Dort lassen wir die Pferde und marschieren zu Fuß weiter. Vor Sonnenaufgang können wir an Ort und Stelle sein."

"Kein schlechter Plan für einen Etappenfrüher," meinte Buxtorf nickend, der natürlich längst des Doktors wunde Stelle herausgefunden, — „und dann schlage ich vor, Sie nehmen fünf Mann und einen Eingeborenen auf die eine Seite und ich gehe mit dem Rest auf die andere."

"Ganz meine Meinung. Jetzt machen wir's uns gemütlich. Feuer unterlassen wir lieber, um uns nicht unnötig bemerkbar zu machen." —

"Doch mit der Thurnete wollen wir uns noch etwas näher befassen, vielleicht erfahren wir noch das eine oder andere." Und während Buxtorf die Alte heranzwinkte, streckte sich Eschen in den dürren Schatten eines Hackiesbusches, um den verlorenen Schlaf nachzuholen. Rundherum im weichen Grase hockten die Leute und tauschten ihre Vermutungen über das bevorstehende Gefecht aus.

*

Geheimnisvoll, fast unhörbar, ritt die kleine Abteilung noch in selbiger Nacht in das sandige Bett von Springrivier ein.

Hell leuchtete der Mond vom klaren Himmel, und der Glimmersand im Flußbett funkelte wie zarte Schneekristalle. Still war's in den Bergen. Nur hin und wieder tönte der klagende Ruf des Totenvogels aus den nachtdunklen Schluchten der Seitentäler.

Schwarz säumten uralte knorrige Kameldornbäume die Ränder des Flußbetts.

Weit voraus ritt Weller mit einem Eingeborenen. In gewissem Abstand folgte ein Reiter als Verbindungsmann, und dann rückwärts die Hauptabteilung.

Leise mahlten die Hufe der Pferde im Sande. Kein Seitengewehr klappte. Kein Wort wurde gewechselt. Nur hin und wieder schnaufte unter dem schweren Gewicht seines Reiters wohl eines der kleinen Afrikanerpferde.

Eschen entbehrte bei diesem aufregenden Ritt doch sehr die gewohnte Zigarette. Aber Rauchen gab's nicht, hatte Bußtorf befohlen, und der Ältere fügte sich ohne Murren.

Nach längerer Zeit sahen die vom Haupttrupp einen einzelnen Schatten, dunkel im hellen Niviersand stehen, der ihnen zuwinkte.

Leise stiegen die Reiter ab, nahmen ihre Tiere an den Zügel, fesselten, im Kraal angekommen, ab.

Ein Mann blieb als Wache zurück. Nachdem man die Kraalöffnung mit altem Buschwerk sorgfältig verrammelt hatte, kroch der Posten leise auf einen buschigen Felsrand, der den Kraal überragte, und richtete sich dort ein.

Die übrigen ließen alles überflüssige Gepäck zurück. Gewehr in der Hand zogen sie, wie die Indianer auf dem Kriegspfad, neben dem Nivier unter den alten Bäumen entlang. — Nur, — daß Eschen jetzt führte.

Selten trat eine kleine Stockung ein; wenn Felsstrümmen zu umgehen, Baumstämme zu überklettern waren, oder die geübten Jägeraugen des Doktors etwas Verdächtiges bemerkt zu haben glaubten.

Endlos kam Bußtorf, der die Gegend nicht kannte, die Zeit vor, bis die Spitze schließlich in ein Nebental einbog und dort die letzten erwartete. Eschen zeigte eine kleine Kuppe, die im ungewissen Nachtlicht sich dunkel gegen den Himmel abhob. — Dort war die Werft. Feuer nicht zu sehen. Hier sollte Bußtorf abbiegen, dem Nebenrivier folgen, bis dies sich teile, den linken Arm dann weiter aufwärts und über die kleine Höhe hinüber. Von dort könne er die bienenkorbartigen Pontocks der Eingeborenen sicher gegen den nächtlichen Himmel erkennen.

Er, Eschen, wolle jetzt auf die andere Seite des Haupttriviers hinüber und den gegenüberliegenden Rand besetzen.

Bustorf sah ihm nach, bis die schlanke, vornübergebeugte Gestalt mit den fünf Reitern im Buschgewirr des jenseitigen Uferrandes verschwunden war.

Langsam — vorsichtig kletterten nun die übrigen den ihnen beschriebenen Weg hinauf. Durch einen dichten Buschstreifen gelangten sie schließlich auf die Höhe.

„Da, Herr Leutnant“, flüsterte Weller und deutete auf die Schatten ihnen gegenüber.

„Gut, ich verteile drei Mann rechts von mir und bleibe hier in der Mitte“, klang's ebenso leise zurück. „Sie nehmen zwei Mann mit und gehen selber bis dicht an die Felsen im Rivier. Alles klar? Keiner feuert bei ungewissem Ziele. Wir müssen das Tagesgrauen abwarten.“ Bustorf packte sich, nachdem seine Leute ihre Stellungen eingenommen hatten, unter einen kleinen dichten Dornbusch und beobachtete mit seinem guten Fernglas die Gegend.

Allmählich wurde es heller — und kälter; wie immer gegen Sonnenaufgang. Dazu die Aufregung! — Ob sie die Kerls wohl erwischten und Frau Doorn ihnen abjagen konnten. — — Eine Zeitlang weilten seine Gedanken bei der Frau, derentwillen sie hier auf Kriegspfad lagen.

Bald konnte er einige Stückchen Großvieh ausmachen, die zwischen den Hütten lagen. — Immer mehr verblassten die nächtlichen Farben, schwarz standen die Hütten, die Felsränder gegen den grünblauen Morgenhimmel. Dicht unter ihnen krächte ein Sandhuhn verfrüht seinen Morgengesang aus den Zweigen eines Weißdornbusches. —

Da zerriß ein jäher Knall vom jenseitigen Hang die Stille. — Dröhnte gegen die Felswand, — verhallte langsam im vielfachen Echo der fernen Felstäler.

Und drüben wurde es lebendig. Schüsse blitzten auf, und wildes Geknatter erfüllte die Luft.

„Englische Gewehre, Herr Leutnant,“ rief der Nachbarreiter ihm zu, „kenne die Dinger von Sandfontein her!“

Und Bußtorf nagte zornig an seiner Oberlippe: „So führt Old England anständigen Kampf mit seinen Feinden. Farbzig gegen Weiß.“

Eschens Leute lagen drüben im Feuer mit der Bande, während auf Bußtorks Seite noch kein Schuß gefallen war.

Jetzt sah er einen Kerl von einer Hütte zur andern springen. Das Gewehr flog an die Wange — der Kerl sprang zur nächsten Deckung weiter — und stürzte vornüber.

Befriedigt repetierte der Deutsche. Dann kam plötzlich Bewegung in das Vieh. Noch einige Schüsse — und schon jagte die ganze Herde den Bergen zu. Mitten zwischen den Tieren aber die Bastards, die diese als ihre lebende Deckung benutzten. Zwar stürzten einige Tiere im Feuer zusammen, aber von den Kerls war nun keiner mehr zu fassen.

Im Augenblick war Bußtorf mit seinen Leuten den Hang hinunter, im jenseitigen wieder hinauf. Da lagen ein paar tote Kühe. — Dort ein Bastard, weiter hinten noch einer — und von der andern Seite drangen Eschens Leute ihnen entgegen.

Fluchend darüber, daß er keinen Schuß hatte anbringen können, war Weller eben angekommen, versuchte eine Art Verfolgung in Szene zu setzen, die Bußtorf aber als zwecklos bald abbrechen ließ.

Hütte für Hütte wurde untersucht, und da sah plötzlich der kleine Offizier, wie eine wacklige Holztür — die kniehohhe Eingangsöffnung einer windschiefen Hütte aufgestoßen wurde und Frau Doorn langsam hervorkam. In einem Satz war er bei ihr. Half ihr, sich aufrichten und drückte ihr wieder und wieder, strahlend über das ganze blonde Gesicht, die Hände.

„Gut haben Sie das gemacht, lieber Bußtorf“, stieß sie hervor und setzte sich auf eine der alten wackligen Holzkisten, wie sie auf einer Werst überall herumstehen. — Jetzt nach dem überstandenen Schrecken versagten ihr die Knie.

„Mir ist nichts geschehen, aber sagen Sie, wo steckt der Doktor?“

„Der hat allerhand durchgemacht, genau wie Sie. Ist aber auch gut davongekommen. Wollen mal sehen, wo der ist!“

Laut rief er Eschens Namen durch die Morgenluft; — aber nur ein Reiter antwortete, der langsam vom jenseitigen Hügel hinaufkam und sich mit der Rechten den linken zerschmetterten Arm stützte.

„Den Armen scheint's gehascht zu haben“, wandte er sich an Frau Doorn. Wieder und wieder rief er — doch keine Antwort erfolgte.

„Wird wohl versuchen, noch ein paar Bastards zu erledigen auf eigene Faust“, meinte Bußtorf, während Frau Doorn schon bemüht war, dem Reiter den zerschmetterten Unterarm zu verbinden.

Langsam kamen von allen Seiten die Leute der Patrouille zusammen, nachdem sie die ganze Umgegend auf Spuren von Verwundeten untersucht hatten.

Nur der Doktor war nicht dabei. Ihn hatte keiner gesehen.

Nichts Gutes ahnend, eilten die Reiter in die alte Stellung zurück und fanden dort Eschen. Er lag noch im Anschlag, nur daß die Mündung des Gewehrs vornüber in den Sand gesunken war. Eine Kugel war ihm direkt durch das Scheitelbein gefahren.

Stumm stand Bußtorf neben dem Gefallenen, den er in der kurzen Zeit so sehr ins Herz geschlossen hatte. Dann gab er Weller einige Anweisungen, und die Reiter nahmen den Toten auf, trugen ihn hinab ins Rivier, und dort — unter einem mächtigen, uralten Kameldornbaum gruben die Kameraden dem Afrikaner das Grab.

Langsam stieg Bußtorf den steilen Farnhügel wieder hinauf, um Frau Doorn die traurige Botschaft zu bringen. Doch wie er sich ihr näherte, las sie schon in seinen Mienen. Fassungslos sank sie auf ihren Sitz zurück.

„Der letzte Freund“, schluchzte sie — und schlug die Hände vors Gesicht.

Da legte sich eine Hand leicht auf ihre Schulter, und als sie unter Tränen aufblickte, sah sie in die Augen des kleinen Schutztrupp-
lers.

Stumm streckte sie ihm die Hand hin, — während über den Bergen die Sonne strahlend emporstieg und goldig die Kuppe der Felsen umsäumte. Hell schmetterten die Frankoline ihren frohen Morgengruß der siegenden Sonne entgegen.

Spät abends traf die Abteilung wieder auf der Farm ein.

Buštorf übernahm das Kommando und prüfte die getroffenen Verteidigungsmaßnahmen. Vor allen Fenstern lagen Sandsäcke, auch rund auf der Verandabrüstung. Auf dem Dache saß der Posten, hatte von dort weite Übersicht auf die Grassteppe bis hin zu den Löwenbergen.

Ein alter Farmer war Proviantmeister. Jeder hatte ein bestimmtes Maß an die Zentrale abzugeben. Gerade schritten sie zur Wagenburg hinüber, als einer der ausgesandten Ochsenwagen unter Bedeckung mit nachgeholtem Proviant der verlassenen Farmen eintraf. . . .

Und das Leben ging weiter seinen Gang. Buštorf hatte einen kurz nach dem Abzug der Abteilung ausgestellten Befehl erhalten, den Platz gegen Bastards und Eingeborene zu sichern; dann aber bei Anrücken der Unionstruppen den Schutz diesen zu übertragen. Da er genügend Farmer zum Schutz gegen die Bastards zu haben glaubte, sandte er alle kriegsbrauchbaren Leute seiner Abteilung nach Norden — in der Hoffnung, daß diese unter der tüchtigen Leitung Wellers auf weiten Umwegen durch die östliche Kalahari die Truppe erreichen würden — und blieb selbst auf verlorenem Posten.

Hin und wieder noch kamen Nachrichten von Gefechten weit im Norden, von den Bewegungen der Eingeborenen und Bastards. Viele Farmer seien jenseits der Berge erschlagen. Dieser und jener schon lange tot.

Ein paar Tage später zogen Unionstruppen heran. Nach Angabe der Führer sollten selbstverständlich die Farmer auf ihre Plätze zurückkehren, sobald Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sei.

Das aber waren faule Reden — bald stellte sich heraus, daß die

Truppen fürs erste den Schutz des Platzes gegen die Eingeborenen nicht übernehmen könnten — sie müßten weiter nach Norden.

So kam der Befehl, alle als Kriegsgefangene zu behandeln. Frauen, Kinder, Männer, alle wurden auf Ochsenwagen geladen. Das wertvolle Vieh mit in Marsch gesetzt. Unabsehbare Züge.

Nach langen Tagen und Nächten ununterbrochenen Treckens kam man im Hauptlager an.

Nur ein Teil des Viehs hatte diese Gewaltmärsche ausgehalten.

Die Wege waren gesäumt von sterbenden und toten Tieren.

In Schakalsfontein wurden die Männer von den Frauen getrennt. Zogen in wochenlangem Trecken unter scharfer Bewachung — als ob es sich um Verbrecher und nicht um Privatleute handle — nach Süden.

Buñstorf hatte nur flüchtig von Frau Doorn Abschied nehmen können — galt er doch als Offizier und „Kapitalverbrecher“.

*

Nach dem Friedensschluß war es in Südwest.

An einem einsamen Stationsgebäude der Südbahn traf Buñstorf Frau Doorn, die im Begriff war, auf ihre Farm zurückzugehen, um mit Hilfe des alten Merck „ihr Doornfontein“ wieder aufzubauen.

Er drückte der tapferen Frau zu kurzem Abschied herzlich die Hand, und dann schieden die zwei, die sich in schweren Tagen gefunden — für lange Zeit.

Die Bahn führte ihn nach Norden ins Kamp. Und noch lange stand Buñstorf auf der Plattform des davoneilenden Zuges — sah der Ochsenkarre nach, die langsam im glühenden Sonnenbrande durch's afrikanische Grasfeld dahinzog — bis sie als winziger Punkt in der Ferne seinen Augen entschwand.

Farmerschiedsal nach Friedensschluß

. . . . Da stand ich wieder auf dem Bahnsteig meiner alten Farmstation. Ein Jahr nur war vergangen, und was hatte sich alles inzwischen geändert! Vom Bahnhofsgebäude und dort hinten von der Feste wehte der Union-Jack. Englische Khakis überall.

Langsam wanderte ich zum Hotel. Überall alte Bekannte, altvertraute Gesichter. Zornig, verärgert, aber trotzdem hoffnungsvoll! Die zu Hause werden es schon machen!

Aber wie auf die Farm kommen? Meine Farm war ausgeplündert. Fuhrwerk, Pferde, Ochsen hatte der Feind genommen. Also, dachte ich, könne er auch dafür sorgen, daß ich wieder hinaufkäme.

Ich ging zum Kommandanten des Ortes. Persönlich waren die Leute nicht unhöflich, und ein paar Stunden später hielt ein leichtes Fuhrwerk mit vier Maultieren vor meinem Hotel. Natürlich requirierte Sachen! Ein englischer Offizier kletterte von der Karre, ließ mich einen Schein unterschreiben, und das gesamte Gefährt inklusive der eingeborenen Bambusen stand vierzehn Tage unentgeltlich zu meiner Verfügung.

Höflich war er schon, der Herr Offizier, aber meinen Koffer, der mein letztes Hab und Gut barg, der zur Verwahrung dem Stationsmeister übergeben, und nun, als ich ihn abholen wollte, restlos ausgeleert war, konnte er mir auch nicht wieder füllen.

So besaß ich denn nur das, was ich auf dem Körper trug.

Am nächsten Tage gegen Mittag stand ich in voller Sonnen-
glut vor meinem alten lieben Hause.

Totenstill war's umher, Mittagsruhe. Türen und Fenster auf. Ich schaute hinein ins Schlafstubenfenster, und da stand mit leuch-

tenden, frischen Backen, mit den kleinen Fäustchen sich die verschlafenen Augen reibend, mein Bub im weißen Kinderbettchen, den ich zuletzt gesehen hatte als zwei Monate altes Wickelkind. Mit einem Satz war ich zum Fenster hinein, hatte ihn im Arm. Und im selben Augenblick draußen vor dem Hause ein Hallo und Gekuchze. Die Eingeborenen, Männer und Weiber meiner Farm, die das Gefährt hatten herankommen hören, waren da zur Begrüßung.

„Knickerige Frau — okonguina!“ quietschte Randandi in den höchsten Tönen und wies mit dem Kinn über den Rivierwald, hinter dem in der Ferne das Haus meines Nachbarn lag, und da sah ich auch schon, wie der Hans zwischen den Bäumen verschwand, meine Frau heranzuholen!

War das ein Wiedersehen!

Das Haus war noch das alte, aber drinnen? — Vierzehn Tage hatte meine Frau geschuftet, um einigermaßen Grund in die Trümmerhaufen zu bringen, die die Stuben füllten.

Die Küche war ohne Dach, die Sonne prallte von oben hinein. Der alte Lehmfußboden hatte sich in Sand verwandelt, die Trümmer des Daches lagen in der Gegend verstreut. Das einzige Möbel war der Herd. Gekocht wurde in alten Konservendosen. Von Wäsche, Kleidern, Schuhen und was so zum Leben gehört, Bettdecken und dergleichen, war nichts mehr vorhanden. Die Möbel größtenteils zerschlagen.

Am Abend zählte ich die Reste der Herden, traurige Reste! Jungvieh zum Verkauf für absehbare Zeiten nicht vorhanden, und von meinen schönen Gespannochsen hatte sich nur einer der Requisition entzogen, indem er dem englischen Sergeanten, der ihn in das Joch eines englischen Proviantwagens spannen wollte, auf die Hörner nahm, in die Luft schleuderte und selber im Busch verschwand.

Also zum Verkauf war nichts da! Woher nun Proviant nehmen, Löhnung für die Leute und was sonst noch alles nötig war? — Preisrätsel!

Die Engländer müssen, wenn man sie so hört, eine sehr traurige Nation sein, wenigstens die, die wir so kennenlernten. Sie waren immer „sorry“.

Ich fuhr in die Ortschaft, um Kredit zu suchen. Zuerst ging ich zum Magistrat, hoffte etwas auf ein paar kleinere Requisitionsscheine zu erhalten.

„I am very sorry, I will do my best.“

Na ja, konnte ich mir ja denken, die gewöhnliche Antwort: man will sehen, was man tun kann, und tut gar nichts.

Dann ging ich erst mal wieder ins Hotel zurück und saß bald im Kreise alter Bekannter, tauschte mit ihnen Erlebnisse aus der Kriegszeit aus und was man an spärlichen Nachrichten von daheim erhalten hatte.

Old John hatte gerade seinen Festtag, und so wurde es eine späte Sitzung. Allerdings mußte um neun Uhr alles geschlossen sein. Kein Deutscher durfte sich mehr auf der Straße zeigen, aber anscheinend hatte sich in der Zwischenzeit, in der ich auf der Farm gewesen, der Verkehr zwischen Besatzung und Einwohnern in gewisse Bahnen gelenkt und geregelt.

Kurz vor neun stieg die Stimmung auf den Höhepunkt. „Der eiserne Besen“ hatte gerade die Runde gemacht. Das war eine mit der Maschine im geheimen geschriebene Zeitung, ähnlich der „Buschlaus“, die im Truppenlager herauskam, und die alle privatim hereingekommenen Nachrichten verbreitete.

Da setzte sich Hein ans Klavier und hämmerte mit seinen Schipperfäusten auf die Tasten, und alles stimmte ein: „Heil dir im Siegerkranz“.

Sofort steckte der englische Kommandeur sein neugieriges Gesicht in unseren Raum und strahlte. Er glaubte nämlich, wir sängen jetzt schon die englische Nationalhymne, die bekanntlich dieselbe Melodie hat. Aber O'Connor, sein Adjutant, ein grauhaariger Ire, sicher an dreißig Jahre älter als sein Vorgesetzter, hielt ihn zurück.

Schon war Old John aufgesprungen, holte sich den langen Iren herein, drückte ihn in den nächsten Sessel: „Mensch, bist du verrückt, mein Lieber!? Kämpfst als Irländer hier noch für Old England?!“

Hilflos blickten die blauen Whisthaugen in das verkniffene Gesicht des braven John, und dann hielt ihm der eine Vorlesung, die sich gewaschen hatte, bis Hein dazwischenbrüllte: „Schluß, meine Herren, es ist neun Uhr. Bitte zehn Minuten Ruhe — dann kann's weitergehen. Der Magistrat zieht gerade ab!“

Zehn Minuten lang saßen die braven Kerle rundherum an ihren Strohhalmen eisgekühlten Whisky und Soda ein. Mäuschenstill war's, nur die Pfeifen qualmten.

Und dann ging's weiter.

So gegen elf Uhr sah ich die Gardine des offenen Fensters unserer zu ebener Erde liegenden Veranda sich langsam verschieben, sah im Mondschein glänzende Uniformknöpfe hereinleuchten!

Pffft! — Polizei! Tommys!!

Leise verständigte ich den Wirt, und mit ihm und dem Stämmigsten aus der Tafelrunde drückten wir uns langsam bis an die dunkle Bar im Nebenraum. Schon reichte Hein einem jeden von uns einen handfesten Schambock (Reitpeitsche aus rohem Leder). Dann schlichen wir uns hinten durch eine Nebentür aus dem Gebäude, schlichen wie auf Kaugummi durch den Sand. Grell leuchtete der Mondschein auf die schlafende Ortschaft, und schon standen wir einige Schritte hinter dem Tommy vom Dienst, der angestrengt durch das Fenster die Tafelrunde beobachtete.

„Hallo! my dear!!! you want a whisky and soda, don't you? (Mein Lieber, Sie wollen doch sicher eine Whisky-Soda)?“

Die Hände hielten wir alle auf dem Rücken, und doch schienen die Spitzen der Schambocks nicht ganz verdeckt!

„Come along! mein Liebling!“ lispelte Hein verführerisch, „dat Beest wull'n wi schon freegen, sonst givt wat ut de Armen-faß.“

Einen zaghaften Blick auf uns, einen sichernden Blick in die Ferne auf das im Mondlicht schimmernde Polizeigebäude. Er schien zu überlegen. Daß mit uns nicht gut Kirschen essen war, schien ihm klar zu sein.

„All right“, kam es brummig hinter den langen gelben Zähnen hervor.

Leise ging's nun zurück von hinten ins Hotel hinein. Sein Wehrgehänge legte er in die Blumenrabatte, damit er als nicht im Dienst befindlich ein Gläschen trinken könnte!

Hein setzte ihn in die dunkle Bar, indem er ihn mit seinen Schipperfäusten auf den nächsten Stuhl herunterdrückte, daß dem braven Sohne Albions die Knochen knackten — oder waren's die Stuhlbeine? Dann erhielt er „Stoff“ vorgefetzt, und wir blieben dabei, bis er das erste Glas hinuntergegossen hatte, denn so war er mitschuldig und mußte schweigen.

Bedächtig schloß Hein erst die Tür nach dem Hof, zog den Schlüssel ab, dann die Tür nach der Veranda, ein Fenster gab's in dem Raum nicht, und so saß er, der brave Mann der Sicherheit hinter Schloß und Riegel!

Und weiter ging das Fest, bis daß das erste Morgengrauen durch die Fenster schien und der Tommy ungeduldig klopfte, weil seine Wachtzeit vorüber.

Den nächsten Tag ging ich auf Kreditsuche! Den schien's aber nirgendswow zu geben! Firmen, bei denen ich Tausende und aber Tausende umgefetzt hatte, waren absolut zugeknöpft. Auf der Farm hatte man ja nichts mehr. Und ob in Deutschland, war auch die Frage.

So ging's von Laden zu Laden, und schließlich hatte ich beim letzten, wohl dem kleinsten der Geschäfte Glück, und dem danke ich heute noch von Herzen. Meine behelfsmäßig mit Draht reparierte Ochsenkarre, ein vorsintflutliches Gefährt von Anno Tobak, das selbst den Engländern als nicht mitnehmerswert erschienen war, schleifte wenigstens den ersten Proviant, das not-



wendigste Werkzeug auf die Farm! Es gibt also doch noch anständige Menschen, das war das Gefühl, das ich hatte, als ich mich auf die Karre setzte, die knarrend und klappernd mit schiefen ausgeleierte Rädern langsam zum Ort herausfuhr. Ein Engländer nahm noch eine Photographie von meinem Gespann, denn eigentlich hatte ich nur einen, den Treckochsen, von dem ich erzählte, vorgespannt, die übrigen waren die reinen Kälber, die nur zum Teil mir gehörten.

Rauchend, träumend, Pläne schmiedend hockte ich auf der Vorfiste der Karre, fuhr die alte Liebe, hundert Kilometer lange Pfade entlang, an der ich jede Biegung, jeden Baum, jedes Loch und jeden Stein kannte.

Übrigens habe ich noch vergessen zu erzählen, daß wir vor dieser Fahrt nach der Ortschaft schon Gäste gehabt hatten, und zwar einige

Kameraden aus der Kriegszeit. Jenseits des Riviers an der Pad hatten sie abgesattelt und ihren Ochsenwagen ausspannen lassen.

„Ja, meine Herren, zum Essen würde ich Sie gerne bitten, aber wir haben nichts, worin wir für so viele Leute kochen könnten“, begrüßte ich sie. Etwas Fleisch wäre noch da — gewildert! Denn Gewehre durften wir ja nicht führen, das war nur den Farbigen erlaubt!

„Darum sorgen Sie man nicht, wir kommen gleich rauf!“

Und sie kamen! Voran der rundlichste mit dem roten lachenden Gesicht und überreichte meiner Frau einen riesigen großen gußeisernen Dreifuß (Kochtopf). Der zweite eine Pappschachtel mit Würfelzucker, den wir schon lange nicht mehr gesehen hatten, und der dritte ein paar Konservendosen.

Da hatten wir das erste Stück Kücheneinrichtung!

Ein gemütlicher netter Tag wurd's im Kreise der Kameraden, die sich vom Staub der Pad in dem schnell mit Eimern vollgefüllten Bade reinigten, ein Genuß, der ihnen auf den heißen sandigen Fahrten lange nicht gewährt worden war.

*

Nun also brachte ich den ersten Proviant auf die Farm, aber es schien unmöglich, ohne flüssiges Kapital irgendwie wieder voranzukommen.

Da meldeten sich einige Beamte als Pensionäre, die aus ihren Stellungen und Wohnungen vertrieben waren. Leben und Bewegung gab's wieder auf der Farm. Und alle, alle fasten sie mit an, halfen im Farmbetrieb als echte Afrikaner!

Der alte Pferdestall wurde zum Kavaliershhaus umgebaut. Die Halbkreisfensteröffnungen mit Buzenscheiben ausgefüllt, mit bunten Buzenscheiben, die aus abgesprengten farbigen Flaschenböden zusammengesetzt wurden, gelblichen, roten, blauen, grünen. Ein Kamin wurde hineingemauert. Mit Kalkfarben Buschmannzeichnungen an die Wände gemalt. Und ein jeder verstand etwas von irgendeinem Handwerk. Der eine zimmerte Tische und Stühle

und Türen, ein anderer sorgte, daß Wildfleisch im Hause war und half im Garten. Einer zahlte Pension, der andere weniger oder gar nicht.

Und des Abends wurde gemütlich Skat gespielt, Allotria getrieben, gesungen und erzählt.

Zeitweilig war so das Haus voller Leute, dann wieder für Zeiten einsam und leer.

Inzwischen wuchsen unsere beiden Jungen heran, und gerne hätten wir sie nun auch von einem Pfarrer aus der Taufe heben lassen. Aber so etwas ist in Afrika nicht immer leicht. Schließlich hörten wir, daß ein Geistlicher in unsere Gegend kommen sollte, um die Farmen „abzutauften“. Immer wieder verzögerte sich seine Ankunft. Dreimal schon hatten wir Gäste und Paten wieder ausladen müssen durch Boten. Da wurd's uns zu dumm, und wir verschoben die Taufe auf später, die dann in Deutschland nach Jahren stattfand, als die beiden Ältesten schon sechs und sieben Jahre zählten und gleich mit ihren Paten auch richtiggehend anstoßen konnten.

Der Geistliche aber kam doch noch und hat sicher allerhand auf seinen Fahrten erlebt.

Ein Missionar erzählte mir einmal von solchen Reisen, wie er da auch eines Tages auf die fernste Farm ins Schutzgebiet gekommen, fern aller Zivilisation. Ein knausernder Geizkragen war der Farmherr, wie ihm gesagt wurde, und frugal ging es zu beim Mittagessen. Den Missionar nun hatte ein weidgerechter Buschjäger nach hier geleitet, der mit schiefen Augen auf die reichlich schmale Kost blickte, und als der Herr Missionar zum Tischgebet die Hände hob: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,“ brummte der alte Weidmann in den Bart: „Nun ladet er den auch noch ein, wo's schon so wie so nicht langt!“

Viel hatte man natürlich auch auf den englischen Magistraten zu tun, denn es war nicht mehr so einfach, mit den Eingeborenen auszukommen wie ehemals, da die Engländer diesen ostentativ den alten Herren gegenüber das Rückgrat steiften.

Wieviele Farmer wurden nicht verurteilt zu schweren Geld- und Freiheitsbußen auf leichtfertige Aussagen der Eingeborenen hin, die zum Eid zugelassen wurden, obgleich sie niemals etwas von Gott gehört hatten.

Überall sah man Polizeipatrouillen die Farmen abreiten, Haus-suchungen halten, Protokolle aufnehmen.

Ja, die Buren, das waren meistens echte Kerle, die dieselben



Anschauungen über Eingeborenenerziehung hatten wie wir, die auch für die westafrikanischen Eingeborenen angebracht war, denn diese sind himmelweit verschieden von den Ostafrikanern. Viele von diesen Buren hatten bei Ausbruch des Krieges mitrebelliert, schätzten Old Albion genau so wie wir.

„In the Name of His Majesty . . . Haus-suchung!“ Der

Bur van der Merve blinzelt mir zu, indem er das Protokoll vorliest.

Waffen und Munition sollte ich haben! Hatte sicher einer von den lieben schwarzen Brüdern in Christo gegen eine gute Bezahlung den Engländern angezeigt.

Hatte ich auch, aber erst mal finden!

Während der Sergeant Green sein Pferd absattelt, hat van der Merve mich schon instruiert, und bald sitzt Green bei einer Flasche Whisky auf der Veranda — die Flasche extra für solche Fälle bereit gehalten. Van der Merve schreitet ins Haus: „I

must do my duty!“ Und rüttelnd werden sämtliche Schranktüren und Schiebläden aufgerissen und ohne Hineinsehen wieder zugeknallt.

„Nichts gefunden, Sergeant!“

„All right!“ und davon zottelt die Patrouille . . .

Immer und allen ging es nicht so gut und glatt, und die Scherereien nahmen kein Ende.

Bei einer derartigen Verwöhnung und Bevorzugung natürlich wurden die Eingeborenen kopfscheu, schlugen über die Stränge, was man ihnen nicht verübeln kann. Immer unruhiger wurden die Zeiten. Überall traf man auf durchziehende, herumlungernde, stehende Eingeborene. Reservate waren ihnen zugesichert, arbeiten hatten sie nicht mehr nötig, sobald sie eine gewisse Menge Vieh hatten, die sie sich zusammenstahlen. Klagen bei den Magistraten fruchteten nichts, als Sieger zogen jedesmal die Eingeborenen von dannen.

Alle Zucht und Ordnung hatte sich gelockert. Und bald richteten sich die Widerseßlichkeiten nicht nur gegen die Farmer, Deutschen, Buren und Engländer, sondern auch gegen die hohe Polizei und die Truppe der Engländer. Patrouillen wurden am offenen Tage verhöhnt und sogar mit Steinen beworfen.

Da steht eines Abends spät mein Nachbar in der Verandatür, hat einen Brief in der Hand, liest vor von drohendem Eingeborenenaufstand. Hier und da wären schon Mord und Totschlag vorgekommen. Die Farmer würden von der Mission und vom ehemaligen Bezirksamtmanne gewarnt. Die Ansiedler ritten von Farm zu Farm, beratschlagten ein Zusammenziehen. Das war nun nicht so einfach. Wohl hielt alles gegen den äußeren Feind zusammen, aber die schweren Verluste während des Krieges, die denkbar schlechtesten Zeiten, das Fehlen jeglicher Nachrichten von daheim hatten aller Nerven bis aufs äußerste gereizt. Überall gab's kleine Zwistigkeiten zwischen den Nachbarn.

Meier und Olbe standen sich gut. Brede und Schütz auch. Aber Meier vertrug sich nicht mit Brede, und Schütz vertrug sich

nicht mit Meier, und Olde hatte wiederum Differenzen mit Brede.

Doch das Kriegsbeil wurde für die nächste Zeit begraben.

Alles zog auf die Farm von Schütz. Sechs Farmer, fünf Farmerinnen, ein halbes Schock Kinder. Drei Räume waren nur zur Verfügung. Soweit die Betten nicht ausreichten, kaniptierten die Frauen in ihren Decken auf den Zementfußböden. Die Männer richteten sich auf der Veranda und im Werkzeugschuppen ein.

Wachen wurden nachts ausgestellt, rund um das Farmhaus Schußfeld geschaffen. Zu zweien ritt man die Farmen täglich ab, sah nach Vieh und Herden.

Und Schütz verstand es! Machte die Honneurs bei den Mahlzeiten. Die Tischordnung war sicher schwieriger als bei einer Alliiertenkonferenz.

Oben an der Tafel saß Schütz neben Frau Brede. Dann folgte Olde (denn das Verhältnis zwischen diesen war wohl gespannt, aber nicht ganz unhaltbar). Olde aber hatte neben sich Familie Meier (die wiederum mit Schütz wie Katz und Hund standen). Und so gings weiter die Reihe rum. Ein diplomatisches Meisterstück beim „Buschfürsten!“

Ein spitziges „Bitt schön“, ostentativ ironisches Lächeln auf der einen Seite, gutmütiges Übersehen auf der andern, das reine Theater!

Aber schließlich ging auch diese Zeit ohne den großen Knalleffekt vorüber, und bald saß alles wieder wie vordem auf seinen mehr oder weniger festen Schlössern einsam im Busch.

So weit es möglich war, wurden die Zeiten noch schlechter.

Hier und da schon verkauften einige Farmer, die sich nicht mehr halten konnten, ihre Plätze an Südafrikaner. Immer mehr landfremdes Volk ließ sich in den Ortschaften sehen. Rechtsanwälte schlugen ihre Bureaus auf, südafrikanische Banken wuchsen aus der Erde.

Mit den englischen Behörden aber regelten bald nur noch die Farmersfrauen die Angelegenheiten, während ihre Männer dem Farmbetrieb nachgingen, denn als Frau hatte man bedeutend mehr Aussicht, etwas durchzusehen.

Wer aber von den Farmern irgend konnte, versuchte, sich das nötige Betriebskapital durch Nebenerwerb zu verdienen. Der eine übernahm Frachtfahrten mit dem Ochsenwagen, der andere ging in kaufmännische Betriebe über, als deutsche Korrespondenten in süd-afrikanische Geschäfte, als Aufseher in die Diamantminen.

Wieder andere, die sich in den Ortschaften nicht mehr halten konnten, versuchten auf den Farmen unterzukommen wie zum Beispiel Sommer und Bier. Die hatten sich auf die Farm eines in Deutschland weilenden Bekannten gesetzt und sahen dort nach dem Rechten. Das Vieh des Farmers stand noch auf dem Platz, und für Nuhnießung der Milch, der Gebäude und des Ackers erfüllten sie ihre Pflicht.

Sie lebten von vielerlei, streiften durchs Land und verdienten!

— „Na, das hat doch wenigstens ein bißel gelohnt,“ brummte Sommer, während er seinem edlen Streitroß mit der Hand die geschwollenen Sehnen strich, dem schönen alten Gaul, der die chronisch dicken Fesseln hatte. Aber er war ja nicht zu schwer verdient — im Skat, und da sieht man nicht allzu genau aufs Äußere.

Biermüller, gemeinhin Bier genannt, schnallte inzwischen einen zweiten Sattel von seinem Pferde. Grub aus den Paktaschen eine Feldflasche, eine Rolle Tabak, ein Zaumzeug, den Skatgewinn der letzten drei Nächte!

„Hekuba! Injo!“ rief er dann zur Werft hinüber und bekam ein langgezogenes „Jiiiib“ zur Antwort, und tänzelnd erschien der dienstbare Geist, kochte den Männern den gewünschten Kaffee.

Pitsauber sah es aus in der Junggesellenbude, wenn auch der ausgetretene Fußboden aus reinem Riviersand bestand, und die Fensterscheiben aus einer Unmenge alter photographischer Platten zusammengeklebt waren.

Die beiden hatten sich's inzwischen auf der Veranda bequem gemacht, und Bier stellte Versuche mit dem neugewonnenen Tabak an, während Sommer ein eingelaufenes Schreiben studierte.

„Du, wir werden als Unternehmer zum Brunnenbau von Farmer Rose gewünscht.“

„Bargeld hat der doch nicht!“

„Bargeld, Mensch, in dieser Zeit, wo denkst du hin?“

„Na, woll'n mal sehen, vielleicht läßt sich doch was machen.“ Sommer, der ehemals Photograph gewesen (daher die photographischen Platten im Fenster) hatte bisher auf den umliegenden Farmen Aufnahmen gemacht. Hier den Farmer, die Farmerin, die Kinder, dort das Farmhaus, das Vieh, die Tränkanlagen, und erhielt wohl zur Bezahlung einen fetten Hammel oder ähnliches für seine Arbeit. Also Naturalien. Jedoch auch diese Aufträge nahmen täglich ab.

Biermüller dagegen übernahm Einzäunungen, Brunnenbauten und dergleichen. Er war in jedem Handwerk bewandert, und außerdem gab er Unterricht in Buchführung. Reiste mit Sommer von Farm zu Farm, machte dem einen Farmer Bilanzen, weichte den andern in die Geheimnisse der doppelten Buchführung ein. Aber auch dieses Geschäft ging mehr und mehr zurück, denn den Farmern machte es kein Vergnügen, immer größere Debetsalden zu buchen und dafür auch noch zu zahlen, daß sie dieses ordnungsgemäß lernten. Die Kreditseiten blieben „unbeschriebene“ Blätter.

Neuerdings hatte der Lieferant der photographischen Hilfsmittel Sommer die Freundschaft aufgesagt, da er sich mit einer Zahlung in Naturalleistungen nicht begnügen wolle.

Auf ihren Fahrten durchs Land aber hatten sich nun die beiden als gewiegte Statspieler schäßen gelernt. Was soll man auch den ganzen Tag, die langen Abende anfangen auf Farmen, wo man zu Gaste ist? Stat natürlich! Aber den richtigen afrikanischen Stat! So mit allen Schikanen! Fordern und Rückfordern bis in die höchsten Potenzen. Das geht gleich in die Summen! Und dabei

hatten die beiden auch gut verdient. So jene zwei munteren Ferkel, die jetzt eben auf Mast gesetzt waren. Daß die letzte Fahrt nicht vergebens gewesen, bewiesen Tabak und Sattel. Der beste Treffer aber seinerzeit waren die zwei schönen Treckochsen, die Glanzpunkte des Gespanns, ganz abgesehen von Sommers bravem Reitpferd namens Hinkfuß.

Allerdings die Farmer sahen in letzter Zeit die zwei ungern zusammen, spielten lieber mit einem von ihnen. Nicht, daß jene nicht reell waren! O nein. Aber sie waren eingespielt wie — na wie zwei alte Treckochsen. So hatten sie in letzter Zeit meistens getrennt schlagen müssen, und knapp war es ihnen dabei ergangen. Allerdings gab es auch wieder glückliche Stunden wie jene, als sie bei Viereck gerade zum Schweineschlachten zurechtkamen und dabei herausfanden, daß er eine Geldsendung erhalten hatte, die natürlich nun zum großen Teil in ihre Taschen floss. . .

Heute also war die Anfrage wegen Brunnenbau im Vordergrund. Bier wollte die Sache übernehmen, einige Eingeborenearbeiter hatte er. Im übrigen war der Farmer Junggeselle, eine begeisterte Skatratte, was immerhin von Vorteil war.

So ritt Bier am nächsten Tage davon, seinem neuen Arbeitsplatz zu, und kam glücklich gegen Sonnenuntergang vor einem drohenden Unwetter bei Rose an.

Rose hauste in einem provisorischen Gebäude, das aus lose zusammengesehten, ungebrannten Backsteinen bestand. Das Wohn- und Schlafzimmer, das auch gleichzeitig zum Essalon benutzt wurde, hatte innen lichte Weite von einem Meter fünfzig im Geviert. Das eigentliche Haus sollte nach der Regenzeit entstehen, allerdings bestand die Absicht schon seit drei Jahren.

Rose war daheim, und außerdem hatte er Besuch von Onkel Murks, dessen richtigen Namen keiner kannte. Er wurde eben Onkel Murks genannt und war als solcher im ganzen Lande bekannt.

Man hoßte sich also in die Stube. Zwei saßen auf dem Bett, Bier als dritter auf einem Koffer. Jedes einzelne Wort mußte

man sich ins Ohr brüllen, denn draußen goß es in Kübeln vom Himmel auf das niedrige Wellblechdach, so daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte. Man saß und unterhielt sich. Und dann hieß es: „Ran an den Skat!“ Und da stellte sich das Unfassbare, schier Unglaubliche heraus, auf Farm Rosenhof war keine Karte aufzutreiben.

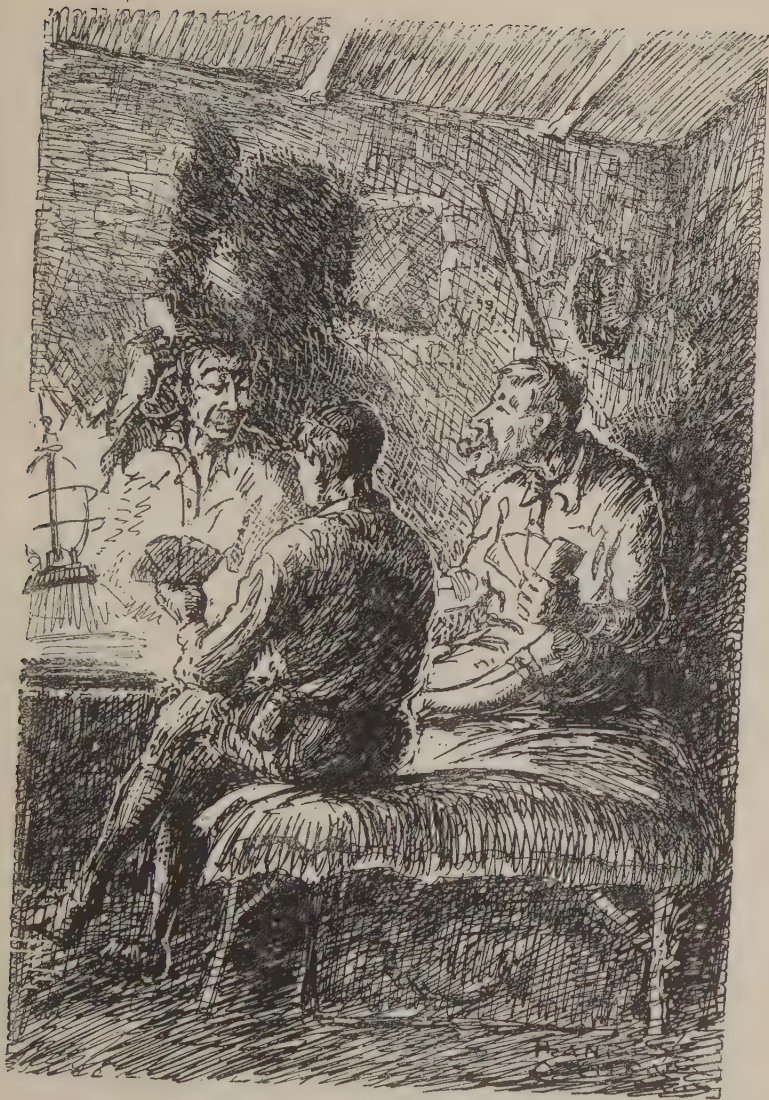
Bier hatte sonst immer Reservekarten bei sich, doch heute durchsuchte er schon zum soundsovielten Male die Päcktaschen. Nichts zu machen! Verzweiflungsvoll starrte Onkel Murks in die blinkende Laterne, kramte Rose sämtliche Koffer und Taschen durch.

Was tun? Rose wußte Abhilfe! Er nahm sein „Hauptbuch“, eine abgegriffene Kladde, und schnitt den Deckel in einzelne Blätter. Bier als Federgewandter mußte Könige, Damen und Buben zeichnen, während die andern zwei die Nummern malten. Die Arbeit ging flott von statten. Das Spiel wurde fertig, und der Skat konnte seinen Anfang nehmen.

Gott sei Dank trommelte der Regen derart aufs Dach, wie erwähnt, daß Bier die „Leichenreden“, die Onkel Murks nach jedem Spiel zu halten liebte, nicht anzuhören brauchte. Er sah nur die sich bewegenden Lippen, die redenden Augen des Alten und nickte ihm hin und wieder verständnisinnig zu, obgleich er kein Wort von dem verstand, was der sagen wollte.

Die Nacht verfloss den Spielern in gewohnter Kürze. Nach Sonnenaufgang aber machte Bier als Kaufmann die Abrechnung und buchte in sein Notizbuch auf Rosés Debetseite eine sich hübsch ausmachende Zahl. Bier war sehr zufrieden. Schon gab's heißen Kaffee, und man wärmte sich den Rücken in der hellen Morgensonne.

Dann ging man dem Brunnenproblem zu Leibe. Rose ließ seine Ochsenkarre einspannen, und gemächlich gings durch Dorn und Busch zum Posten, wo die drei im Schweiß ihres Angesichts mit der Wünschelrute arbeiteten. Gegen Mittag war man sich einig, wo der Brunnen gebohrt werden sollte. Bei Rosés Farmhaus wieder angelangt, drückte Bier Onkel Murks ein Schreiben an



Sommer in die Hand, der diesen mit Eingeborenen und Handwerkzeug nach hier beorderte, denn Onkel Murks beabsichtigte, über Sommers Farm zu reisen.

Gegen Nachmittag, nachdem man sich das Vieh näher angesehen, wurde überlegt, was man mit der langen nächsten Nacht anfangen sollte, und Rose schlug vor, zu Bekker zu reiten, der einige Reitstunden entfernt seine Farm hatte, und Bier hatte nichts dagegen. Kurz nach Dunkelwerden schon trafen sie dort ein. Solide Gebäude, alles bligblank, gutes Vieh, viel Acker.

Ja, Bekker war ein arbeitsamer Mann, aber ein verrückter Kauz, hatte wie so viele sein besonderes Spänchen. Die Eingeborenen hatte er gut im Trimm, das ging alles wie am Schnürchen. Aber für sich persönlich hatte er die Tageszeiten auf den Kopf gestellt: Morgens um drei Uhr stand er auf und arbeitete je nach der Helligkeit im Handwerkschuppen oder Garten. Sobald es gegen Sonnenaufgang ging, war er im Kraal, erledigte Butter- und Milcharbeiten, frühstückte und legte sich so gegen neun, also sobald es wärmer wurde, aufs Bett. Schief bis zum späten Nachmittag, bis es kühl wurde, und nahm dann sein von den Küchenweibern zubereitetes Essen ein. Inspizierte anschließend die von seinen Eingeborenen geleistete Arbeit und erledigte noch bis spät in die Nacht Buchführung und Korrespondenz, las auch wohl einen alten Schmöcker und suchte gegen ein Uhr für kurze Zeit das Bett auf, hielt also so wie andere Leute am Tage ihr Mittagsschläfchen sein Mitternachtsschläfchen.

Bekker war sehr erfreut über den Besuch und schlug für jeden gleich ein Duzend Eier in die Pfanne zum Abendimbiss, unter einem Duzend, behauptete er, finge er gar nicht an.

Dann wurden die Ärmel aufgekrempelet, und es ging an den Skat.

Bekker spielte bedächtig und raffiniert und hatte außerdem ein fabelhaftes Skatgedächtnis, wußte noch jedes irgendwie erinnerenswerte Spiel, das er oder irgendein Partner vor Jahren gemacht hatte! „Wissen Sie noch?“ — oder: „Damals lag die Sache so!“

erklang es nach jedem Spielchen. Nicht nur, daß das Wichtige des Spiels dabei erklärt wurde! O, nein, die ganzen Lebensgeschichten aller ehemaligen Teilnehmer kamen dabei zum Vorschein.

Als Bier und Rose am nächsten Tage zurücktritten, hatte ersterer einen Gutschein über einen Stamm Legehühner aus Bäckers spezieller Zucht und auch einen über einen Sack Mais in der Tasche.

Die Arbeit auf Rosés Farm begann, und die nächsten Wochen wurde fleißig geschafft. Hier in diese Periode fiel nun der sogenannte Friedensschluß in Europa. Kurz darauf erhielten Bier und Sommer vom Besitzer der von ihnen bewohnten Farm aus Deutschland Nachricht, sie möchten ihm die Farm verkaufen, da er nicht zurückkommen könne, er wäre durch Verwundung unbrauchbar zum Farmer geworden. Gute Provision sei ihnen zugesichert.

Mittlerweile war auch schon die neue Invasion der Südafrikaner nach Südwest mit dicken Scheckbüchern im vollsten Gange. Abwechselnd grasten nun Bier und Sommer die Ortschaften nach Käufern ab!

Das Leben dort war ja teuer, doch manchen Abend verdienten sie sich wiederum im Skat den Wochenpensionspreis fürs Hotel. Sie schlugen sich durch, die beiden! Hatten sie kein Bett, so schliefen sie bei flackerndem Feuer neben ihrer Karre auf dem Ausspannplatz des Ortes, in dem sie sich gerade befanden.

Nach vielen mißglückten Versuchen, die Farm an den Mann zu bringen, saß Bier eines Morgens auf der Veranda seines Hotels und spähte zum Zuge, der eben eingetroffen war. Sommer saß gerade auf der Farm nach dem Rechten.

„Der edle Lord da“, philosophierte Bier vor sich hin, indem er einen aus dem Zuge kletternden langen Engländer ins Auge faßte, „macht einen verhältnismäßig vertrauenerweckenden Eindruck.“

Bald saß er auch schon neben ihm und hatte in Kürze festgestellt, daß der „Lord“ eine Farm suche.

Nichts jedoch stimmte mit dem überein, wie der Ankömmling sich seine neue Farm gedacht hatte, besonders was die Bahnnähe

beträf. Als sie sich nun auf der Veranda beim Whisky-Soda unterhielten, trieb Biers Eingeborener die beiden Skatochen: „Treffbube“ und „Pitkönig“ vorbei zur Tränke. Dem Südafrikaner gefielen die Tiere ausnehmend, doch Bier winkte ab, das wären nur ein paar ganz minderwertige Kreaturen, er solle mal die andern erst sehen auf der Farm! Da machte der Neuling große Augen.

Dann wurden Sommers Photographien hervorgeholt. Und Sommer konnte photographieren, weiß Gott! Wasser ist Hauptpunkt beim Farmverkauf! Und jede kleinste Pflüke war vom Künstler so aufgenommen, dicht über dem Erdboden, daß sie wie ein See wirkte. Ja, die Bilder gefielen dem Lord schon.

Am Abend ließ sich Bier vom Wirt mit dem Interessenten in demselben Schlafgemach unterbringen, indem er sich mit Überfüllung des Hotels entschuldigte.

„Halt fest, was du hast“, sagte Bier sich, denn es gab genügend durch die Kriegsverluste zusammengebrochene Farmer, die gerne gegen gute Pfunde ihre Farmen verkauft hätten.

In später Nacht, sobald sein Nebenmann selig entschlummert, schlüpfte Bier zur Tür hinaus, eilte durch die im blendenden Mondlicht taghell daliegende Ortschaft zu seinem Freund, dem einzigen Autobesitzer des Städtchens, der sich in letzter Zeit davon nährte, die südafrikanischen Interessenten auf die Farmen zu bringen.

„Also, wenn du einen Zettel von meinem Isaak hast, dann kurbelst du an! Schnellstes Tempo durch Dick und Dünn! In zwei bis drei Stunden müssen wir da sein! Der Mann darf über die Entfernung gar nicht zum Nachdenken kommen! Klappt die Sache, bekommst du deinen Teil!“, und damit trat Bier den Heimweg an.

Früh am nächsten Morgen war er schon auf den Beinen, denn von der Farm her war er natürlich kein Langschläfer. Vor der Zimmertür zauderte er, ob er es wagte, zum Kaffee hinüber ins Hotel zu gehen? Schon sah er im Nachbarzimmer jemand, der ihn beobachtete, und gab den Plan auf.

Bier ließ sich auf der obersten der drei Stufen, die von seinem Zimmer auf den Hof führten, nieder und wartete geduldig, bis sein Mann erwachen würde.

Warm brütete die Sonne, und endlich ließ sich auch ein Hotel-eingeborener blicken.

„Hallo, komm her, bring diesen Zettel zum Wirt!“ rief er ihm zu und wartete auf sein Frühstück, das er dann auch nach einem halben Stündchen erhielt.

„Nanu, hier frühstücken? Bei der Hitze läuft Ihnen ja die Butter vons Brot! Guten Appetit!“ Das war der Herr von nebenan! Bier grinste, und jener nickte verständnisinnig zum Fenster hinüber, hinter dem sich gerade der Lord in seinem Bett umdrehte. Ja, ja, alles will verdient sein!

„Morrow“ klang's von der andern Seite. Der Wirt hatte sich eingefunden und leistete Bier Gesellschaft. Er hatte nämlich ein besonderes Interesse am Farmverkauf und an Biers Provision. Den Grund konnte man leicht im Hauptbuch des Wirtes feststellen.

Allmählich wurde es aber auf der Treppe zu heiß, und so zogen sie ein kleines Stückchen weiter, in den Schatten des Nebengebäudes. Der aus dem Nachbarzimmer gesellte sich zu ihnen, und dann bestellte der „Hausherr“ Whisky-Soda, während Bier seine Statkarten hervorsuchte.

Es mochte so um den halben Vormittag sein, als der sehnlichst erwartete Langschläfer seinen Kopf zum Fenster hinausstreckte und verständnislos zu den Eifrigen hinüberblickte.

„Morning“, erschien er dann nach einer weiteren halben Stunde frisch rasiert, und man begab sich zusammen auf die Veranda des Hotels. Gegen drei Uhr nachmittags mochte es sein, als Bier ihn schließlich so weit hatte, daß er den Wunsch äußerte: Immerhin, er könne sich die Farm ja mal ansehen. Ein paar Minuten später hatte schon Biers Freund, der Autobesitzer, Anweisung und hielt in einigen weiteren Minuten reisefertig vor dem Hotel. Das Verstauen des Gepäcks nahm nicht lange Zeit in Anspruch, und großartig nahm Bier mit dem „Käufer“ auf dem Rücksitz Platz.

Knatternd fauste das Auto in dickem Staub davon. Vorbei an den Hütten der Eingeborenen des Ortes. Entsetzt flüchtende Weiber und Kinder, aufflatternde Hühner, kläffende Hunde, auseinander-sprigende Ziegen. Und schon jagten sie mit voller Fahrt durchs erste Rivier, dann jenseits hinaus. Dornzweige kreischten an den polierten Blechseiten des Wagens entlang. Töff, töff! Vorbei an einem Ochsenwagen, im Umweg durch Gras und Steine. Vergaß, vergaß ging's im rasenden Tempo dem Ziele zu.

Bier war alter Afrikaner und saß zum erstenmal in seinem Leben im Auto.

Nach einer Stunde schon stiegen die blauen fernen Berge jenseits seiner Farm hervor. Und er erklärte: Die Ochsenhörner da am Baum seien ein Hererograb! Dies hier, bestes Gras für Schafe! Jenes ein beliebter Futterbusch für Strauße. Vorbei! Vorbei! Bevor noch der „Lord“ wußte, was gemeint war.

Schon vor Abend war man auf der Farm, und Biers Mann meinte, daß die Entfernung gar nicht so gefährlich sei, und ein Auto würde er sich ja doch anschaffen.

Sommer begrüßte die Ankömmlinge leutselig. Die kurze Besichtigung vor Dunkelwerden fiel günstig aus, nur daß leider die Pumpe gerade defekt war, so daß die Hauptmasse des Viehs nicht am Hause stand.

Am nächsten Morgen wurde auch diese besichtigt und gezählt und der „Lord“ war entzückt — einfach entzückt. Mußte allerdings noch einige Stunden durch Gras und Steppe, Berg und Felsen hindurch, um auch den richtigen Eindruck von der Farm zu bekommen. Dann saß er schachmatt auf der Veranda, und Bier sorgte für kühlende Getränke bester Qualität, die er vorsorglich auf Pump vom Gastwirt mitgenommen hatte. Und es begann das Handeln. Fünfundzwanzig Prozent drückte der Käufer den Preis. Bier raufte sich, pro forma, die Haare. Er hatte seinen Preis schon danach eingerichtet und war nicht umsonst Kaufmann gewesen. Spät abends, nachdem man einig geworden war, ging's noch zur Ortschaft zurück. Sommer natürlich dabei. — Hell leuchteten die Scheinwerfer in die

Nacht. Überall bligten aus dem Dunkel die Augen der Springhasen. Der Käufer saß beim Lenker des Wagens, der ihm die besten Sachverständigenratschläge erteilte: Die Farm sei blendend, seltene Gelegenheit! Sofort zupacken!

„allright!“

In selbiger Nacht noch mit dem Güterzug zur Hauptstadt. Bier und Sommer mit dem Beamten bei einer Stallaterne im Postwagen beim Skat, bei einer extra guten Flasche.

Sobald das Büro des Rechtsanwalts am nächsten Morgen aufmachte, waren sie schon dort, denn Sommer hatte noch ein Nachttelegramm vorausgesandt und ihre Ankunft angekündigt. Und eine Stunde später war der Kauf rechtsgültig abgeschlossen.

Bier und Sommer aber strichen vergnügt ihre Provision, die freigiebig bemessen war, ein und feierten in ihrem Stammlokal eine selige lange — Skatnacht . . .

Auf den letzten Seiten hatte ich nun schon etwas vorgegriffen und komme wieder zurück auf meine Farm und in die Zeit, die noch vor Beendigung des Krieges in Europa lag.

Entschieden war uns vom Arzt eine Reise an die See nach Swakopmund verordnet worden. Denn immerhin lebten wir auf zehn-, zwölfhundert Meter über dem Meeresspiegel, und wenn man da so seine sechs, acht Jährchen gemacht hat in Afrika, ist vielleicht ein kurzer Küstenaufenthalt nicht ganz unangebracht.

Verordnen läßt sich nun vieles, aber ob man's machen kann, ist etwas anderes! Auf jeden Fall, es wurde versucht. Einige Ochsen waren inzwischen herangewachsen, und die mußten daran glauben. Die Preise waren lächerlich! Kein Mensch hatte ja Bargeld! Und so wanderten denn die Ochsen als betäubend kleines Notepäckchen in die Brieftasche. Die Scheine reichten bis nach Swakopmund und für einen kurzen Aufenthalt von einer Woche dort. Ein Zimmer war kaum zu bekommen. Der ganze Ort überfüllt mit Beamten, die ihre Gehälter weiterbezogen und an sich keine Not zu leiden brauchten. Schließlich aber mieteten wir uns einen Saal mit riesigen Ausmaßen, dessen eines Viertel Schlafzimmer, das

andere Küche, das nächste Wohnzimmer und das vierte Viertel Arbeitsraum, Atelier wurde!

Raum hatten wir uns etwas eingerichtet, als meine Frau auch schon auf ärztlichen Befehl ins Hospital zog.

Woher das Geld nehmen?

Bei der Buchhandlung des Ortes war ich dann vorgegangen, hatte einige Zeichnungen und Bilder zum Verkauf ausgestellt.

„Hoffnungslos! Kauft kein Mensch“, hatte mir freundlich lächelnd der Chef versichert.

Probieren geht über Studieren! Und schon am nächsten Tage erhielt ich einen Zettel von ihm durch einen Bambusen übersandt:

„Gratuliere, zwei Stück verkauft, vierzig Mark!“

Na, also! Und ich malte weiter. Dann kaufte ich Leinen und bemalte dieses mit afrikanischen Tierköpfen in schwarzer Tusche — als Kissenplatten. Herr Mandelblüt, der Besitzer eines Stickerladens, übernahm den Verkauf, und bald war sein ganzes Schaufenster behängt mit Tischdecken, Kissen, Fenster- und Wandbehängen!

Dann kam eines Tages eine Dame zu mir, sie wolle mitarbeiten, die Tiere in farbigen Seiden mit der Maschine aussticken. Ich gab die Töne an, die Strichlage, und die Sache machte sich. Wir bekamen Aufträge, auch aus dem Inland, ganze Zimmereinrichtungen, Türvorhänge, was gewünscht wurde, alles wurde gezeichnet und bestickt. Dann sollte ein großer Schlag kommen! Ein neuzuerrichtendes Hotel, auch im Inland, forderte eine ganze Garnitur an, für Klubzimmer, Bar usw. Doch leider wurde abbestellt, da der neue Hotelier ehemaliger Beamter war und ihm von den Engländern nicht die Erlaubnis zur Eröffnung gegeben wurde.

Aber immerhin, die Sache kam in Schwung! „Fabrikation von Zimmergreuel“ würde der gute „Kunstwart“ vielleicht gesagt haben — aber der hat noch nicht mit Frau und Kindern in Afrika ohne Geld gegessen!

„Reklame müssen Sie mache!“ sagte Mandelblüt. „In Zeitung, in Kino!“

Und einige Tage darauf erschien auch schon im Linoleumschnitt —

Klischees konnte man seinerzeit in Südwest nicht herstellen — das erste Zeitungsinserat, das erste zarte Band mit Zeitung und Verlegern, das sich bis heute als haltbar erwiesen hat.

Dann fabrizierte ich Zeichnungen auf Glasplatten für die Kinoreklame! Hätte ich doch früher nur einmal gesehen, wie man so etwas macht! Alles mußte ich natürlich erst ausprobieren, wie auch die Linoleumschnitte, bei denen ich zuerst mit dem Taschenmesser im Linoleum herumkrachte, bis ich durch Zufall von privater Seite eines Tages ein paar alte Schnitzmesser erhielt.

Also stellte ich drei Glasplatten her. Numero I: Der Farmer in seinem kahlen Zimmer! Numero II: Derselbe in einer Bude, die von oben bis unten mit meinen Vorhängen, Decken und Kissen geschmückt war. Numero III: In Karikatur, Herr Mandelblüt selber, als der Mann, der die Sache machen kann.

Als Herr Mandelblüt auf der Glimmerwand erschien, klatschte das Publikum wie beseffen. Immer wieder erschien seine schöne Nase auf der Wand. Als ich jedoch am nächsten Morgen stolz im Gefühl der gut eingeschlagenen Reklame in Mandelblüts Kontor trat, gab's einen Krach, ein Gezeter, daß ich mich mit einem Sak hinter die nächste Tür vor der großen Schneiderschere in Deckung bringen mußte.

Recht kann man's halt nicht allen machen. Ganz Swatopmund stand auf meiner Seite, doch Mandelblüt schimpfte wie ein Rohrspaß. Aber, ob's nun richtig oder falsch war, auf jeden Fall wurde über die Sache gesprochen.

Leicht waren die Zeiten damals nicht. Mit meinen drei und vier Jahre alten Söhnen hauste ich in dem Saal. Morgens Kinder anziehen und pappeln! Das Frühstück natürlich selber kochen auf der Petroleummaschine, dann den Vormittag mit den Kindern am Strand spielen. Mittagessen ließ ich mir vom Hotel kommen. Dann brachte ich die kleinen Bengels ins Bett, und sobald sie ihren Mittagsschlaf hielten, wanderte ich ins Hospital und erstattete meiner Frau Bericht. Dann in meinen Saal zurückgekehrt, ging's an die Arbeit, häufig bis nach Mitternacht in Viertel Numero IV.

Kaum war ich aber einige Zeit beim Entwerfen, beim Zeichnen, beim Malen, dann klang's tofsicher aus Viertel Numero I:

„Bati? —“

„Ja?“



„Bati, ich muß mal!“

Während ich nun den einen besorgte, ging der andere mit Feuer-eifer über meine Arbeit her mit Pinsel und Farbe!

Dann tranken wir drei „Männer“ unsern Kaffee, das heißt die beiden jüngeren blieben bei der Milch. Sobald dies Geschäft erledigt war, schlug endlich meine Rettungskunde: das Kindermädchen trat an, holte die Kangen ab und ließ sie am Strand umhertollen.

So hoffte ich auf einige Stunden Ruhe. Doch schon klang die Glocke, klopfte es an der Tür, Gäste oder „Kunden“.

Schwer war's schon, aber schön war's doch!

Bums, krach, geht die Tür auf! Da steht der „Buschreiter“ mit einem Manuskript, dem ersten, das ich illustrierte, dem noch viele folgen sollten. Damals war der „Buschreiter“ noch ein „homo incognitus“. Und es wurde beraten über Aufmachung, Illustrierung und was sonst noch dazu gehört.

Dann war ich mal wieder bei der Redaktion der Zeitung, und in langer Sitzung wurde das erste afrikanische Witzblatt gegründet: „Das Brennglas“. Freundlich unterstützte mich bei allen Arbeiten der kleine liebenswürdige Chef, während seine rechte Hand, der lange, hagere Herr Stöck sich kaum mit wenigen Worten beteiligte, dafür aber um so eifriger Notizen machte. Seine gewandte, stichelige Feder war im ganzen Schutzgebiet bekannt, berühmt und gefürchtet. Die Illustrierung übernahm ich, lieferte auch, was ich an Witz zusammen schmieden konnte, manchmal sogar in fürchterlichen Knüttelversen.

Dann fabrizierte ich meine erste „Kunst“mappe in Vinoleum-schnitten, afrikanische Tierköpfe.

In dem Zentralglasbüro inmitten des Maschinensaals saß ich und korrigierte die ersten Probedrucke. Rundherum sausten und brausten die Maschinen, eine mir damals noch ungewohnte Melodie, die ich aber bald lieb gewann, der ich bis zum heutigen Tage treu geblieben bin.

Sobald die einzelnen kleinen Auflagen durch die Maschinen gegangen waren, kamen sie wieder zurück an meinen Tisch, und ich malte auf die Tierköpfe, die in schwarzer Farbe auf grauem Tonpapier standen, mit Temperaweiß die hellen Lichter auf und setzte mit Bleistift meinen Namen auf die einzelnen Blätter. Gesammelt wanderten sie dann in Mappen in den Verkaufsraum der Druckerei und ins Schaufenster. — Wie häufig saß ich nicht nach getaner Arbeit mit dem Leiter der Anstalt zusammen, schmiedete mit ihm neue Pläne, und er half mit Rat und Tat.

Dann kam der Tag, an dem meine Frau das Hospital verließ, und sobald sie sich nur einigermaßen in der frischen Seeluft erholt hatte, zogen wir auf die Farm zurück. Das wenigstens hatte die Malerei, die Arbeit eingebracht, daß wir unsern Aufenthalt davon bestritten hatten und uns keine neuen Schulden erwachsen waren. Ein Weniges hatten wir sogar noch erübrigt, so daß für ein, zwei Monate auch der Lohn für unsere Farmarbeiter gesichert war.

Auf der Farm gab's wieder viel zu tun! Ich machte auch Ritte in den Busch, um Wildfleisch zu erlegen, das dann nächstlicherweile, unbemerkt von den Eingeborenen, ins Farmhaus gebracht wurde.

Nicht lange, und ich erhielt einen Brief aus der Seestadt: „Wir müssen zu Weihnachten ein Kinder- und Märchenbuch herausbringen, da wir ja noch immer keine Verbindung mit der Heimat haben. Also machen Sie Vorschläge, denn wie Sie das herstellen, das müssen Sie sich herausknobeln.“

Eine schwierige Sache war das, besonders, da es kein neues Linoleum gab. So begnügte ich mich denn mit dem alten, das schon längere Jahre den Fußboden eines Farmhauses bedeckt hatte, und wählte dabei die Stücke aus, die unter Schränken und Kommoden gelegen hatten. Dann schnitzte ich aus den Platten Märchenbilder: den Däumling, Brüderchen und Schwesterchen, Schneewittchen, Zwerg Nase und wie die schönen Märchen alle hießen. Ein ungestörtes Arbeiten in dieser Beziehung gibt's auf der Farm natürlich nicht, zwischendurch mußte wohl die Zentrifuge in der Milkammer repariert werden, oder ich mußte Hebamme im Kraal bei meinen Kühen spielen. Für das Tränken der Viehherde mußte auch immer gesorgt werden, und das war besonders schwierig, wenn der Regen 'mal spät einsetzte.

Hin und wieder gab's natürlich Anregung und Erholung durch lieben Besuch, und da erinnere ich mich besonders einer eigenartigen Fahrt.

Mit einer älteren, fast sechzigjährigen Farmerin war ich unterwegs heimwärts durch die Steppe. Glühende Hitze, knochentrockener Boden. Seit langem warteten wir auf den Regen. Dicke Wolken-



ballen sammelten sich wohl hin und wieder am Horizont und — lösten sich auf.

Nun an jenem Tage, es mochte so gegen Sonnenuntergang sein, als wir auf der Pferdefarre durch eine weite flache Senke fuhren, gegen den Omuramba zu. Fast metallisch klang der von der Sonne gebrannte Leimboden unter den Pferdehufen. Schwarzblaue Wolken hingen seit Stunden vor uns am Himmel, und urplötzlich brach denn auch der Regen hernieder. Heulend piffte der Wind in das Wasserchaos. Die Pferde streiften. Ich stieg ab, watete in den Wassermassen, die mir fast bis an die Knie gingen, voraus, faßte die Pferde am Kopfzeug und versuchte so weiterzukommen,

während die alte Dame vergeblich die Eimergüsse vom Himmel mit dem Sonnenschirm abzuwehren bemüht war.

Vom Wege war natürlich überhaupt nichts mehr zu sehen. Überall brausende, gurgelnde Wasserfläche. Da wir aber dicht an unserm Rivier waren, konnte ich mich an einzelnen Baum- und Buschgruppen, die mir aus der Erinnerung bekannt waren, entlang pirschen. Nach einer halben Stunde hörte der Regen auf, so plötzlich wie er gekommen war, und schon stießen auch die Räder gegen einzelne Felssteine. Wir waren dicht am Farmhaus meines Nachbars angelangt. Quatschnaß und triefend suchten wir Einlaß, aber kein Mensch war zu finden, alles war abgeschlossen.

Das half nun nichts, da mußten wir einbrechen! So kletterte ich durchs Fenster hinein und ließ meine Gefährtin durch die geöffnete Tür eintreten. Während ich dann den Tee in der Küche kochte, damit wir etwas Wärmendes genießen konnten, holte mein Gast seine Kleider aus dem Koffer und zog sich um.

Nach kurzer Zeit schon brachen wir auf, um die letzten Kilometer bis zu meiner Farm zurückzulegen. Und kaum hatten wir einige hundert Meter hinter uns, als das Wasser rund um uns weniger wurde und bald vollkommener Trockenheit Platz machte. Ich hatte mir schon in Gedanken ausgemalt, wie bei mir der erhoffte Regen gewirkt haben möchte, und jetzt war es so trocken geblieben, wie es die letzten ganzen neun Monate ohne Regen gewesen war!

Und der Herr Nachbar, bei dem wir requiriert hatten, empfing uns vergnüglich auf meiner Veranda und ließ sich Bericht erstatten über die Sintflut auf seinem Reiche. Bei ihm waren alle Bleys (kleine Mulden, in denen sich das Regenwasser sammelt) vollgelaufen, so daß er für die nächsten Wochen von jeglicher Tränkarbeit befreit war, während ich mich mit meiner Dampfpumpe herumschlagen konnte.

Dann wieder war Rohrlecken im Dampfkessel, mit dessen Hilfe das Wasser für das Vieh in die Tränke gepumpt wurde. Im noch glühheißen Feuerloch hochte ich, nietete neu die Rohre des Kessels um. Die Engländer hatten damals, als ich an der Front

war, beim Tränken ihrer Pferde den Kessel ausgeglüht, geheizt, ohne vorher Wasser nachzufüllen! Was hat der Kessel uns für Schwierigkeiten bereitet! Keine fachmännische Hilfe war nah und fern zu bekommen, und so machte ich die eigenartigsten Versuche. Führte einen Stab Rundeisen durchs Rohr, schnitt an den herausragenden Enden beiderseits Gewinde ein. Keilte Lappen und Stoff in die Rohröffnungen mit einem Holzpflöcken fest, der sich konisch verjüngte und in seiner Längsrichtung durchbohrt war, so daß er dem langen Eisenstab Führung gab. Dann kam eine Platte Asbest, und es folgte eine aus Eisen, über das Gewinde geschoben und mit einer Mutter angepreßt, so wurde die Rohröffnung verschlossen.

Es saß wie Pech und Schwefel — hielt aber nur dem Dampfdruck von drei Atmosphären stand, sechs brauchte ich zum Pumpen, bevor jedoch diese Zahl erreicht war, zischte und piffte mir der ganze Salat wieder in das brodelnde Feuer.

Und wieder begann dasselbe Manöver mit neuen Schikanen. Tagelang dauerte die Arbeit. Hatte mich am ersten Tage das Brüllen des durstigen Viehes nervös gemacht, so war die Totenstille des nun fast heiseren, durstigen Viehes am nächsten Tage noch viel qualvoller für mich.

In der Dunkelheit abends um zehn Uhr endlich sechs Atmosphären! Nun noch schnell hinunter zum Pulsometerkopf, zwölf Meter unter der Erdoberfläche. Die Eingeborenen wanden mich am Drahtseil hinunter, und unten arbeitete ich, sah alles nach beim Kerzenlicht.

Dann erscholl von unten mein Kommando „anpumpen“ und gespannt lauschte ich, bis mir endlich das Klick-Klack der Kugel im Pumpenkopf ans Ohr klang.

Aufwinden! Schon war ich oben! Im dicken Strahl schoss das Wasser in die Tränke, und das Vieh stürmte trotz Aufgebots aller Wächter wie irrsinnig darüber her. Stoßen, Kumpeln, Brummen, und über dem Ganzen eine Wolke dichten Staubes! Endlich schaffte es! Ein ganzer Teil hat getränkt — da ein leichtes Zischen am Kessel an der defekten Stelle!

„Holz ins Feuer, Jungs, ran, Dampf halten um jeden Preis!“

Und die Flammen sausen und zischen. Eine dicke schwarze, lange Rauchfahne, durchgeistert von blizenden glühenden Funken, steigt zum nächtlichen Himmel auf! Kinder, Weiber, alles was herumsteht, faßt mit an, wirft Kleinholz in die Feuerung, das die schönen langen Flammen erzeugt, die gierig leckend durch die Rohre fahren.

Das Vieh ist getränkt! Langsam wandeln die letzten Tiere ihrer Schlafstelle, dem Kraal zu. Aber — auch die Verpackung am Rohr ist wieder zum Teufel und morgen dasselbe Vergnügen, und dabei soll man mit den harten Arbeiterfäusten noch feine Linoleumschnitte für ein Märchenbuch anfertigen!

Pumpanlage und Brunnen hatten's überhaupt in sich. Schon beim Aufmachen des Brunnens, beim Sprengen der Kalkfelsen, hätte es eines Tages fast ein Unglück gegeben. Dann schlug sich ein eingeborener Arbeiter unten mit der vom Fels abspringenden Pickaxe das rechte Schienbein kaputt. Ein andermal wäre ich fast hineingestürzt, lag quer über der Öffnung über dem Brunnenloch, das zum großen Teil mit Baumstämmen abgedeckt war. Und dann wieder drohte eines Tages, als ich unten am Saugkorb am letzten Ende des Rohres arbeitete, der an Ketten hängende etliche Zentner schwere Pulsometer mir auf den Kopf zu stürzen.

Bieher aller Art beherbergt auch solch ein Brunnen! Eines Morgens kletterte ich an der neuverfertigten Drahtstrickleiter noch beim Dämmerlicht hinunter, um nach dem Wasserstand zu sehen. Es war in der großen Dürrezeit, wo überall die Brunnen versiegten. Über den Rücken in die Tiefe schauend war ich allmählich zwölf Meter hinabgeklettert, als ich plötzlich im rechten Schenkel einen Stich, einen Biß verspürte. Ich blickte mich um, und Himelkreuzdonnerwetter, da hing eine schwarze Kobra (giftigste Schlangenart) an der Leiter, wand und krümmte sich, hob den Kopf zu neuem Biß.

Wie ich nach oben gekommen bin — weiß ich heut nicht mehr. Aber so schnell wie damals ist's noch nie gegangen. Einige Sekunden später war ich schon im Hause, und meine Frau, mit der

Gillettelinge bewaffnet, brachte mir einige, zentimetertiefe anständige Schnittchen kreuzweise über der Bissstelle bei. Kali permanganicum darauf und hineingerieben und dann abgebunden. Das Bett sah aus, als ob wir Schweineschlachten gehabt hätten. Wenigstens äußerte sich mein ältester Sproß in dieser Weise. Neblich wurde mir vor den Augen, so als ob ich durch Milchglas sähe, und klitschnaß war ich am ganzen Körper. Meine Frau braute starken Kaffee, und nachdem dieser getrunken war, wurde bei einer Zigarette abgewartet, was passieren würde. Nach einer Stunde entscheidet sich ja so etwas gewöhnlich, und mir ging's wie dem bekannten Unkraut, das nicht vergeht!

Aber ich war beim Märchenbuch stehen geblieben. Allmählich näherten die Vorarbeiten sich ihrem Ende, und es ging an den Verlag zum Druck.

In unserer Kasse war inzwischen 'mal wieder völlige Ebbe eingetreten. So ritt ich zur Hauptstadt, neuen Mammon zu erwerben! Ich wohnte in Klein-Windhuf, der Obst-, Gemüse- und Gartenstadt Groß-Windhufs, das nur durch eine höhere Bergkette von letzterem getrennt ist.

Die Familie der Frau, die mir in Swakopmund meine Kissen gestickt hatte, nahm mich gastfrei auf und bot mir ein Sofa zur Schlafstelle. Am nächsten Morgen ging's früh ans Geschäft in die Metropole. Hauptarbeit: reden! Ich kam mir vor, wie ein Reisender in Reklame. Mußte ich doch jeden Firmeninhaber überzeugen, daß es nur eines gäbe, was ihm Absatz verschaffte, eben die Reklame!

Und ich bekam auch Aufträge, hier welche und dort. Entwarf kleine Zeichnungen, legte diese den Bestellern vor und führte sie in Linoleumschnitt aus.

Die Zeitung bekam ein ganz anderes Aussehen, überall schwarz-weiße Bilder im Anzeigenteil. Das Linoleum hielt sogar für verschiedene Auflagen stand, denn die Auflagen waren in unserm guten Südwest ja nicht hoch. Ganz in der letzten Zeit kamen wir dahinter, Matern zu machen. Hätte ich dies gleich zu Anfang gekannt,

hätte sich dieser Geschäftszweig vielleicht noch lukrativer auswaschen können.

Afrikanische Jagdbilder, die ich malte, vervielfältigte ein photographischer Künstler und kaufte mir sogar gegen bar das Reproduktionsrecht ab. Die Photos und Postkarten nach meinen Entwürfen standen bald in allen Schaufenstern der „einschlägigen“ Geschäfte.

Dann wiederum saß ich bei einer der größten Firmen im Büro, bemalte weiße Blechkörbchen, die diese verfertigte, mit afrikanischen Silhouetten. Sogar Teller und Platten mußte ich mit Hindenburg, Mackensen und anderen bemalen! Duzendweise, Stück für Stück zwei Schilling.

Pferde und Bullen und Karakuls, also Viehzucht, Leoparden, Kudus, Zebras usw., also Jagd, Kaffern und Hererodamen, Kalender und Briefköpfe, alles wurde hergestellt in Blei und Feder, in Aquarell und Öl.

Es waren die „einträglichsten“ Monate, die ich je in Südwest erlebt hatte. Die Taschen voll Geld ging's auf die Farm zurück.

Und dann kam die Zeit, wo die Grippe, die spanische Influenza durchs Land zog. Eine unheimliche, eine trostlose Zeit! Die Menschen, weiß und schwarz, starben wie die Fliegen, und Windhuk soll den höchsten Prozentsatz an Sterblichkeit auf der ganzen Erde erreicht haben. Die Straßen waren wie ausgestorben, und nicht nur die der Ortschaften, sondern auch die großen Verbindungswege durchs Land.

An manchen Farmen sah man Schilder: Während der Influenzazeit bitte ich meinen Farmplatz zu meiden!

Den eingeborenen Farmarbeitern war von den Farmern verboten, „Passiona“ (Besuch) auf andern Werften zu gehen. Verbieten konnte man schon, aber ob es Erfolg hatte, laß' ich dahingestellt sein. Immer ernster und trauriger wurd's in Südwest! Die ersten Beamten wurden repatriiert, die ersten Farmer und Privatleute ausgewiesen, hinausgejagt von Haus und Hof. Die Begründungen zu diesen Gewaltmaßnahmen — lächerlich! „Unerwünscht!“, das genügte!

Nadel-Malereien afrikanischer TIERE



Entwürfe v. H. Ant. Aschenborn
KISSENPLATTEN
TISCHDECKEN
VORHÄNGE etc.

Windhuk



Burmehl

Swakopmund Mode-Haus



Neu eingetroffen:

Winter-Hüte

Anfertigung von Samt-
und Seidenhüten. Auf-
arbeiten von Hüten ::



Holzlöffel (flach u. tief), Qui

Bestellungen auf
**Entwürfe
und Clichés**

Und doch gab's auch in solchen Tagen kleine lustige Abwechselungen. Wie im Städtchen Otjikango. Dort hatten sich auf der Eingeborenenwerft die Ovambos und Hereros in die Wollköpfe gekriegt. Es wurde eine regelrechte Schlacht geliefert. Die Hereros in richtigen Kompagnieformationen, mit Chargen vom Hauptmann herunter bis zum Sergeanten, mit deutschen Abzeichen, unter deutschen Kommandos. Die englische Polizei wollte Ruhe und Frieden stiften und trat in starken Trupps auf dem Schlachtfeld an, allwo man mit Knüppel und Kirris einander zu Leibe ging. Sobald aber die Weißen auf der Bildfläche erschienen, vereinigten sich die schwarzen Brüder, und die Vertretung der Landesoberherrlichkeit bezog regelrechte Keile.

Lange Gerichtssitzungen folgten. Man hatte die Haupträdelsführer doch noch verhaften können mit verstärktem Aufgebot.

Da standen die schlanken Hereros vorm Tribunal, der Herr Hauptmann mit seinem Adjutanten, der Oberleutnant und der Leutnant!

Ich saß an dem Tage gerade im Hotel, und wir Deutschen hatten unsere diebische Freude an dem Theater. Es war beim Mittagessen. Da fragte ich den im sauberen Anzug bedienenden Hotelbambusen Hans: „Na, Hans, warst du auch dabei?“

„Natürlich, Baas.“

„Was warst du denn für einer?“

„Ich?“ — Und die Hacken knallten zusammen, „Leutnant Graf zu Dohna.“

Ja, es waren schon kuriose Zeiten damals!!

Die Ausweisungen gingen inzwischen weiter. Manch einer versuchte sich zu drücken, lebte inkognito irgendwo fern auf einer Farm, im Busch, schlug sich schlecht und recht durch.

So einer war auch „Frik“, der uns zu dieser Zeit verschiedentlich besuchte.

Er hieß eigentlich gar nicht Frik. Dieser Name kam erst durch die Engländer auf, die ihn lange vergeblich zu fassen suchten.

Fritz stammte aus der sandigen Mark. Von seiner Schulzeit erzähle ich lieber nicht allzuviel. Nur mag gesagt sein, daß jeder freie Tag ihn schon vor Sonnenaufgang in Wald und Heide fand. Was er da machte? Vor allem wandern; dann sammelte er allershand Getier; fast immer aber war er allein. Er versuchte es wohl mit diesem oder jenem Kameraden, doch ließ er bald davon ab. Der eine mochte nicht früh aufstehen, der andere mußte zum Essen zu Hause sein, der hatte Angst vor nassen Stiefeln.

Fritz brauchte dies nicht. Sein Vater, der alte verwitwete Oberförster, ließ ihn machen, was er wollte; den Hang zum Streifen durch Wald und Feld hatte er ja schließlich von ihm.

Neun Jahre war er alt, da hatte er sich ein Fesching gegen ein Iltisfell und eine gefundene Hirschstange eingetauscht. Daß der Kolbenhals erst von ihm geflickt werden mußte, erhöhte den Reiz bedeutend. Die Patronen bestritt er aus erbeuteten Fellen von Nachbars Katzen, später von Eichhörnchen und Wiesel und anderem Kleinwild.

Kein Mensch hatte ihm das Schießen beigebracht. Das lag ihm so im Blut. Daß seine Schulerfolge durch dieses Wild-Westleben nicht erhöht wurden, versteht sich von selbst. Eine Schußliste legte er sich zu, und zwar auf dem Gewehrkolben. Da waren nur ihm verständliche Zeichen eingeschnitten, kleine feine Messingnägelnchen waren als Schußzeichen aufgenagelt für jedes erbeutete Tier. — Da gab es eine besondere Reihe für Karnickel, eine besondere für Raubvögel und anderes Getier.

Mit seinem Vater kam er eigentlich nur ein einziges Mal in Konflikt. Da hatte er dem lyrisch veranlagten Lehrer im nahen Ortchen eine Drossel, die singend auf einem Baume vor dessen Fenster saß, herabgeschossen, als Rache für verbüßte Karzerstunden. Das war eine Roheit, die der Vater nicht verstehen wollte. An sich liebte Fritz ja diese Tiere auch, doch da er den Lehrer recht ärgern wollte, mußte eben die Drossel dran glauben.

Wie er später auf die Lateinschule kam, wurde die Sache immer unhaltbarer. Als Tertianer hatte er sich jetzt sogar eine richtige

Büchse zusammengezimmert. Den alten Lauf dazu besorgte er sich von seinem Freund, dem Trödler. Den Schaft schnitzte er selbst. Aber beim ersten Probeschießen flog ihm sein Nachwerk um die Ohren. Glück hatte er dabei, denn nach einigen Wochen war die Hand glänzend ausgeheilt.

Daß aber sein Leben so nicht weitergehen könne, darüber waren sich Vater und Lehrer und letzten Endes Frik selbst ganz klar. Da kam der rettende Zufall. Ein ehemaliger Mitschüler, der allerdings seine fünf Jahre älter war als Frik, schrieb aus Südwest. — Das war die Erlösung. Achtzehn Jahre zählte Frik bereits und hoßte noch in Sekunda! Die Reise wurde beschlossen, und dritter Klasse fuhr er schleunigst mit dem Woermannsdampfer hinüber.

Jetzt war er in seinem Element. Als Volontär zog er auf die Farm seines Freundes. Bald war er dort unentbehrlich. Frik konnte einfach alles, ob nun ein Kochtopf zu löten oder ein Sattel zu flicken war. Er sah, wo's fehlte, griff zu, und ihm gelang's!

Pferde waren genug auf der Farm, und bald war auch das erste sein eigen. Wie er dazu gekommen? Sehr einfach! Den Tieren, die er in Fallen fing oder auf der Jagd erlegte, zog er das Fell über die Ohren und nähte aus ihnen die schönsten Decken zusammen. Die alte Bastardfrau, die auf der Werft saß, war, ohne daß sie es wußte, seine Lehrmeisterin gewesen. Es dauerte nicht lange, so genügte der Erlös zu seinem ersten Pferd. Daß er sich das Zaumzeug selbst aus einem Kudubockfell schnitt und nähte, war selbstverständlich.

Ja, das war ein Leben für ihn! Immer in der freien Natur; Arbeit, die seinem praktischen Sinne lag! Die Fleischversorgung für die Küche! So ließ er sich das Leben gefallen!

Zu dem Pferde gehörte natürlich auch ein Hund. Rassehunde? Nein, sagte sich Frik — einen Afrikaner will ich haben. Er erhandelte sich von den Eingeborenen gegen eine Platte Tabak und ein altes Hemd einen jungen Hund, den nannte er Cäsar, zum treuen Gedenken an seine Schulzeit. Das Pferd hieß Hans, nach

dem alten Karrengaul seines Vaters. Daß es eigentlich eine Stute war, kümmerte ihn nicht. Na, und als praktischer Mann mußte er doch 'ne Stute haben — die verzinste sich doch!

So verstrich ein halbes Jahr. Da kam schon wieder die Unruhe über ihn. Ein Nachbarfarmer wollte mit Ochsenwagen und Pferden ein Jagdtreck machen. Da mußte er dabei sein!

Gern entließ man ihn nicht. Man wußte im voraus, Friße kommt nicht wieder. Der wird der richtige Buschmann!

War das nun wieder eine herrliche Zeit für ihn! Ziehen, wohin man wollte. Tag und Nacht im Freien. Bei sich nur Decken, Koch- und Jagdgerät, was man zum Leben brauchte.

Wenn des Nachts die Sterne funkelten, das Feuer knisterte, leise die Eingeborenen sich unterhielten und er lang ausgestreckt, den Sattel unterm Kopf, in seinen Decken lag, da sagte er sich wohl hundertmal: Aus Afrika gehst du nicht wieder hinaus!

Wundervoll der Duft des brennenden Kameldornholzes, wenn's so im Feuer blakte, oder früh, bevor noch die Sonne am Horizont erschien, der nun schon vertraute Morgengesang der Sandhühner in den Dornbäumen! Die köstlich klare Luft! Dann wieder zu Pferde — auf seinem ureigensten Tier, weiter durchs Land, durch Steppe und Berge ziehen. Frei, ohne Zwang — wohin man wollte! Herrgott, war die Welt doch schön!

Einmal rasteten sie auf einer Farm. Da fand er zwischen den Büchern Schillings' „Mit Bliclight und Büchse“. Hei, das war was für ihn! Während die andern ihren Skat spielten, las er unentwegt. Der Farmherr sah nach ihm hin, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und zeigte ihm eine alte Kamera. Das Ding wäre schon seit Jahren unbrauchbar, aber Friß bekäme es wohl wieder in Ordnung. Versuchen! Schwierige Arbeit! Er nahm das Ganze, wie als Knabe alle Taschenuhren, deren er habhaft werden konnte, auseinander, und schließlich klappte die Sache.

Bald hatte er eine wunderhübsche Sammlung afrikanischen Wildes zusammen. Zuerst nahm er sich nur die erlegte Beute vor,

später kamen auch Tiere in freier Wildbahn dran. Einzelne Abzüge flogen zum Alten in die Mark — statt langer Briefe.

So waren sie nun fast vier Wochen unterwegs gewesen. Da kam eines Tages der Farmer allein mit seinem Troß zurück. Und Fritz? Der war irgendwo hängengeblieben. Wo? Ja, bei der Polizeistation! — Was er ausgefressen habe? Nichts! Will Polizist werden. Kein Mensch glaubte daran; aber nach zwei Monaten war er tatsächlich Hilfspolizist. Dauernd im Sattel. Seine Stute hatte er natürlich behalten. Die schluckte den Regierungshäfer mit Vergnügen. Sonst hatte er die Mauerkeule in der Hand. Als er nämlich seinerzeit auf der Polizeistation durchkam, wurde der Ausbau der Gebäude besprochen, und Fritz ließ sich überreden mitzumachen. Aber nur auf Zeit — versicherte er.

Einen sehr guten neuen photographischen Apparat hatte er sich schon im zweiten Monat von seinem Gehalt gekauft. Und ohne den war er nie auf Patrouille.

Zwei Monate, und schon jetzt wurde ihm die Fessel lästig.

Als er sich so eines Nachts auf seinem Lager wälzte und überlegte: was machen, da rumpelte es mit Macht an seiner Tür, daß das ganze Haus erdröhnte.

„Was ist los? “ —

„Mensch, mach' auf! Es gibt Orlog!“ (Krieg.)

„Verrückt! Wo?“ —

Da kamen denn die ersten Kriegsnachrichten und der Mobilisierungsbefehl, die sein Kollege, der Herr Sergeant, gerade von Patrouille mitbrachte. Draußen standen noch die gesattelten Pferde.

Hurra! Das war was für Fritz!

Diese Nacht dachte keiner mehr an Schlafen. —

Anstrengende Tage im Sattel folgten. Überallhin brachten sie die Nachrichten. Das Hallo auf den Farmen! Die Junggesellen saßen schon nach Stunden auf ihren Pferden und ritten den Ortschaften zu. Überließen sorglos den Eingeborenen ihre Farm und ihr Vieh. Hauptsache war: nicht zu spät kommen! Die ganzen

Wege wurden lebendig: Pferdekarren, vierspännig oder auch zu zweien, Ochsenwagen, Karren, Eselgespanne, Reiter, eingeborene Boten — alles war unterwegs. An den Telephonleitungen in der Nähe der Ortschaften hockten sie an den Hörern wie Bienen-schwärme.

Mancher kriegsunbrauchbare Mann wurde stellvertretender Beherrscher von zehn, zwanzig Farmen und verwaltete ein Ländchen, größer als unsere kleinen Fürsten zu Hause. Die Farmersfrauen blieben allein auf der Farm und wirtschafteten weiter. Kein leichtes Stück!

Fritz war schon nach vierzehn Tagen an der Front, und zwar im äußersten Süden. Den kannte er noch nicht. Bald wurde er, obgleich ein einfacher Reiter, ein gesuchter Patrouillengänger, und manch' Schnippchen hat er dem Feind geschlagen.

Ritt er doch, als die feindliche Besetzung weiter vorrückte, mutter-seelenallein hoch zu Ross nachts in eine der besetzten Ortschaften. Burisch reden konnte er, als ob er mit den Afrikanern aufgewachsen wäre. Na — und bei Nacht sind alle Katzen grau. Hans scheute erst vor den vielen Autos, und dem Cäsar wurde unheimlich zumute! Aber das tat ja nichts! Im Garten eines deutschen Kaufmannes band er sein Pferd an einen verkümmerten Pfefferbaum. Sah dann ins erleuchtete Fenster, stellte fest, daß der Deutsche gerade mit seiner Frau das Abendbrot einnahm. Also hinein! Als er um die Ecke des Hauses kam, um die Haustür zu gewinnen, rannte er mit einem Tommy zusammen. Konnte Fritz da afrikanisch grob werden, daß Cäsar sogar, der beim Hans geblieben, miffläffte. Dann war Fritz drinnen. Fragte die ganz Verstörten aus. Nachdem er genug erfahren, meinte er gemütlich, indem er auf den Tisch wies: „So, nun fahr mal auf!“ Es schmeckte ihm vorzüglich; nur daß sie einmal durch einen Unionsoffizier gestört wurden, der allerdings Erkundigungen einziehen wollte. Fritz saß derweilen im Schrank unter den Röcken der gnädigen Frau. Sobald die Luft rein war, ließ er sich noch die Taschen mit Zigaretten vollstopfen. Das Gewehr über 'm „Ast“ — ging er seelenruhig zu seinem Hans,

der ihn leise wiehernd begrüßte: „Morrow“, — sagte er und ritt in die Berge.

1915 im Juli war ja der Feldzug bei uns zu Ende. Aktiv war Frik nicht. Ins Camp gehörte er aber trotzdem — als Polizeibeamter. Aber nichts zu machen; verschwunden war er mit einem wundervollen Truppengaul am Halfter, den er sich aus dem Pferdefraal der Engländer gegen eine Flasche Whisky besorgt hatte.

Ein, zwei Jahre ging die Sache gut. Dann, eines Tages aber nahm man ihn fest wegen unerlaubten Führens eines Gewehrs. Unter starker Bewachung fuhr er im Ochsenwagen, auf dem auch ein paar Farmer aus dem gleichen Grunde als Schwerverbrecher saßen, zum Magistrat. Auf dem Wagen wurde auf der Vorkiste natürlich Skat gespielt; die Gegend war auch danach! Hans, sein Pferd, trottete immer hinterher. Cäsar lag auf dem Wagen. Blieb Hans einmal stehen, um zu fressen, war Cäsar sofort herunter vom Wagen und brachte ihn wieder heran. Ordnung muß sein!

Beim Magistrat stellte auf einmal der Staatsanwalt, der englische Sergeant, fest, Frik sei Beamter; er müsse nach Deutschland; denn alle Beamten würden zwangsweise heimgeschickt.

„Gott sei Dank“, sagte Frik mit solcher Überzeugungstreue, daß jeder dachte, er führe lieber heute als morgen. — Wann der nächste Dampfer ginge? Ja, in drei Tagen ab Walfischbai. Wenn er dann nur noch mitkäme; dann müßte er aber sofort abreiten und seine Sachen holen!

Frik bekam einen Paß und ritt strahlend nach Hause, packte sein Zelt brav dem Hans auf den Rücken und ritt auf seinem Beutepferd — in seine Berge.

Hinten weit in unzugänglicher Gegend gab es noch Wasser, das kannte nur er. Das Zelt wurde aufgeschlagen und alles wohnlich eingerichtet. Ein paar Nächte später traf er wieder auf seinem Platz ein und holte ein paar Hühner; denn Eier aß er für sein Leben gern. Ein Wasserbehälter für fünfzig Liter wurde auch mitgenommen. Dann noch einen Abschiedsskat, und vor Sonnenaufgang ritt er wieder in die Berge.

Nachgefragt hatte man noch nicht nach ihm. Er würde schon kommen, er, der so gern nach Deutschland wollte.

In Kürze hatte er sich ein idyllisches Jagdhäuschen neben dem Zelt erbaut, unter einem alten Kameldornbaum war Tisch und Stuhl aus Felsstücken entstanden; die Hühner gackerten und legten ihre Eier. Das Dörrfleisch vom letzten Kudu hing in den Baumzweigen; daneben qualmte seine Räucherei, wo das schönste Rauchfleisch entstand. Und über dem allem strahlte die Sonne vom immer blauen Himmel herab. Eine neue Schakaldecke war auch schon wieder in Arbeit; denn sein Eisen lieferte ihm reichliche Beute.



Des Nachts entwickelte er seine Aufnahmen. Wundervolles Leben! — dachte Fritz, indem er von seinem schattigen Baum aus die im Talkessel weidenden Pferde betrachtete, die treu von Cäsar bewacht wurden.

Eines Tages packte ihn aber die Neugier. 'Mal seh'n, wie es in der Welt zugeht, sagte er sich. Spät in der Nacht klopfte er bei seinem Freund an.

„Du, die suchen dich! Hab gesagt, du wärest zum Arzt — schwer krank —“

„So,“ sagte Fritz, „famos!“ Setzte sich hin und schrieb: „Dear Sir! I am damned sick of Malaria; I am very sorry, but come as soon as possible. Yours truly Fritz.—“

Schickten die beiden einen Jungen los mit Fritzens Koffer, in den ein paar alte Lappen hineingepackt waren.

Der Magistrat empfing Brief und Koffer: „poor fellow“ — sagte er — sonst nichts!

Der erste Beamtendampfer fuhr und auch der zweite. Der Friede kam — aber anders als Fritz ihn sich dachte! Lange überlegte er, ob er nicht am besten nach Angola ginge. Dann sagte er sich: „Ach wagt! Ist's nun ein Jahr gut gegangen, geht's auch noch weiter so! Möglich, daß sie mich auch noch ganz vergessen.“

Das tat man aber nicht, und bald waren Patrouillen unterwegs nach ihm.

Wurde das Wasser später mal knapp, dann tränkte Fritz jede zweite Nacht bei irgend einem Farmer. Es waren keine leichten Ritte so querfeldein durch den nächtlichen Dornbusch.

Mancher fand seine Spuren des Morgens an der Tränke, mancher einen Zettel mit: „Besten Dank, Fritz!“ in seinem Vorratsraum, wo Fritz sich Salz, Mehl, Zucker und anderes Wichtige geholt hatte, und freute sich herzlich darüber. Alsdann ließ Fritz eine Gemböckleule oder anderes Wildbret, wohl ein paar frisch gedrehte Ochsenriemen oder einiges selbstverfertigte Kinderspielzeug zurück.



H. ANT
A SINENBORN
HUEL

Wollte er mal Menschen um sich haben, dann spielte er nchterweile bei irgendeinem der Farmer seinen geliebten Skat. Da ging's hoch her, denn: „Friß ist da!“

Das war die Zeit, in der auch wir Friß hin und wieder sahen. Alle Farmerhunde kannten ihn bald; keiner klffte ihn mehr an, sobald Cäsar, immer eine Weile voraus, bei ihnen eintraf. Späterhin ließ er sich sogar bei Tage sehen. Ritt auch einmal freundlich grüßend und um Feuer bittend an einer ihn suchenden englischen Patrouille vorbei. Aber da kam das Unglück in Gestalt des Eingeborenen, der, zur Patrouille gehörend, eine Strecke zurückgeblieben war. Der erkannte ihn und rief es seinen Leuten zu; bis die jedoch so weit waren, war Hans mit Friß längst verschwunden.

Immer sorgloser wurde er, und es machte ihm jetzt Spaß, mit der Gefahr zu spielen. Zwei-, dreimal entkam er ihnen noch. Einmal zum Fenster hinaus, wo er sogar das Pferd des englischen Polizisten einige Kilometer zu seiner Flucht benutzte.

Aber schließlich hatte er doch fest dabei.

Eines Abends — er hatte sich gerade Post bei seinem Freunde geholt — ritt er beim letzten Sonnenschimmer, die Briefe studierend, achtlos die Pad entlang, fast schleppten die Zügel auf dem Boden.

Hans machte es sich bequem, nahm hier und da ein Maul voll Gras. Da wurde Friß auf kurze Entfernung angerufen. Ohne sich zu besinnen, Sporen eingesetzt und — weg war er! Der Wind pfiff ihm um die Ohren, die Dornen nahmen Feden aus seinem Hemde und ließen sie wie lustige Fhnchen flattern.

Unendlich kurz ist ja die Sdwester Dämmerung, und so glaubte er sich bald in Sicherheit. Außerdem wußte er, daß sie nicht auf ihn schießen würden; dazu bewunderten sie ihn viel zu sehr und betrachteten nebenbei die Jagd auf ihn mehr als Sport.

Eine Stunde später — es war stockfinster — sattelte Friß ab; steckte sein Pfeifchen an und wickelte sich in seinen Woilach. Hans durfte ruhig umherweiden; der war so gut gezogen, daß er an ein Fortlaufen überhaupt nicht dachte.

Viel Zeit ließ sich Frits am nächsten Morgen. Traute auch der Patrouille das Nachreiten nicht zu. Ließ sich erst von der Sonne wärmen, dann sattelte er. Beinahe war er fertig, da klang das verdammte „Hands up!“ ihm in die Ohren.

Schluß, Frits! Diesmal wird's nichts! Er hoffte noch auf Gelegenheit, während des Rittes zum Magistrat auszukneifen. — Aber die Kerls waren auch schlau geworden: Handschellen legten sie ihm an. Verteufelt noch mal! Aber Zigaretten wurden trotzdem ausgetauscht. Um Mittag kamen sie an einem Farmhaus vorbei. Frits wollte dort Lebewohl sagen. Die Patrouille kam mit herein. Der Whisky war gut, sehr gut und reichlich. Nach einer Stunde versuchte Frits sich herauszudrücken — und die Handschellen klangen auch so vertrauensvoll. — Drei Minuten war er fort, da wurde der Sergeant unruhig. Ging hinaus — ja, fort war Frits!

Zu Pferde war es nicht gegangen, die hütete der Eingeborene, und er, — Frits — hatte ja Handschellen. Springend, von Grasbüschel zu Grasbüschel, um keine Spur zu hinterlassen, war er in den Busch geflohen.

Doch nach einer halben Stunde hatten sie ihn, und vier Tage später saß er auf dem Dampfer.

In Deutschland hielt er es nur kurze Zeit aus: dann war er ohne Paß und Geld — wer weiß wie — wieder unterwegs.

Jetzt steckt er in Mexiko.

Halb zerfallen und verlassen steht seine Hütte noch. Die Hühner hat der Schakal geholt. Cäsar fristet auf der Farm von einem ehemaligen Freunde sein Leben. Hans ist von der englischen Polizei requiriert und der Truppengaul verschollen. —

Nur heiß und glühend brennt die Sonne tagein — tagaus noch auf sein einsames Tal fern in Südwestafrikas Bergen.

Nach Südafrika

Das Kriegsende war also anders gekommen, als wir es erhofft hatten. Immer trauriger wurd's mit den Geldverhältnissen, und viele, auch nicht Ausgewiesene, versuchten woanders ihr Fortkommen. So kam das Jahr 1920 heran, und da keine pekuniäre Unterstützung von irgendeiner Seite zu erwarten war, entschloß ich mich, das umzusetzen, was uns verblieben war. Leicht war's nicht, denn Farmen wurden zu lächerlichen Preisen massenhaft angeboten. Viele hatten noch gut verkauft, jedoch je weiter die Zeit vorschritt, desto mehr ging die südafrikanische Nachfrage zurück, denn die Leute kamen ja für uns als Käufer eigentlich nur in Betracht.

Nach Verkauf blieben wir dann noch einige kurze Zeit in Windhuk, wo unser dritter Sohn geboren wurde. Zehn Tage alt aber trat der kleine Mann schon seine Reise mit uns nach Südafrika an.

Umständlich war die Behandlung der Aus- und Einreiseerlaubnis von Südwest nach Südafrika. In Windhuk wurde diese von den Beamten erst nach längeren Nachfragen genehmigt und erteilt mit der Anweisung, mich sofort am Ziel meiner Reise auf der Polizeibehörde zu melden. Als gewissenhafter Deutscher tat ich dies denn auch, doch schüttelte man dort verständnislos lächelnd den Kopf und bedeutete mir, ich könnte tun und lassen, was ich wolle, reisen und Wohnung nehmen in Südafrika, wie und wo es mir beliebe, und ein weiteres Melden, wie dies mir von Windhuk aus vorgeschrieben war, wurde als absolut unnötig bezeichnet.

Tage und Nächte lang rollte unser Zug durch das weite endlose Südwest von Norden nach Süden vorbei an mir liebgewordenen Gegenden. Die beiden Ältesten hockten dauernd am Fenster, wurden nicht müde, die weite, an sich so eintönige Landschaft zu betrachten. Außer den kleinen, seltenen Stationsgebäuden sieht man

doch nichts von Farmen, vom wirtschaftlichen Leben. Der Jüngste aber schlief brav und artig im Kofferdeckel, den wir wundervoll in den praktischen Abteilen verstauen konnten.

Dann ging's über den Oranjesfluß, und Südwestafrika lag hinter uns. Wenig Änderung bot die Landschaft zuerst. In De Nar machten die mit weißen Steinen an den Bergeshängen in Schriftsatz zusammengestellten Reklameschriften natürlich großen Eindruck auf die kleinen Reisenden.

„Bitte Achtung, gnädige Frau“, ich reichte der Dame, die uns in Empfang nahm, ein Deckenbündelchen aus dem Fenster des Abteils, „zerbrechlich!“

Und doch hätte sie das Paketchen im ersten Schrecken fast fallen lassen, als plötzlich die kräftige Stimme unseres Jüngsten aus den Hüllen hervorquakte. Es war ihr vollkommen neu, daß wir inzwischen Familienzuwachs erhalten hatten. Angemeldet hatten wir es nicht.

Auf der hochrädigen Capfarre fuhren wir in flottem Trabe durch die wundervollen Eichenalleen von Stellenbosch. Einfache, alte holländische Häuser im schönen alten Stil, zum Teil noch aus dem 17. Jahrhundert, dazwischen, in blumige, blühende Gärten eingebettet, kleinere Villen späteren Datums. Und an der Seite der Straße rauschte ein Bächlein durch den Ort. Die Eichenalleen hatte der alte van Ribbeck vor Jahrhunderten angepflanzt, und nun standen die stämmigen Burschen da im grünen Blätterschmuck. Von allen Seiten schimmerten die Berge herüber, die Stellenbosch im Halbkreise umziehen.

Schon auf dem letzten Teil der Fahrt glaubte man nicht mehr in Afrika zu sein. Worcester, eins der entzückendsten Plätzchen, das wir bei kurzem Aufenthalt kennenlernten, erinnert unbedingt an Norditalien, besonders wenn man auf die hohen blauen, schneebedeckten Berge schaut.

Dann die Fahrt durchs Heerivertal von unendlichen Höhen herabkommend. An den Hängen in die Tiefe gleitend, breiteten sich vor unsern Blicken überall groß angelegte Obstplantagen, Wein-

güter aus. Der Capwein ist ja auch in Deutschland bekannt. Häufiger und häufiger tauchten Häuser auf, kleine Ortschaften und Städte.

Dies wurde sogar meinen Söhnen zuviel, und sie fragten: „Du Bating, wann kommt 'mal wieder eine schöne, weite Strecke ohne Häuser und Menschen?“ . . .

Nun also waren wir in Stellenbosch, der nationalen Hochburg der Buren in Südafrika. Eine deutsche Familie, die auch einst in Südwest ansässig gewesen, verpachtete uns ihre Villa, ein entzückendes Häuschen, über und über mit rosa und weißen Rosen bepflanzt.

Es war Regenzeit, und die Felder, die wir von unsern Fenstern aus am Rande des Ortes in leuchtend grünen Farben liegen sahen, standen im schärfsten Kontrast zu den gelben — grauen Farben Südwestafrikas. Rundherum Kiefernwälder, Anpflanzungen, die einen an Deutschland erinnerten.

Und dann ging ich auf die Arbeitsuche. Ein Mitarbeiter der nationalen Zeitung Südafrikas, der Zeitung der Afrikaners, den ich vor zirka einem halben Jahr in Südwest getroffen hatte, war gewissermaßen der Anstoß für meine neue Tätigkeit gewesen.

Schon in den nächsten Tagen fuhr ich nach dem nahen Kapstadt und machte der Nationalen Pers meinen Besuch, im besonderen der Verlagsabteilung.

Kapstadt, an weiter freier Bucht zu Füßen des stolzen, über tausend Meter aufragenden Tafelberges, ist eine zum Teil schöne, moderne Großstadt, die sich langsam hügelan aufzieht. Besonders entzückend sind rundherum die kleinen Badeorte und ferner die von Cecil Rhodes geschaffene großzügige Anlage Groote Schuur. Dort stehen auch zwei Häuser mitten im Park, in denen nach besonderen Bestimmungen südafrikanische Künstler freie Wohnung und Aufnahme für gewisse Zeitabschnitte finden.

Kapstadt selber ist aber doch richtige englische Kolonialstadt. Am Tage möchte man sagen Großstadt, aber abends nach neun ist bis auf das Theater alles Leben erstorben.

Nach längeren Verhandlungen im Buchverlag wurde mein Antrag, mir monatlich eine bestimmte Summe für meine zu leistenden Arbeiten anzusetzen, allerdings nicht angenommen, jedoch erhielt ich sofort einige größere Aufträge. So fuhr ich denn mit den ersten Manuskripten nach Stellenbosch zurück, setzte mich hin und zeichnete. Buch auf Buch folgte.

Am Ersten des nächsten Monats fuhr ich wieder hinein zu meinen Auftraggebern, um mein Honorar einzustreichen. Es war eine runde volle Summe und überstieg das von mir geforderte Monatsgehalt um ein Bedeutendes.

Dann aber arbeitete ich auch mit den Redaktionen antienglischer Blätter, verschaffte ihnen Artikel aus Südwestafrika und den deutschen Zeitungen, für dort wieder Beiträge von hier. Alle möglichen Zuschriften, Aufsätze, Beschwerden über die neue Verwaltung gelangten aus unserm alten Südwest in meine Hände und wanderten als Leitartikel in die burischen Blätter. So griff ein Rad ins andere.

In meinen Mußstunden aber hatte ich die ersten Aufzeichnungen zu einer Tiernovelle gemacht und diese mit zahlreichen Federzeichnungen ausgeschmückt. Nach zwei Albildern, die zu dem Inhalt paßten, ließ ich auf eigene Kosten zwei Vierfarbendrucke herstellen, legte das zu dem schon vorhandenen Material und übergab es in Überlegung einem Verlage, der es als kleines Bändchen herausbrachte. Eine kleine Anzahlung wurde mir geleistet, aber Abrechnungen habe ich später nie erhalten können . . .

Stellenbosch ist die Hochburg der nationalen Buren und hat als solche auch die burische Universität am Platze. Bald lernte ich die Professoren und Dozenten kennen, die fast alle der deutschen Sprache mächtig waren und zum großen Teil in Deutschland studiert hatten. Es entwickelte sich ein reizender Verkehr.

Ferner lebte auch, uns Südwestern besonders interessant, der Sohn jenes Missionars dort, der in unserem Windhof die erste Missionsanlage gegründet hatte.

Auch Deutsche gab es hier, so daß wir Anregung in jeder Richtung hatten. Bis spät in die Nacht jedoch arbeitete ich an meinem Schreibtisch, zeichnete und illustrierte. Es sah fast so aus, als ob wir hier noch einmal festen Fuß fassen sollten.

Für meine Jungen war der Garten ein Dorado. Früchte aller Arten wuchsen ihnen in den Mund. Faustgroße Pfirsiche, Nektarinen, Loquards, Feigen, Guaven und was man sich sonst denken mag, vor allem aber Weintrauben.

Nach einiger Zeit aber mußten wir unsere Wohnung wechseln, da der Besitzer, der uns diese verpachtet hatte, seine Rückkehr aus dem Innern ankündigte. Nach einigem Umherfragen hatten wir wieder ein hübsches Häuschen, einstöckig, mitten in der Ortschaft, bezogen.

Als ich am ersten Morgen in der Frühe in den Vorgarten ging, kam mir ein junges Mädel von sechzehn Jahren mit einer Milchkanne entgegen: für den Jüngsten mit nachbarlichem Gruß! — Und kurz darauf ein anderes Fräulein mit einer Schüssel Gurkensalat: die ersten Gurken des Jahres! — Zu nett, solch eine Begrüßung durch die Bewohner der nebenanliegenden Villen.

Im übrigen ist es hier nicht Sitte, daß ein Neuankömmling irgendwelche Besuche auf eigene Faust unternimmt, sondern er muß schön abwarten, bis die Alteingesessenen ihn ihres Besuches würdigen. — Wir lernten interessante Leute kennen und hatten Besuch oft bis in die Nacht hinein.

Stellenbosch ist wohl das Zentrum des Geistes und Kunstlebens von Südafrika. In den ersten Monaten, die ich dort wohnte, gab es zwei sehr gute Kunstausstellungen südafrikanischer Maler. Beide lernte ich persönlich kennen, und mit dem einen von ihnen zog ich häufig mit Pinsel und Palette in die nahe Umgebung, in die Berge, während meine Söhnchen das andere Malgerät hinter uns herschleppten.

Und dann versuchte ich meine erste Ausstellung im Saal des Konservatoriums, freundlichst von allen Seiten unterstützt, zu machen. Viel Arbeit, — aber verkauft wurde nichts.

„Ja,“ sagte mir ein Eingeweihter. „mein Bester, das müssen Sie auch hier ganz anders anfassen. Sehen Sie sich 'mal das an, wie Ihr Kollege, der hier nächste Woche eine Ausstellung macht, die Sache einleitet und aufbaut.“

Diese Ausstellung wurde angekündigt, im selben Saale. Die Wände voller Bilder, ganz wie bei mir. Aber — überall zur Ausschmückung kleine Bäumchen, Vasen voller Blumen und dort auf der erhöhten Empore Korbstühle, und es gab, von jungen Damen herumgereicht, Tee und Gebäck, und bald war die ganze Ortschaft dort versammelt. Alle hatten Privateinladungsschreiben erhalten.

Der Künstler aber im Gesellschaftsanzug begrüßte seine Gäste, führte sie von Bild zu Bild, gab Erklärungen über Entstehung und Motive.

Er soll sehr gut verkauft haben . . .

Wir fühlten uns im übrigen bald zugehörig zu allen. Die Freundlichkeit, mit der man uns entgegenkam, war herzerfrischend, ebenso die Stimmung gegen England. Besonders interessant war eine größere Festlichkeit, die sogenannte „Kirmes“ von Stellenbosch, zugunsten des Universitätsfonds.

Unter den breiten parkartigen Eichenalleen Duzende von Zelten, Hütten, Häuschen aller Art. Alte Ochsenwagen, die der Vortreiber, der ersten ins Land gewanderten Buren, Kunstbuden und sogar — ein deutsches Haus, und zwar eine Art Sennhütte. Diese hatten die Deutschen des Ortes unter Leitung eines ebenfalls am Platz wohnenden deutschen Künstlers, dem ich mit dem Pinsel auch bei der Ausschmückung half, aus dem Nichts hervorgezaubert. Lange Bänke standen daneben, es wurde Bier ausgeschenkt und deutsche Würstchen verkauft, an die die Gäste sehr zaghaft herangingen, da Wurst ein unbekannter Begriff in Südafrika ist. Als man aber dahinterkam, wie vorzüglich die Dinger schmeckten, konnten gar nicht genug herbeigeschafft werden. Stolz wehte die deutsche Flagge vom Mast herab und kündigte von weitem an, daß hier Deutsche ihr Plätzchen aufgeschlagen hatten.

Zur Einweihung kam sogar der vor kurzem aus Deutschland zurückgekehrte Generalkonsul mit seiner Frau und wurde mit begeisterten Hoch mit dem Riede „Deutschland, Deutschland über alles“ durch die Stellenboscher Studenten begrüßt.

Übrigens fällt mir hier ein kleines Erlebnis ein, das ich einige Tage vorher in Kapstadt auf dem Konsulat hatte. Eine deutsche Dame aus Südafrika erschien im Büro und fragte nach dem Konsul. Der Schreiber, der gerade in der halb offenen Tür zu seinem Chef stand, bat um einen Augenblick Entschuldigung, er wolle „Herrn Geheimrat“ fragen. Darauf die Dame entrüstet: „Ach wat, Geheimrat, ich denk, mit dem Schwindel habt ihr mit der Revolution in Deutschland aufgeräumt!“ —

Als die Wahlen zum Parlament begannen, war Stellenbosch wie ein Ameisenhaufen, in den man einen Feuerbrand geworfen. Hier ging's nicht um Rechts und Links, sondern hier hieß es: Die Engländer, die Bur!

Die Engländer brachten Propagandafilme, darunter auch einen, um zu zeigen, daß mit Deutschfreundlichkeit kein Staat zu machen sei. Der Film des Grafen Dohna mit seiner „Möwe"! Ein Schiff nach dem andern wurde auf der Glimmerwand versenkt. Und dazu die Titel: Frauen und Kinder versinken in den Fluten. Fünfhundert Pferde erleiden den Tod des Ertrinkens! Pfiffe und Rufe wurden laut — und plötzlich war kein Engländer mehr im Saal.

Dann erschien das Schlußbild: Admiral S. begrüßt Graf Dohna nach seiner Rückkehr. Brausende Hochrufe, trampelnde Füße, daß der ganze Saal erbehte.

Die lange Nacht hindurch standen Afrikaner in den Straßen vor den Tafeln, an denen die Wahlresultate veröffentlicht wurden. Wie das Brausen eines Bienenstocks klang aus der Ferne das Gemurmeln bis zu uns in das Schlafzimmer. Hin und wieder schwoll das Geseumm zu tosendem Jubel an, und dann wußten wir, daß wieder ein Nationaler durch war, ein Bur.

Was aber damals nicht wurde, schaffte die folgende Wahl, bei der General Herzog auf den Schild erhoben wurde. —

Und die Zeit verging. Zu arbeiten gab's immer weniger für mich, denn so groß ist der Bücherbedarf Südafrikas nicht, daß man das ganze Jahr von Illustrationsarbeiten leben könnte. So entschlossen wir uns dann nach langem Überlegen, mit dem ersten deutschen Dampfer, der gemeldet war, nach fast zehnjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückzukehren.

Nie werde ich den letzten Abend in unserm Häuschen vergessen, wo die Deutschen und verschiedene Professoren der Buren bei uns zum Abschiedschoppen waren, zu dessen Schluß noch unser „Deutschland, Deutschland über alles“ durch die offenen Fenster hinausklang ins schlafende Städtchen.

Als ich dann auf der Passageabteilung der deutschen Afrikalinie Plätze belegt hatte, wanderte ich mit meinem Skizzenbuch langsam am Fuße des Tafelberges und kletterte noch ein Stückchen durch die Hügel.

Da sah ich ein kleines, altes, weißes Burenhäuschen in malerischem Winkel. Ich schritt darauf zu und hoßte mich zu Füßen eines hohen Eukalyptus, nahm mein Zeichenbuch und fing an zu skizzieren. Wasser zum Malen lieferte der Quell, der neben mir talwärts rieselte. Mit wievielerlei Flüssigkeit hatte ich nicht schon in Afrika gepinselt! Mit Kaffee, mit Tee aus der Feldflasche, wenn's kein Wasser gab rund umher, mit Whisky, mit Rum und wie oft nicht auch mit Salzwasser irgendwo am Strande des Atlantischen oder Indischen Ozeans.

Halb offen stand die Tür des im tiefen Frieden daliegenden Hauses. Neben dem Schuppen am Gartenzaun lag viel altes Gerümpel, und als ich dies nun unter den Pinsel nahm, erkannte ich einzelne Teile eines alten Ochsenwagens. Während des Zeichnens mußte ich immer an diesen denken, an das, was er wohl einst alles gesehen und erlebt hatte. Nichts findet man in diesem Lande ja so häufig abgebildet in Schriften, Büchern und Wandbildern als den Ochsenwagen . . .

Langsam bewegt sich der schwerfällige, alte Ochsenwagen die Pfade entlang. Im langsamen Zuge, ratternd und knarrend, in tiefen

Staub gehüllt, so fährt er durch das weite Sonnenland. In alten Zeiten fast das einzige Fortbewegungsmittel, damals als die ersten Buren sich das Land untertan machten. Die alten Buren, die in die unerforschte Wildnis hineinfuhren, die Berge, Flüsse und Ströme taufte, Farmen, Ortschaften und Städte gründeten — die Vortrecker.

Wenig nur hat sich die Form des Ochsenwagens verändert im Laufe der Zeiten. Praktisch ist er und dauerhaft. Gemeiniglich grün gestrichen mit roten Felgen und Speichen. Auf dem hinteren Ende des Aufbaus das Verdeck, das hüttenartige Zelt, in dem man Schutz sucht vor den Sonnenstrahlen, Schutz vor herabströmendem Regen. Dort auch ist die Lagerstatt, das provisorische Bett untergebracht, das aus einem viereckigen Rahmen besteht, kreuz und quer verflochten mit federnden Ochsenriemen.

Rechts und links an den Außenseiten des Wagens läuft die Keling entlang, die bis über die Räder hinausgreift, auf der Kisten und Kasten mit hinaufgestapelt werden. Vorn auf dem Ochsenwagen steht die Vorkiste, die alles enthält, was man zum Leben auf Pad gebraucht, was man zur Instandhaltung des Wagens nötig hat. Da liegt die eiserne Hebewinde, der Domkracht zum Emporwinden der Räder, wenn diese geschmiert werden sollen, und das Fett dazu. Da liegen die Reservestruppen und Jochscheite, Beil, Hackmesser und Schäkel zum Zusammenhalten der Treckketten. An den meisten Ochsenwagen hängt auch unter der Keling seitwärts eine kleinere Kiste, in der Hammer und Kneifzange, Schraubenschlüssel, Schrauben und ähnliches griffbereit zur Hand liegen.

Im andern Fach der Vorkiste aber findet man Teller und Becher aus Blech, Messer und Gabel, den täglichen Proviant, Kaffee und Zucker, Butter, Brot und Dörrfleisch.

Das Wasserfaß, das für jegliche Pad unbedingt vonnöten, steht hinten auf dem Ochsenwagen festgebunden mit Draht und Ochsenriemen. Und unterhalb ist der Platz für die Remme (Bremse), die, durch Gewinde mit der Hand angezogen, die meistens selbstverfertigten Remmklöße zum Halten an die Räder preßt. Unter der



Hinterachse aber und dem Langbaum hängen die unzähligen Sachen der Eingeborenen, des Treibers, des Tauleiters, als da sind: schmiedrige, verrußte Kochtöpfe, Kessel, Kalabassen und anderes mehr.

Der Durchschnittswagen trägt Lasten bis zu achtzig Zentnern. Natürlich gibt es schwächere und bedeutend stärkere.

Alles was zum Aufbau einer Farm gehört, rollt der brave Ochsenwagen auf langen Wegen herbei. Bringt den Proviant für Farmer und Farmarbeiter oder schleppt die Ernte hinunter zur Bahn.

Auf Jagd nimmt man den Ochsenwagen mit, reitet wohl zu Pferde nebenher, doch Decken und Schlaffack, das Salz zum Einsalzen des Fleisches ist in den Tiefen des Wagens verstaut.

Es schwebt ein Hauch von Poesie um diesen Ochsenwagen, ähnlich wie hier in Deutschland um die alte, fast verschwundene Postkutsche, die einst die Reisenden über Berg und Thal, durch Heiden, Wiesen und Felder führte.

Ja, was hat solch alter Ochsenwagen nicht alles in seinem langen schweren Leben gesehen! Auf ihm sind auch die ersten Weißen nach Südwest eingedrungen, über den Dranje, durch die Kalahari vor langen, langen Jahren. Er brachte die ganzen Familien, Frauen und Kinder ins Land.

Auch wir sind so auf unsere Farm gefahren! Manchen Kranken, manchen Verwundeten und Sterbenden fuhr der Ochsenwagen rüttelnd und stoßend dahin unter der glühenden Sonne, in eiskalter Nacht. Sah auch wohl die Geburt eines jungen Menschen mitten da draußen im weiten Welde.

Schwer keuchend ins Joch gebeugt zieht die lange Reihe der Ochsen ihn über die sandige Pad, durch tiefe Niviere und reißende Ströme, über Bergeshöhen und durch felsige Schluchten. Langsam mahlen die Räder durch losen Sand. In strahlend gelbem Käschenschmuck stehen im Frühling die Dornbüsche und Dornbäume. Liebllicher Mimosenduft mischt sich mit dem wallenden Staub des Weges.

Heiß prallt die glühende afrikanische Sonne auf Tier und Menschen, und der Farnhund stapft im Wege unter dem Schatten des Wagens.

Schwer die Stirne zur Erde gebeugt
Der Ochsenzug durchs Sandfeld keucht.
Heißglühende Sonne und dichter Staub,
An knorrigen Bäumen graugrünes Laub.

In langer Reihe ziehen sie schwer
Den Wagen langsam durchs Gräsermeer.
Durch rote sandig verfahrenes Pad
Mahlt langsam, so langsam das Wagenrad.

Scharf knallt die Schwipp auf die Ochsenreih',
Grell tönt des Treibers heiserer Schrei
Und geduldig keuchend im steten Gang,
So trecken die Ochsen die Pad entlang.

In wilden Bächen schießt, strömt Regen und Hagel vom Himmel herab, Stunden um Stunden, daß der Wagen dasteht in einem brodelnden Wassermeer, und zusammengekauert suchen die Menschen Schutz unterm Verdeck. —

Doch meist ist warme, trockene Zeit. Spannt man die Ochsen zum Sonnenuntergang aus, damit sie am gelben harten Grase den Hunger stillen, dann flackert auch bald das Feuer neben dem Wagen empor, und man lagert sich um die Wärme spendende Flamme. Das Abendessen wird gerüstet, Tee oder Kaffee gekocht. Gedörstes Fleisch schmeckt gut zur einfachen Schnitte Brot. Oder aber es bruzzelt wohl auch ein Stück Wildfleisch auf der Pfanne von dem Bod, dem ein schnell hingeworfener Schuß das Leben nahm.

Schnell sinkt die Sonne, und die Sterne blitzen herab vom unendlichen Firmament. Erfrischend legt die Nachtlust ihre kühlen Hände auf die sonnverbrannten Gesichter.

Bald qualmen die Pfeifen der Männer, und alte Geschichten von hier und dort klingen ums Feuer. Etwas abseits sitzen die

Farbigen, rühren mit einem Jochscheit den Maispapp in ihrem Kochgeschirr, löffeln langsam mit eben jenem Scheit Bissen für Bissen in den Mund, oder aber sie fassen kleine Brocken mit den Fingern, reiben sie mit den Handflächen zu Kugeln, lassen diese mit einem Ruck zwischen den blühenden Zähnen verschwinden, bis auch bei ihnen die Pfeife zu ihrem Rechte kommt.

Die Pfeifen — seltsame Gebilde sind's häufig! Dort der kleine Kasorotwa hat einen Wildknochen, in dessen breite Öffnung er den Tabak schiebt. Rollt auf der Hand für kurze Sekunden ein glühendes Stück Holzkohle aus dem Feuer, legt es auf das geliebte, duftende Kraut. Scharf muß der Tabak sein für die Farbigen, daß er reizt und brennt und wenn auch etwas — Ruhmist schließlich dazu mit helfen muß! Und mit geblähten Rüstern schmaucht der Kleine den Rauch ein und aus.

Aber bei den alten Südwestern, den Weißen, den Jägern und Reitern, stand damals wohl der Plattentabak in höchstem Ansehen. Nie vergesse ich das Gesicht eines von diesen, dem ich nach Jahren hier in Deutschland ein solches Stück Tabak unter die Nase hielt. Wie ihm die Augen leuchteten, als die ersten blauen, duftenden Wolken emporswirbelten. Da war er wieder „drüben“ und träumte von seligen Stunden im Feld, auf Pad, im Sattel, auf dem Ochsenwagen . . .

Doch langsam rückt die Nacht vor, und alles legt sich um den ausgespannten Ochsenwagen zur Ruhe. Gleichmäßig gehen die Atemzüge der Schlafenden, bis langsam der goldiggelbe Mond über Büsche und Berge steigt.

Ein kurzer Ruf weckt die Eingeborenen, damit sie die Ochsen herantreiben von der Weide. Langsam wie dunkle Schatten schieben sich die Schwergehörnten über das im Mondschein leuchtende lange, weiche Gras.

Alle haben sie noch ihre Ochsenriemen um ihre Hörner geknotet, werden neben der langen Treckkette, an der ausgerichtet die Joche ordnungsgemäß befestigt sind, in eine Reihe zusammengetrieben. Dann holt der Treiber, der Fuhrlater, den einzelnen Ochsen am

Riemen hervor, führt ihn an seinen Platz, legt ihm das hölzerne Joch auf den Nacken.

Inzwischen ist alles Gerät und Gepäck im Wagen verstaут. Knallend, funkensprühend fährt die lange Schwipp, die Peitsche, über die Rücken der Zugtiere. Ein wellenartiges Drängen und Schieben der einzelnen Paare, nach hier, nach dort, läuft die Reihe entlang und dann, mit einem Ruck, setzt sich langsam das Gefährt in Bewegung, rattert im kriechenden Vier-Kilometer-Tempo davon.

Ein Weilchen wohl marschiert noch der Weiße in der frischen Nachtluft nebenher und klettert dann auf die Vorkiste des Ochsenwagens, blickt über das schweigende, endlose Land. Es locken die Cunjäs, bald näher, bald ferner, sonst Schweigen in tiefer Nacht. Leis nur das Schnaufen der Ochsen, das Knirschen der schreitenden Klauen, das Mahlen der Räder im Sande.

Zwei, drei lange Stunden geht es in gleichem, geruhigem Schritt, und dann ist der Nachttreck beendet.

Wiederum Halt und die Ochsen ausgespannt und mit den Riemen fest an die Joche gebunden. Allmählich sinkt eines der Tiere nach dem andern in die Knie, legt sich schnaufend zur Ruhe, zum Wiederkäuen, um erst bei Sonnenaufgang vor der Abfahrt wieder ein Weilchen auf Weide zu wandern.

Den nahen Morgen künden mit frohem Gezeter die Frankoline, wecken die Menschen vom Schlaf. Da kriechen die ersten aus den Decken, hocken sich an das schnell wiederentsachte Feuer, wärmen sich, die Hände über die Flammen breitend. Denn gegen Sonnenaufgang ist die kälteste Stunde des Tages.

Hat man genügend Wasser, wäscht sich der Sauberkeitsbedürftige, während vielen dieses als überflüssig erscheint. Bald schon kocht das Wasser für den Kaffee. Der Treiber wirft ab und zu einen Blick nach seiner Morgenkost, während er mit scharfem Messer ein dünnes Stück Riemen haarfein zum Vorschlag für die Peitsche zurechtschneidet. Der kleine Fausleiter aber legt sich seine zerfetzte Decke um den fast nackten braunen, staubigen Leib, stelzt mit noch

vom Liegen steifen, dünnen Knabenbeinen durch das Gras auf Ochsenfuche. Der Farmer greift wohl prüfend ans Rad, ob auch die Achsen gut mit Fett versehen sind, daß die Buchsen nicht heiß laufen. Da — der eine Reifen am Rad wackelt! Ja, ja, der Wagen wird alt! Schnell werden ein paar Holzkeilchen mit dem Beil zurechtgehauen und zwischen Felgen und Eisenreifen geschlagen. Gegen Mittag gießt an der nächsten Tränkstelle der Kasorotwa schnell Wasser über die Räder, daß das Holz aufquillt und sich wieder fester ins Eisen strammt. Na, bis zur nächsten Regenzeit ist's ja nicht mehr lang, für die Zeit werden sie noch aushalten, und dann sind sie wieder fest und stabil, wenn sie auch nachher um so schneller verfallen.

Mit den Beinen von der Keeling baumelnd, hockt beim nächsten Treck wohl hin und wieder ausruhend der Treiber, klemmt sich hinter ihm bescheiden der Tauleiter, während der Weiße auf seiner Vorkiste sitzt, das schußfertige Gewehr griffbereit neben sich.

So zieht der Ochsenwagen durchs Land, durch Afrikas endlose Fluren, und ist er alt und verfällt, dann finden sich noch immer viele Teile an ihm, die wertvoll auf der Farm verwendet werden können.

Und dort der alte Afrikander, der im Schuppen vor mir sein Eisen rotglühend auf den Amboss legt, weiß, daß dieser Amboss schon Tausende von Meilen als Achse des Ochsenwagens, der als Gerümpel neben der Hütte liegt, über Land gefahren ist.

Klingt das Eisen unterm Hammerschlag,
Werden alte Lieder wach!
Doch nur der versteht die Weisen,
Der mit dir durchs Land tat reisen.

Inhalt

Der Frühlingsfarmer	9
Wilde Feste	54
Kandandi	73
Mit der Kamelkompagnie in der Kalahari . . .	92
Auf eigener Scholle	113
Krieg im Busch	134
Farmerſchickſal nach Friedensſchluß	166
Nach Südafrika	212

Vom selben Verfasser sind bisher erschienen:

Onduno

Afrikanische Tiernovellen / 8. Auflage

*

Satan

Afrikanische Erzählungen / 4. Auflage
Holländische Ausgabe / 2. Auflage

*

Die zweite Heimat

Afrikanische Gedichte

*

Afrika = Lieder

Auswahl aus der zweiten Heimat
Vertont von R. Rueff

*

Durchs verbotene Afrika

Vom Kilimandscharo zum Nil

*

Life = Story of a Gemsbock

*

Die Farm im Steppenland

*

Afrika = Kalender

(1923 / 1924 / 1925 / 1926)

Im Lande des Dju=Dju

Reiseerlebnisse im östlichen Stromgebiet des Niger

von Hermann Dehner

Major a. D., Dr. phil. h. c.

Mit zahlreichen Abbildungen, Zeichnungen und Karten

Geheftet 3 Mark

Halbleinen 5 Mark

Voll packender Augenblickswirkung weiß Hermann Dehner über eine Reise zu berichten, die er im wilden westafrikanischen Gebirgsland gemacht hat. Als Vertreter Deutschlands führte er 1912/13 eine Abteilung, die die Grenzvermessung zwischen dem deutschen Kamerun und dem englischen Nigeria ausführen und die Grenze in schroffen Gebirgen und unzugänglichen Wäldern festlegen sollte. Deutlich treten in der lebendigen Schilderung Dehners wie auch in den zahlreichen, meist gut ausgewählten Photographien und Zeichnungen die verschiedenen anthropo-geographischen Typen hervor.

(Kölnische Zeitung.)

Im hellsten Afrika

von Carl E. Akeley

Aus dem Englischen von Martin Proskauer

Geleitet von Professor Dr. Ludwig Heck,

Direktor des Zoologischen Gartens zu Berlin

Mit 23 Bildertafeln nach Aufnahmen des Verfassers

Geheftet 4 Mark

Ganzleinen 6 Mark

Die Ausführungen des Amerikaners Akeley, der sich aus kleinen Anfängen zu einem mit Museums- und Staatsaufträgen bedachten berühmten Tierausstopfer entwickelt hat, sind interessant durch die eindringliche, liebevolle Art, mit der er das Wildtier in der Natur beobachtet, um seine Haltung und Bewegung zu erforschen. Um Museumsexemplare zu gewinnen, mußte er selber ein großer Jäger werden, aus den Wildherden heraus die geeigneten Tiere erlegen und sie alsbald mit peinlichster, mühevollster Sorgfalt präparieren.

(Kölnische Zeitung.)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Kongoerinnerungen

12 Jahre Arbeit und Abenteuer im Innern Afrikas

von Paul Landbeck

Mit 42 Abbildungen nach photograph. Aufnahmen des Verfassers

Geheftet 1,50 Mark / Halbleinen 3 Mark / Halbleder 6 Mark

Reiche Kenntniffe von Leben und Sitten der Eingeborenen gibt der Verfasser in sachlicher, ungeschminkter Schilderung in seinem Buche wieder. Spannende Jagderlebnisse, von hohem Naturempfinden zeugende Beschreibungen tropischer Landschaften, des Urwaldes, des gewaltigen Kongoströmes, der riesenhaften Wasserfälle werden durch zahlreiche Abbildungen wirksam vor Augen geführt.

(Frankfurter Zeitung.)

Im Schatten afrikanischer Jäger

Bilder aus den Steppen am Kilimandscharo

von Rudolf de Haas

Geheftet 1 Mark

Gebunden 2 Mark

Behmütige Erinnerungen an unsere verlorenen Jagdgehilfen in unseren herrlichen und blühenden ostafrikanischen Besitzungen weckt dieses Buch, das uns andererseits wieder mit Freude erfüllt über die lustigen, kernfrischen deutschen Männer mit ihrem derben Weidmannshumor, mit dem sie hinausjagen in die unermesslichen Reviere, die überreich bestanden waren mit Wild und Gethier aller Art. Der Verfasser weiß jedem Wilde und jeder Jagdart die humoristische Seite abzugewinnen, trotzdem beseelt ihn, wie jeden echten Weidmann, die Liebe zur Kreatur, ohne die eine weidmännische Jagd undenkbar ist.

(Der Tag, Berlin.)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Mit Lettow = Vorbeck durch Afrika von Ludwig Deppe

Mit 143 Textabbildungen und 4 Karten
Halbleinen 4 Mark

Auf mehr als 500 Seiten, geschmückt durch zahlreiche treffliche Aufnahmen seitens des Verfassers, enthüllen sich unserm geistigen Auge Selbenschicksale von erschütternder Tragik. — Aber auch der Humor kommt zu Worte und legt Zeugnis davon ab, daß die deutschen Kämpfer und ihre schwarzen Verbündeten unter den furchtbaren Strapazen, dem häufigen Mangel am Notwendigsten den Lebensmut nicht verloren.
(Staat und Wehrmacht, Oldenburg.)

Kriegssafari

Erlebnisse und Eindrücke auf den Zügen
Lettow-Vorbecks durch das östliche Afrika
von Richard Wenig

Mit zahlreichen Originalphotographien und einer Kartenbeilage
Geheftet 1 Mark, Gebunden 2 Mark

Der Verfasser schildert als Mitkämpfer den Zug der Getreuen Lettow-Vorbecks durch das portugiesische Afrika, durch Deutsch-Ost-Afrika und durch Rhodesien vom November 1917 bis zum Waffenstillstand im November 1918. In zwangloser Darstellung beschreibt das mit frischer Lebendigkeit und erfreulicher Anschaulichkeit geschriebene Buch die Kämpfe und Leiden, die Gewaltmärsche und Entbehrungen, aber auch die Siege und Erfolge des Kriegszuges durch Länder, die bis dahin so gut wie unbekannt gewesen sind.
(Literarisches Zentralblatt für Deutschland, Leipzig.)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Arsenjew, Wladimir R. In der Wildnis Ost-sibiriens.

Forschungsreisen im Ussurigebiet. Übersetzt von Franz Daniel. Geleitwort von Fridtjof Nansen. 1. Band mit 65 Abbildungen und Karte. Geheftet 7.50 M. Ganzleinen 9.50 M. 2. Band mit 90 Abb. und Karte. Geheftet 7 M. Ganzleinen 9 M.

Arsenjew, Wladimir R. Russen und Chinesen in Ostsibirien.

Übersetzt von Franz Daniel. Mit 99 Abbildungen und einer Karte. Geheftet 9.50 M., Ganzleinen 12 M.

Behrmann, Dr. Walter, Prof. der Geographie an der Universität Frankfurt. Im Stromgebiet des Sepik. Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea. Mit 101 Abbildungen und einer dreifarbigten Karte. Geheftet 3 M., Halbleinen 5 M., Halbleder 8 M.

Forstmann, Carl. Himatschal. Die Throne der Götter. 25 Jahre im Himalaya.

Mit 91 Abb. nach photographischen Aufnahmen auf Tafeln, 77 Textillustrationen, zwei Beilagen und einer Karte. 432 S. Gr. 8°. Geh. 12 M. Ganzleinen 15 M.

Hedges, F. A. Mitchell. Kämpfe mit Riesenfischen. Aus dem Englischen übertragen von Martin Proskauer. Vorrede von Dr. Fritz Stowronnek. Mit 49 Abbild. 6.—10. Tsd. Geheftet 5 M. Ganzleinen 7 M.

Kaarsberg, Selge. Mein Sumatrabuch.

Aus dem Dänischen übersetzt von Erwin Magnus. Mit 16 ganzseitigen Abbildungen. Halbleinen 6 M.

McGovern, Dr. William Montgomery. Als Kuli nach Lhasa. Eine heimliche Reise nach Tibet.

Aus dem Englischen von Martin Proskauer. Mit 48 Abbildungen und 4 Skizzen. Geheftet 7 M. Ganzleinen 9 Mark.

Begener, Georg. Im innersten China. Ein Forschungsreise durch die Provinz Kiang-si.

Mit 176 Abbildungen und einer Originalkarte. Geheftet 13 M., Ganzleinen 16 M.

Ausführliche Prospekte kostenlos und portofrei.

August Scherl G. m. b. H. / Berlin

SEP 25 1956

THREE WEEKS

Four Weeks Book

Saint Paul Public Library

294592

G-DT
A81A

Copy 1

W-UM

WITHDRAWN

WITHDRAWN

DO NOT REMOVE BOOK CARDS FROM POCKET.

DATE DUE is the last date stamped on book card or slip.

DO NOT LEND YOUR LIBRARY CARD. YOU ARE RESPONSIBLE for all loans and fines.

FINES ON OVERDUE BOOKS AND MAGAZINES:

Adult books and magazines—Two cents a day.

Juvenile books and magazines—One cent a day.

You may use your library card at the Main Library and all of its branches.

THE ST. PAUL PUBLIC LIBRARY

SAINT PAUL PUBLIC LIBRARY



3 2091 00526 5005

SS GERMAN DT A81A

Aschenborn, Hans Anton, 1888-
Afrikanische Buschreiter; Lehr-

SS